

Uwe Topper

DIE »GROSSE AKTION«

EUROPAS ERFUNDENE GESCHICHTE



GRABERT

Die planmäßige Fälschung
unserer Vergangenheit
von der Antike bis zur Aufklärung



Jahrzehntelang haben im Mittelalter Mönche die Geschichte geschrieben – und erfunden. Seit langem ist bekannt, daß zahlreiche Dokumente und Urkunden der damaligen Zeit gefälscht sind und daß Renaissance-Humanisten eigene Schriften antiken Autoren unterschoben. Aber erst langsam wird deutlich, daß unser ganzes Geschichtsbild von der Antike bis zum frühen Mittelalter falsch ist. Ist die Bibel

kaum mehr als 1000 Jahre alt? Wurde Tacitus' ›Germania‹ erst um 1500 geschrieben? Ist Roswitha von Gandersheim eine in der Renaissance erfundene Gestalt? Warum wurde so gefälscht?

Dieses Buch zerreißt den Vorhang vor einer der größten Fälschungsmaßnahmen der Weltgeschichte. Der Verfasser legt unter Bezug auf viele Wissenschaftler und eigene Forschungen das ganze Ausmaß der Verschleierung und Neuschöpfung unserer frühen Geschichte in den Mönchszellen und Humanistenstuben dar. Viele Helden und Heilige des frühen Mittelalters werden als reine Romanfiguren erkannt, die der historischen Absicherung von Machtinteressen dienen sollten. Unsere Generation hat erstmals die Möglichkeit, die deutsche und europäische Vergangenheit von den aufgezwungenen Lügen zu befreien.

ISBN 3-87847-172-6

GRABERT



UWE TOPPER

—
DIE
GROSSEAKTION

EUROPAS ERFUNDENE GESCHICHTE

*Die planmäßige Fälschung
unserer Vergangenheit
von der Antike bis zur Aufklärung*



GRABERT-VERLAG-TÜBINGEN

Druck: Kösel-Druck, Kempten
Satz und Umschlaggestaltung: Grabert-Verlag, Tübingen

*Als mittelständisches, unabhängiges Unternehmen
stellen wir alle unsere Bücher in Deutschland her
und erhalten damit Arbeitsplätze!*

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

Topper, Uwe:

Die „Große Aktion“ : Europas erfundene Geschichte /
Uwe Topper. - Tübingen : Grabert, 1998
ISBN 3-87847-172-6

ISBN 3-87847-172-6

© 2. Auflage 2000 by Grabert-Verlag,
Postfach 1629, D-72006 Tübingen

Gedruckt in Deutschland

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten. Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages sind Vervielfältigungen dieses Buches oder von Buchteilen auf fotomechanischem Weg (Fotokopie, Mikrokopie) nicht gestattet.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort - 9

Kapitel 1

Drei Ankläger - 13

Harduinus -13

Der Sprachforscher Baldauf -16

Kammeiers „Große Aktion“ - 20

Kapitel 2

Die Blutzeugen — 25

Motto: »Ave, Deo, morituri te salutant« - 25

Ignaz von Antiochien - 29

Kapitel 3

Humanisten - 31

Roswitha von Gandersheim, die deutsche Nonne - 31

Der erotische Esel des Apuleius - 39

Nikolaus Kusanus - 42

Verschwörung? - 43

Tacitus und seine Germania - 45

Kapitel 4

Blick in die Werkstatt - 53

Hochblüte - 58

Der Fälscher auf dem Stuhl Petri - 59

Marc Aurel, der christliche Kaiser - 62

Der Fundamentalist Erasmus von Rotterdam - 69

König Arthur wird geschichtlich - 71

Kapitel 5

Die Wiedereroberung in Spanien — 77

Die Kritik der fabulierten Geschichte von Antonio - 79

In bester Gesellschaft - 83

Die „erste Kirche“ in Hispanien - 87

Falsche Grabsteine? - 90

Gotenmünzen - 94

Kapitel 6

Väter unserer Geschichtsschreibung - 105

Julius Africanus - 105
Eusebius von Cäsarea - 111
Zwischenbilanz - 118
Orosius und Gregor - 121
Beda Venerabilis - 123 Am
Wendepunkt - 127

Kapitel 7

Die Geburt des Fegefeuers - 133

Augustin -138
Rückprojektion - 142
St. Patrick - 148
Wandlung -150

Kapitel 8

Ketzer und Heiden - 157

Arianismus - 157
Heidentum - 162
Sprache - 169
Kunst -177

Kapitel 9

Wann entstand unsere Bibel? - 181

Das Alte Testament - 183
Das Neue Testament - 195
Erste Ergebnisse: Mysterienspiele - 199
Annäherung - 204
Jahreszählungen - 205

Kapitel 10

Die Kronzeugen - 211

Die Thora -214
Die Rollen von Qumran - 215
Septuaginta - 217
Makkabäer - 219
Evangelium - 220

Evangelienharmonie - 222

Im Orient - 224

Bibellatein - 226

Kanonbildung - 228

Handschriften - 229

Kapitel 11

Der frühe Islam — 233

Entstehungszeitpunkt - 237

Kapitel 12

Verteidigungsstrategien — 241

Rom in China - 243

A s t r o n o m i e - 250

Geschichtsschreibung der „Tang“ - 253

Bereinigung - 259

»Le dénicheur de saints« - 260

Der Jesuit Germon - 261

Die Bollandisten - 264

Fazit - 267

Einwand - 268

Nachtrag - 271

Der russische Vorstoß — 271

Literaturverzeichnis — 275

Personen- und Sachverzeichnis — 283

Vorwort

Dieses Buch kommt einer Demaskierung gleich. Die große Bühne ist hier die Weltgeschichte zwischen Antike und Renaissance. Nicht von romantischen Nebelschwaden zu Visionen angeregt, sondern mit grellem Scheinwerferlicht auf die Laboratorien der Geschichtsschreiber gelenkt, wird der Vergangenheit der Schleier vom Antlitz gerissen. Was dahinterliegt, zeigt sich erst in Umrissen, denn das Auge ist noch nicht geschult, die Wirklichkeit zu erfassen. Nur soviel ist schon sichtbar: Die Geschichte war völlig anders, als wir sie in der Schule gelernt haben.

Dies ist kein Bildersturm. Wenn die großen Helden der Geschichte sich als Strohleute oder aufgeblasene Luftballons erweisen, ist das bedauerlich, aber bedeutungslos. Heldenkult ist ein echtes Bedürfnis der europäischen Völker. Es entspringt einem religiösen Anliegen, das mit Ahnenkult, Götzenanbetung und Selbstfindung zusammengeht. Diese Helden vom Sockel zu stürzen, habe ich nicht vor. Es gibt auch Theologen, die ihren Glauben behalten haben, *nachdem* sie erkannten, daß Jesus keine historische Gestalt war.

So versuche ich hier den Beweis zu erbringen, daß die von Kammeier behauptete *Große Aktion*, nämlich die Fälschung unserer Geschichte im Hochmittelalter und der Renaissance, tatsächlich stattgefunden hat.

Ich kann Kammeier leider nicht als Beweisgrundlage heranziehen, denn er ist fast unbekannt und wurde seinerzeit abgelehnt. Ich muß mich darauf beschränken, seine Gedanken kurz zusammenzufassen und biete im übrigen meine eigenen Überlegungen.

Die Klärung der Geschichtssicht, die ich hier anstrebe, zerstört nicht König Arthur oder Kaiser Karl als Vorbilder Europas, sondern zeigt, wann und wie diese Gestalten entstanden sind und daß ihre großartigen Taten schöne und häßliche Romane sind. Erst dadurch können wir sie in unsere gemeinsame Geschichte einbeziehen: indem wir sie als literarischen Ausdruck eines abendländischen Verlangens nach Form und Ordnung verstehen.

Im anderen Falle wäre es unerträglich: Wenn Karl der Große wirklich viertausend der edelsten Sachsen bei einem Gastmahl umgebracht oder aus Rache für seinen Freund Roland 130 000 Sarazenen im Ebro ersäuft hätte (wobei Gott noch eigenhändig die Sonne anhielt, damit Karl seinen Blutdurst auch stillen konnte) würden wir uns auf alle Zeiten als Gegner gegenüberstehen.

Erst wenn diese angeblich historischen Ereignisse als Märchen und Lügen, Propaganda und Spinnereien aufgedeckt sind, erst wenn unser Geschichtsbild von diesen Irrtümern bereinigt ist, werden wir Verständnis für unsere Nachbarn aufbringen und zu einem friedlichen Nebeneinander gelangen.

Erstaunlicherweise ist der von mir gefundene Sachverhalt nicht völlig neu und nicht unbekannt. Es gab *immer* einige Schriftsteller und Forscher, die die jeweiligen Fälschungen erkannten und heftig bekämpften. Es gibt so etwas wie eine zweite Schiene in der Wissenschaft, die parallel zur erzwungenen Lehre verläuft und immer wieder mutig aufdeckt, wo das Weltbild willentlich und bewußt manipuliert wird. Diese wissenschaftlichen Ketzer, auf die ich während meiner kritischen Sichtung gestoßen bin, werde ich ebenfalls vorstellen.

Ansonsten werde ich einige moderne Autoren benutzen, die in der augenblicklichen Diskussion grundsätzlich als über jeden Zweifel erhaben gelten, wie zum Beispiel Gertrud Bodmann, Regine Sonntag, Jacques LeGoff usw., oder einige um die Jahrhundertwende geschriebene Standardwerke wie die von Delitzsch, Harnack, Wellhausen usw. Ich verwende alle diese Arbeiten durchaus im positiven Sinne, also nicht, um sie zu widerlegen, lese sie aber unter dem neuen Blickwinkel, den Baldauf, Spengler, Kammeier, Olagüe, de Oliveira, Hunke und andere in unserem Jahrhundert aufgedeckt haben.

Anmerkung

Die Niederschrift dieses Buches begann ich im Sommer 1994 in Berlin. Durch Forschungsreisen ins Ausland verzögerte sich die Schlußfassung. Die vor allem in Spanien gewonnenen Erkenntnisse berei-

cherten den Stoff. Einige Teile habe ich in Vorträgen und Aufsätzen schon im kleinen Kreis bekanntgemacht. Diesem Kreis (Berliner Geschichtssalon; Zeitensprünge, Efodon u.a.) verdanke ich zahlreiche Anregungen. Die wichtigsten sind im Literaturverzeichnis aufgeführt. Christoph Marx möchte ich an dieser Stelle als einem der Urheber der Idee besonders danken.

Zitate fremdsprachiger Texte habe ich – wenn nicht anders vermerkt – selbst übersetzt.

Drei Ankläger

Die Behauptung, das Christentum sei eine europäische Schöpfung, die nicht vor dem 10. Jahrhundert entstanden ist, leuchtet zwar ein und hat viele Befürworter, muß aber dennoch in diesem ganz neuen Sinn von Anfang an erklärt werden. Die Beweispunkte richten sich gegen die allgemeine Lehrmeinung, gegen unzählbar viele Bücher und gegen das „normale“ Wissen, das wir alle in der Schule eingetrichtert bekamen. Dagegen anzugehen ist mit einem so kurzen Buch nur stichwortartig möglich. Es geht nämlich um die gesamte Kirchengeschichte und vermutlich noch um viel mehr: um unsere Kenntnis der Antike und des frühen Mittelalters überhaupt.

Drei wichtige Streithähne, die etwas ganz Wesentliches gefunden haben, will ich an den Anfang stellen. Wahrscheinlich hatten die Nachfolger jeweils keine Ahnung von ihren Vorgängern, zumindest erwähnen sie sie nicht.

Harduinus

Der erste war Jean Hardouin, ein gelehrter Jesuit, der 1646 in der Bretagne geboren wurde und als Bibliothekar und Lehrer in Paris lebte. Mit zwanzig Jahren trat er in den Orden Jesu ein, ab 1683 leitete er die königliche französische Bibliothek. Mit einem von allen Zeitgenossen ehrlich bewunderten Scharfsinn und außergewöhnlichem Fleiß — er arbeitete alle Tage von morgens 4 Uhr bis spät in die Nacht — durchforschte er das gesamte zugängliche Geschichtswissen. Außer seinen Kenntnissen in Theologie spezialisierte er sich auf alte Sprachen, Archäologie, Münzkunde, Chronologie und Geschichtsphilosophie. Seine Schriften bezeugen einen umfangreichen Wissensstand und schufen ihm allgemeine Anerkennung. 1684 gab er die Reden des Temistius heraus, schrieb über Horaz und Münzkunde und veröffentlichte 1695 eine genaue Untersuchung des Todestages Jesu, in der er feststellte, daß das

letzte Abendmahl nach galiläischer Sitte tatsächlich an einem Donnerstag, und nicht am Freitag stattgefunden haben muß.

Die französische Kirchenversammlung von 1687 übertrug ihm die ungeheuer wichtige und schwere Aufgabe, sämtliche Konzilsakten vom 1. Jahrhundert bis zu Hardouins Lebenszeit nach den gewandelten dogmatischen Gesichtspunkten neu zu ordnen und ihre Drucklegung vorzubereiten. König Ludwig XIV. übernahm die Kosten des Druckes. Nach 28 Jahren (1715) war die Monsterarbeit beendet. Jansenisten und andere Gruppen feindeten Hardouin allerdings an —sie mißtrauten seiner Ehrlichkeit — und verzögerten die Freigabe der Konzilsakten um zehn Jahre, bis sie 1725 endlich freigegeben wurden. Diese Konzilsakten sind bis heute als mustergültig anerkannt. Mit seinen völlig neuen historischen Maßstäben schuf er eine Grundlage für alle wissenschaftlich arbeitenden Zeitgenossen.

In der Zwischenzeit hatte er mehrere andere Schriften herausgegeben (vor allem eine kritische Ausgabe der Naturgeschichte des Plinius 1723), die ihm großen Ruhm eintrugen. Sein makelloser Lebenswandel ließ viele seiner Zeitgenossen und die Jüngergeborenen in Verehrung vor seinem Werk erstarren, weshalb ihm manche harte Absage, die er dem überlieferten Schriftgut der Antike erteilte, verziehen wurde.

Er hatte nämlich schon 1690 in seiner Verteidigung des *Briefes des Heiligen Chrysostomus an den Mönch Cäsar* (Paris, 81 S.) auf den letzten drei Seiten behauptet, daß viele Werke vermeintlicher antiker Autoren wie Cassiodor, Isidor von Sevilla, St. Justin Märtyrer u.a. erst viele Jahrhunderte später geschrieben, also erfunden und gefälscht worden sind. Das löste bei seinen Kollegen einen großen Schrecken aus, nicht nur, weil ein derartiges Urteil von einem der gelehrtesten Männer seiner Zeit schwer abzulehnen war, sondern weil viele dieser Kollegen auch im Bilde waren über den gesamten Fälschungsvorgang und nur den Skandal scheuten. Dies zeigte sich an den zaghaften positiven Stimmen, die Hardouin erhielt.

Er verstärkte darum seine Behauptungen und hielt bald fast alle Bücher des klassischen Altertums mit Ausnahme einiger weniger —der Schriften des Cicero und Satyren des Horaz, der Naturgeschichte des Plinius und der *Georgica* des Vergil — für Fälschungen, die von Mönchen im 13. Jahrhundert verfaßt und schrittweise ins euro-

päische Kulturgut eingeschleust worden seien. Dasselbe gelte ebenfalls von Kunstwerken, Steininschriften und Münzen und besonders auch von allen Konzilsakten vor dem Tridentinum (16. Jahrhundert), selbst von der griechischen Übersetzung des Alten Testaments und der angeblichen griechischen Urfassung des Neuen Testaments. Sie sollen ebenfalls sehr spät abgefaßt sein. Hardouin erklärte nämlich mit guten Gründen, daß Jesus und die Apostel — wenn überhaupt — in Latein gepredigt hatten. Mit diesen Thesen brachte er die gesamte Wissenschaftlerwelt in hellen Aufruhr, was eben nur möglich war, weil die Argumente hieb- und stichfest waren und er als Person großes Ansehen genoß. Sein Orden maßregelte ihn und verlangte Wiederrufung, die Hardouin aber nur lauwarm leistete. Als er 1729 starb, hatte er zahlreiche Anhänger und noch mehr Gegner auf den Plan gerufen, die sich sachkundige, aber auch fanatische Schriftgefechte lieferten. Seine nachträglich gefundenen Entwürfe waren noch viel schärfer im Ausdruck, denn sie bezeichneten die kirchlichen Geschichtswerke »als Arbeiten einer und derselben geheimen Verschwörung wider den rechten Glauben«. Als einen der Hauptfälscher nannte er den Archonten Severus (13. Jahrhundert).

Hardouin stellte eine enorme Sammlung von Schriften der Kirchenväter auf, die er alle einzeln abkanzelt und die vermutlichen Fälscher verflucht. Darunter fiel auch der heilige Augustin, über den Hardouin mehrere Werke schrieb. Man nannte seine scharfe Kritik schon bald das »System des Hardouin«, denn obgleich er Vorgänger gehabt hatte — ich werde eine ganze Reihe vorstellen —, war doch niemand bisher mit dieser Schärfe ans Werk gegangen. Erst nach seinem Tod erholte sich die Theologenwelt von dem Schock und begann schrittweise die Wiedergewinnung der verlorenen Texte. Wo dies unmöglich schien, ließ man sie fallen, doch haben sich auch einige dieser endgültig abservierten Fälschungen — zum Beispiel die Briefe des Ignatius, „Anfang 2. Jahrhundert“ — heute wieder als heilige Schriften eingeschmuggelt (siehe im nächsten Kapitel).

Einer seiner Gegner, der gelehrte Bischof Huet, sagte: »Hardouin hat 40 Jahre lang hart gearbeitet, um seinen guten Ruf zunichte zu machen, aber er hat es nicht geschafft.«

Das Urteil eines Kritikers, Henke, ist sicher korrekt: »Hardouin war zu gelehrt, um nicht zu wissen, was er wagte, zu verständig und

eitel, um seinen Ruf auf ein so mißlich zerstörerisches Werk zu setzen, zu ernsthaft, um nur andere Gelehrte etwa auf eine lustige Art beschäftigen zu wollen. Er gab seinen vertrauten Freunden deutlich genug zu erkennen, daß man vor allen Dingen das Ansehen aller christlichen Kirchenväter und älteren Kirchengeschichtsschreiber umstürzen und in diesem Umsturze die ganze Menge heidnischer Schriftsteller nur mit fortreißen müsse, um allen historischen Glauben zu vernichten.«

Einige Werke Hardouins wurden vom französischen Parlament verboten. Ein Straßburger Jesuit gab aber ein verbotenes Buch neu heraus. Das Nachlaßwerk *Prolegomena ad censuram scriptorum veterum* (»Vorrede zu einer Kritik der alten Schriftsteller«) wurde in London 1766 gedruckt; es ist in Frankreich verboten und heute äußerst rar.

Im Laufe der nächsten Generationen geriet der Streit jedoch wieder in Vergessenheit, obgleich Hardouins Argumente eigentlich nie völlig aus dem Weg geräumt werden konnten.

Seine Kritiken an den Münzen hatten zumindest den Vorteil, daß viele Fälschungen oder falsch datierte Stücke erkannt wurden und insgesamt eine strengere Arbeitsweise in der Geschichtswissenschaft eingeführt wurde.

Der Sprachforscher Baldauf

Der nächste in zeitlicher Folge war Robert Baldauf, der um die Wende zum 20. Jahrhundert Professor an der Universität Basel war und ein großes Werk über dieses Problem in Arbeit nahm, *Historie und Kritik*, dessen 1. Band 1903 in Leipzig herauskam und in dem er sich mit den *Gesta Caroli magni* (= Taten Karls des Großen) beschäftigt, die von einem Mönch „Notker“ im Kloster St. Gallen erdacht wurden.

Da findet er zahlreiche Ausdrücke aus den romanischen Umgangssprachen und aus dem Griechischen, die für die St. Gallener Handschrift viel zu früh kommen, und zieht folgendes Fazit: Die *gesta* des Stotterers Notker (9. Jahrhundert) und die *casus* des Ekkehart IV., Schülers von Notker dem Deutschen (11. Jahrhundert), weisen so auffallende Übereinstimmungen in Stil und Sprache auf, daß sie wohl

von demselben Mann geschrieben sein dürften. Da sie auf den ersten Blick inhaltlich nichts miteinander gemein haben, also nicht abgeschrieben sein können, muß hier Fälschung vorliegen.

»aber klingen diese St. Galler schauermärchen nicht an andere berichte an, die man zumeist als historisch-zuverlässige quellen ansieht? nach dem mönch von St. Gallen lässt Karl d. gr. die köpfe der schwertgroßen Slavenjugend vom rumpfe springen, nach Einharts annalen lässt er bei Verden an der Aller 4500 Sachsen hinrichten. wer ist da sagenhafter?« (S. 147)

Es gibt auch viele auffällige Verstöße gegen den behaupteten Zeitrahmen, so etwa die häufigen Badegeschichten »mit pikantem Beigeschmack«, die erst nach der Bekanntschaft mit dem islamischen Orient auftreten können und an einer Stelle sogar auf die Wasserdalien (= Gottesurteile) der Inquisition hinweisen.

Notker kannte sogar Homers *Ilias*, was Baldauf als absurd ansieht. Und die Mischung homerischer Szenen mit biblischen in den Karlsgeboten deckt noch weitere eigenartige Zusammenhänge auf, die Baldauf zwar schon herausarbeitet, aber — da nicht zum Thema dieses 1. Bandes gehörend — zunächst nicht weiter ausführt. Es zeigt sich nämlich, daß große Teile der Bibel, besonders die „Geschichtsbücher“ des Alten Testaments, derartig eng mit den Ritterromanen und der *Ilias* verflochten sind, daß eine gemeinsame Entstehungszeit wahrscheinlich wird.

Der 2. Band (IV C) ging schon 1902 aus der Basler Universitätsdruckerei hervor. Darin nimmt Baldauf die Dichtung der Griechen und Römer unter die Lupe und findet ganz erstaunliche Tatsachen, die einem unbedarften Liebhaber des klassischen Altertums eine Gänsehaut über den Rücken jagen. Nachdem er befremdende Details über die Vorgänge bei der „Wiederentdeckung“ klassischer Texte im 15. Jahrhundert aufgedeckt hat, faßt er (S. 19) erstmals zusammen:

»die übersicht über die humanistenfunde von 1416 in St. Gallen ergiebt merkwürdig viele widersprüche, dunkelheiten, unaufgeklärtes. man sollte das nicht auffällig, verdächtig finden dürfen? es ist so eine eigene sache mit funden! wie schnell lässt sich erfinden, was sich nicht finden lässt!«, und stellt sich dann die Frage, ob mi auch einen Quintilian erfinden könne. Quintilian kritisiert nämlich (in kap.

X,1) den Plautus, der ohnehin als Fälschung verdächtig ist, mit folgenden Worten: »die musen würden die sprache des Plautus reden, wenn sie lateinisch sprechen wollten.« (Plautus schrieb nämlich in Vulgärlatein, was für das 2. Jahrhundert v.Ztr. völlig undenkbar ist).

Machten die Kopisten oder Fälscher auch noch ihre Witze in ihren Werken? Wer die Tafelrunde Karls des Großen mit seinen „römischen“ Dichtern bei Einhard auf sich wirken läßt, findet den Humor, mit dem da Antike vorgegaukelt wird, sogar ergötzlich!

Baldauf untersucht nun einige klassisch-antike Dichter und stellt überrascht fest, daß da Stilmittel angewendet werden, die keineswegs antik sind, sondern typisch deutsch, wie z.B. Stabreim und Endreim. Er zitiert eine kritische Betrachtung von J. v. Müller, die ergibt, daß der Casina-Prolog des Quintilian »auf das zierlichste gereimt ist«.

Dies trifft auch auf andere lateinische Dichtung zu, sagt Baldauf und bringt verblüffende Beispiele. Der Endreim ist aber typisch deutsch und in der *romanischen* Dichtung erst durch die Troubadoure des Hochmittelalters eingeführt worden.

Baldaufs bewußte Ablehnung von Horaz läßt die Vermutung offen, daß er Hardouin kannte, der ja Horaz noch retten wollte. Eigentlich ist es undenkbar, daß er Hardouin nicht kannte, aber vielleicht wollte er nicht auf dessen Argumente eingehen, weil eben zwischen der theologischen Begründung Hardouins und der philologischen Baldaufs ein großer Unterschied besteht, ganz abgesehen von den zwei Jahrhunderten, die beide trennten.

Baldauf erkennt die *innere* Abhängigkeit zwischen Horaz und Ovid und sagt (S. 33) auf die Frage, wie dieses »recht evident gewordene ineinanderfließen der angaben antiker autoren« zu erklären sei: »die einen finden es ganz harmlos und unverdächtig, andere gehen wenigstens logisch vor und nehmen eine gemeinsame quelle an, aus der die jeweiligen autoren schöpften.« Er zitiert dazu E. Wölfflin, der mit einiger Verwunderung feststellen mußte, daß die klassischen Lateiner sich gegenseitig gar nicht zur Kenntnis nahmen und daß auch wir eigentlich nicht die Blüte der klassischen Literatur in Händen halten, sondern Rekonstruktionen von Schriften, deren Autoren wir nicht einmal dem Namen nach kennen. »oder wäre noch ein drittes möglich?« fragt Baldauf.

An griechischen wie lateinischen Versen weist er nun (S. 60) die Verwendung des Stabreims nach, stellt sogar einige Verse aus dem (echt deutschen) Muspilli daneben und fragt: »wie kommt ein so später dichter wie Horaz zu stabreimen?«, und Horaz germanisiert nicht nur, er italienisiert auch in seiner Rechtschreibung, die ein H einschleibt oder Vokale austauscht, was eher an moderne Sprachgewohnheiten anschließt. »aber es werden ja wohl nur die bösen abschreiber gewesen sein!« (S. 66)

Auch Cäsars *Gallischer Krieg* ist von solchen unpassenden Stilmerkmalen nicht verschont, »es wimmelt förmlich von diesen formen« (S. 83), von denen er zahlreiche Beispiele bringt und dann über die letzten drei Bücher des *Gallischen Krieges* und die drei Bücher des *Bürgerkrieges* von Cäsar urteilt: »sie sind ebenso sehr durch diese langweiliggeschwätzige reimerei ausgezeichnet. freilich gilt von dem 8. buch des gallischen krieges des A. Hirtius, dem bellum Alexandrinum und dem bellum Africae, genau dasselbe, und es ist mir unerfindlich, wie man nur jemals diese werke verschiedenen autoren zuweisen konnte. ein mensch mit nur ein klein wenig stilgefühl im leibe erkennt doch gewiss in allen diesen büchern eine einzige hand.«

Auch der Inhalt des *Gallischen Krieges* ist seltsam, etwa die Druiden der Kelten, die den ägyptischen Priestern gar zu sehr gleichen. »ein sehr merkwürdiger parallelismus!«, sagt Borber 1847, und Baldauf merkt an: »solcher parallelismen giebt es doch noch gar viele in der antiken geschichte! sie heißen: plagiate!« (S. 84)

Wenn tragische Rhythmen in Homers *Ilias*, Endreim und gar Stabreim in zahlreichen Dichtungen der Antike zum normalen Stilmittel der Poesie gehört hätten, argumentiert Baldauf (S. 97), dann wüßten wir das aus den Abhandlungen über die Schreibkunst ihrer Zeitgenossen. Möglicherweise haben sie das Geheimnis gekannt, aber gewahrt, fügt Baldauf in seiner ironischen Art an. Seine abschließenden Worte (S. 97 f.) möchte ich noch zitieren:

»ziehen wir die schlüsse: die durch weite zeiträume getrennten: Homer, Aeschylus, Sophokles, Pindar, Aristoteles sind etwas näher zusammenzurücken. sie sind wohl alle kinder eines jahrhunderts. ihre heimat ist aber gewiss nicht das alte Hellas, sondern das Italien des 14./15. jahrhunderts gewesen. unsere Römer und Hellenen waren die italienischen humanisten.

noch einmal: die auf papyrus und pergament geschriebene geschichte der Griechen und Römer ist durchweg, die auf erz, stein etc. geschriebene zum grossen teil eine geniale fälschung des italienischen humanismus. . . der italienische humanismus hat der erde die schriftlich fixierte welt des altertums und die bibel geschenkt, und im verein mit den humanisten der anderen länder die geschichte des frühen mittelalters. die periode des humanismus ist keine receptive zeit gelehrten sammeleifers gewesen, sondern eine welt der ureigensten, produktivsten, ungeheuersten geistigen tätigkeit: über ein halbes jahrtausend ist die bahn gegangen, die er gewiesen hat.

diese behauptungen klingen abenteuerlich, mehr als seltsam. aber sie lassen sich beweisen. einige der bewiese liegen hier vor, andere werden folgen, bis der humanismus in seinem innersten wesen erkannt ist. thöricht wäre es, über die vorliegenden thesen zur tagesordnung überzugehen.«

Meines Wissens ist es Baldauf nicht gelungen, außer den beiden genannten Bänden weitere zu veröffentlichen. Von der Anlage des Werkes, das auch die sehr späte Abfassung der Bibel einbezieht, läßt sich sagen, daß seine Manuskripte, falls sie auffindbar sein sollten, noch manche Überraschung bergen.

Kammeiers „Große Aktion“

Der dritte Ankläger war Wilhelm Kammeier, geboren »etwa zwischen 1890 und 1900« (Niemitz 1991). Er studierte Jura und war zuletzt Schullehrer in Thüringen, wo er völlig verarmt in den fünfziger Jahren gestorben ist.

Seine Angriffsfront waren die Dokumente des Mittelalters. Jegliche Urkunden, sagt er, die Schenkungen oder Erteilung von Privilegien rechtskräftig machen sollen, müssen vor allem vier Hauptforderungen erfüllen: Sie müssen erkennen lassen, *wer wem wann* und *wo* diese Urkunde ausgestellt hat. Eine Urkunde, deren Empfänger oder Datumszeile offenblieb oder retuschiert wurde, verliert ihre juristische Wirksamkeit.

Das scheint mir selbstverständlich, angeblich aber nicht den Menschen des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit.

Über Jahrhunderte hinweg tragen viele Urkunden kein volles Datum, es fehlt entweder das Jahr oder der Tag oder beides. Sie sind also juristisch gesehen wertlos. Kammeier konnte mit juristischer Präzision diesen Sachverhalt an Hand guter Unterlagen (besonders der mehrbändigen Ausgabe von Harry Bresslau, Berlin 1889 bis 1931) deutlich herausarbeiten.

Bresslau (Bd. II, S. 442 ff) selbst nimmt die meisten Urkunden als echte Dokumente ihrer Zeit, wundert sich aber, daß das 9. und 10. sowie auch das 11. Jahrhundert eine Zeit war, »in der in der Tat der mathematische Sinn mancher Urkundenschreiber auch in der Reichskanzlei so mangelhaft entwickelt war, wie man es kaum für möglich halten würde, wenn nicht die genaueste Untersuchung der Kaiserurkunden dieser Periode Belege in Fülle dafür erbracht hätte«. An Beispielen macht er klar, wie es damals zuging: Von Januar des 12. Regierungsjahres Kaiser Lothars I. (entspräche 835 AD) springt die Datierung im Februar auf das 17. Regierungsjahr desselben Kaisers über, behält dies aber nur bis zum März bei und bringt ab Mai länger als zweieinhalb Jahre lang das 18. Regierungsjahr. Unter Otto I. wurden zwei Urkunden mit »anno incarnationis 976« ausgestellt, obgleich sie in die Jahre 955 und 956 gehören, usw. Auch in der Papstkanzlei kommen solche Fehler häufig vor. Bresslau zieht allergenaueste Erwägungen in Betracht über örtlich verschiedene Jahresanfänge, über verschiedenen Bezug der Urkunde (auf den notarisch beglaubigten Akt oder den Ausstellungsmoment usw.), auch über psychologische Irrtümer (besonders kurz nach Jahresbeginn) und fehlerhafte Abschriften von Vorlagen – und dennoch: es bleiben übermäßig viele Urkunden mit völlig unmöglicher Datierung.

Aber an Fälschung denkt er nicht, im Gegenteil: Wenn sich Fehler mehrmals wiederholen, sind dies Beweise für die Echtheit der Urkunden! Und das sogar, obgleich viele Daten nachträglich angefügt sind oder in einer Weise angebracht, die uns das zwar nicht mehr erkennen, aber auch nicht ausschließen läßt, wie er selbst weiß. Mit all seinem Bienenfleiß konnte dieser hochgebildete Mann sich nicht so weit über die Materie, die er studierte, erheben, daß er sie in Frage zu stellen vermochte.

Das ist erst Kammeier gelungen.

Einer seiner Zeitgenossen, der in höchstakademischer Stellung forschte wie Bresslau, Bruno Krusch, wundert sich in seinen *Studien zur fränkischen Diplomatie* (1938, S. 56) über eine Originalurkunde, in der Buchstaben fehlen, »die Lücke ist leer gelassen«. Aber er kennt auch Diplome mit freigelassenen Stellen für die Namen der Begünstigten, »zum später nachtragen« (S. 11). Ge- und verfälschte Urkunden gibt es massig, sagt er, aber nicht jeder Diplomatiker sieht das ein. Es gibt auch »alberne Fälschungen« mit »unglaublicher Jahreszählung«, was schon Henschen und Papebroch im 17. Jahrhundert dazu führte, die Urkunde über das Privileg Chlodovechs I. als Fälschung zu erkennen. Das Diplom, das König Chlothars III. für Bze ausstellte und das Bresslau als beweiskräftig annimmt, ist für Krusch eine »plumpe Fälschung, die vielleicht deshalb nie angefochten wurde, weil jeder verständige Kritiker sie sofort als solche erkannte«. Und die Urkundensammlung *Chronicon Besuense* ist für ihn fraglos eine Fälschung des 12. Jahrhunderts. (S. 9)

Krusch äußert sich dann (ab S. 39) lobend über den 1. Band der Diplomsammlung von Pertz (1872), weil der neben 97 echten Mero-winger- und 24 echten Hausmeier-Urkunden fast genau so viele als gefälschte erklärt, nämlich 95 und 8. »Das Ziel der Urkundenforschung muß nun die vollkommene Scheidung der echten Urkunden von den Fälschungen sein, und der Urkundenforscher, der dieses Ziel nicht erreicht, hat in seinem Berufe die höchste Stufe nicht erklommen.« Krusch scheidet nämlich noch weitere der von Pertz als echt bezeichneten Urkunden als Fälschungen aus, darunter einige, die schon längst als solche entlarvt waren. Von den Fälschungen, die Krusch nachweist, sind einige so jämmerlich, daß jede Diskussion zuviel wäre, wie er sagt. Da gibt es erfundene Pfalzen, Kuckuckseier im Stil, falsche Daten. . . kurzum: Kammeier war nur etwas radikaler als diese Koryphäe der deutschen Forschung.

Vor einigen Jahren hat Hans-Ulrich Niemitz (1991) Kammeiers Thesen wieder vorgestellt und auch einige Schwächen kritisiert. Doch der nackte Tatbestand, den Kammeier aufdeckte, ist so deutlich, daß man erschrocken innehält. Es gibt nämlich von keinem wichtigen Dokument oder literarischen Werk des Mittelalters die Originalhandschrift, nicht einmal die den verschiedenen Kopien zugrunde liegende

„gemeinsame Vorlage“. Die erstellten Stammbäume der überlieferten Kopienketten zeigen dies mit beharrlicher Sturheit. Auf Zufall ist das angesichts einer dermaßen großen Zahl nicht mehr zurückzuführen. Kammeier zieht den Schluß: »Die vielen angeblich verlorengegangenen „gemeinsamen Vorlagen“ sind in Wahrheit niemals vorhanden gewesen.« (1980, S. 138)

Dann beschäftigt er sich mit dem Inhalt der „Urkunden“ und findet heraus, daß die deutschen Kaiser und Könige nirgendwo residierten, sie müssen ständig unterwegs gewesen sein. Nicht selten befanden sie sich an zwei Orten zugleich oder überbrückten in zu kurzer Zeit zu weite Entfernungen. Die auf diese Weise heute erstellten „Itinerare“ ergeben ein regelloses Hin- und Herziehen. (S. 66 ff.)

In vielen Urkunden fehlen nicht nur das Datum oder der Ortsname, sondern sogar der Empfängername (!). Dies betrifft zum Beispiel bei den Urkunden unter Heinrich II. ein gutes Drittel, bei Konrad II. nahezu die Hälfte aller Dokumente. Ein praktischer Zweck für diese Fälschungen muß also ausgeschlossen werden, denn man konnte sie nie vor Gericht als Beweis anführen.

Sodann läßt die ungeheure Menge an gefälschten Urkunden aufhorchen. Einige hier und da eingestreute Fälschungen hätte man durchaus zu erwarten, nicht aber den umgekehrten Fall: Es gibt fast keine echten Urkunden. Die Fälschungen sind oft äußerst schlecht ausgeführt, wobei nicht einmal die Schrift in sich stimmt. Oft wurde auf abgeschabten älteren Pergamenten neu geschrieben. Dergleichen Nachlässigkeit verstößt gegen alle Regeln der Fälscherzunft. Vielleicht sind die zahlreichen Überschreibungen von älteren Pergamenten („Palimpsest“) aus dem Bemühen zu erklären, möglichst „echte“ alte Schreibunterlagen zu verwenden.

Soviel steht fest: Die Widersprüche zwischen den einzelnen Dokumenten sind unüberbrückbar.

Auf die sich aufdrängende Frage, welchen Sinn diese ungeheure Menge an wertlosen Urkunden, die wahrscheinlich in viel späterer Zeit hergestellt wurden, haben könnte, gibt Kammeier die einzige Antwort, die mir einsichtig vorkommt: Diese Diplome sollen »Geschichte« vortäuschen, sie sollen eine Lücke füllen, sollen *weltanschau-*

liche Grundlagen in der Vergangenheit verankern. In juristischer Hinsicht sind sie ja wertlos.

Die Fälscherarbeit muß in riesigem Umfang, wohl auch überstürzt, jedenfalls nicht mehr lenkbar vor sich gegangen sein. Nach den ersten Fehlern, nämlich widersprüchlichen Jahresangaben, ließ man darum die Datumszeile offen in Erwartung einer allgemeinen Richtlinie, die allerdings nie vollständig durchgesetzt werden konnte. *Die Große Aktion*, wie Kammeier diesen Fälschungsvorgang bezeichnet, ist nie abgeschlossen worden.

Die von Kammeier vorgegebenen Gedanken klangen seinerzeit höchst ungewohnt und wurden nicht akzeptiert. Die Grundidee scheint mir richtig. Darauf aufzubauen und Klarheit zu gewinnen müßte wichtigste Aufgabe aller Historiker sein.

Einmal aufgeweckt durch Kammeiers Entdeckung, habe ich in vielen Richtungen geforscht und kann als Ergebnis bestätigen, daß tatsächlich eine ungeheure Veränderung unseres gesamten Geschichtswissens vorgenommen wurde, bewußt und mit Eifer, leider ohne genauen Plan. Nachträglich einen Plan hineinzudenken, halte ich für ausgeschlossen. Von den frühesten Humanisten wie Nikolaus Kusanus an bis zu den Jesuiten ist eine Geschichtsschöpfung erfolgt, die uns alle betrifft, weil sie uns den Blick auf die wirklichen Geschehnisse verdeckt.

Keiner der drei hier vorgestellten Ankläger hat gleich zu Anfang gewußt, wie groß das Ausmaß der Fälschung ist. Schrittweise mußte er immer weiter vorgehen und Dokumente der Antike oder des Mittelalters ausscheiden, die er vor einigen Jahren noch für echt gehalten hatte. Mir ist es selbst so gegangen.

Erzwungene Widerrufe, Verbote seitens der Staatsmacht oder der Kirche, »Unglücksfälle« (ich erinnere an Lacunza) und simple Not haben das übrige getan, um die Zeugnisse der Ankläger zu vernichten. Vielfach kamen die Wahrheitskünder auch aus den eigenen Reihen, das soll nicht vergessen sein, sondern wird in den kommenden Kapiteln ebenfalls herausgestellt.

Die Blutzeugen

Motto: »Ave, Deo, morituri te salutant.«

»Heil dir, Gott, die Todgeweihten grüßen dich!«

Man stelle sich bildhaft vor, wie der heilige Ignatius, dieser überaus eifrige Pazifist, der in seinen Briefen nichts lieber wünschte, als sofort für den Glauben zu sterben, endlich – so gegen 115 n. Chr. – in die römische Arena tritt, während das Volk auf den Steinbänken aufspringt und kreischt und dem erwarteten Löwenbändiger zujubelt. In diesem Augenblick werden die Löwen aus dem Käfig entlassen, indem man das Gitter hochzieht. Sie stürmen paarweise in die Arena, suchen – nach tagelangem Fasten schon ganz nervös – das vermutete Fleisch. Da steht Ignatius, hebt weihevoll die rechte Hand und segnet, was der Herr noch nicht gesegnet hatte. Die Löwen sind ganz verdutzt, schauen sich gegenseitig an und machen kehrt, zum Vegetariertum bekehrt durch eine Geste der rechten Hand dieses frommen Mannes. Das Publikum stürmt die Kasse und verlangt sein Eintrittsgeld zurück.

Oder: Die Löwen denken, das ist ein gefundener Fraß, zerren dem Ignatius das härene Gewand vom Leibe (was nicht so einfach ist) und verspeisen ihn unter gegenseitigem Anknurren (viel war's ja nicht, aber als Vorspeise schmackhaft). Das Publikum stürmt die Kasse – siehe oben.

Oder: Ignatius ist eine Erfindung des 12. Jahrhunderts.

Dann handelte es sich schlicht um Romane, die nie als Tatsachen gegolten hatten, sondern nur wegen ihres mystischen Sinngehalts weitererzählt wurden.

Oder: Ignatius ist eine Erfindung des 15./16. Jahrhunderts und geschichtlich gemeint. Das heutige Publikum stürmt die Kasse und verlangt sein Geld zurück.

Das ist nämlich eine gewagte Sache mit diesen Märtyrern. Es gab deren ja zig Tausende laut Kirchengeschichte. Gab es wirklich einen? Vielleicht – aber dann war er kein Christ.

Nehmen wir einmal an, ich wäre Impresario einer römischen Arena und verpflichtete Gladiatoren mit zugkräftigen Namen, um das weite Rund zu füllen. Würde ich Christen nehmen? Solche Leute, die nur die rechte Hand zum Gruß erheben, statt mit Wurfnetz und Speer mannhaft gegen Löwen anzutreten, wie es das Publikum heischt? Einen Deibel würde ich tun, aber nie einen Christen in die Arena lassen! Nicht einmal im nachhinein würde ich meine Prachtlöwen mit Christen füttern.

Angenommen, es hätte damals schon Christen gegeben.

Übrigens, wenn es sie gegeben hätte, und sie wären in die Arena geführt worden, dann hätten sie obiges Motto gesprochen, deutsch: »Grüß Dich, Gott, wir kommen gleich rauf!«

Und dann wäre der Spaß vorbeigewesen.

Wenn ich noch etwas nachtragen darf: Die Akten der Märtyrer (ja, Akten, amtlich) füllen Bücherbände, die nicht mehr in mein Zimmer passen würden. So viele! Und alles über Christen, die in den Arenen von Löwen zerfleischt oder von Krokodilen gefressen wurden oder im Kampf der rechten Handgeste gegen Andersgläubige fielen. Und dann sofort in den Himmel kamen, den es erst seit dem Ende des Mittelalters in dieser Form gibt. Vorher kam man – wenn überhaupt – in die Unterwelt. Als guter Christ „schief“ man bis zum Jüngsten Gericht.

Die Märtyrergeschichten haben die frühen Kirchenväter aufgeschrieben. Einer dieser heiligen Väter, Origenes (d.h. »der Ursprüngliche«), hatte (laut Euseb, *Kirchengeschichte* VI, 23) einundzwanzig Sekretäre zu seiner Verfügung, die im Drittelaabstand Dienst taten vor seiner hehren Gestalt und alles aufschrieben, was der heilige Mann diktierete. Jede Siebenergruppe diente jeweils acht Stunden. Der heilige Vater schlief nämlich nicht, sonst hätte er in seiner Lebenszeit niemals diese gewaltige Menge Bücher diktieren können, die ihm heute zugeschrieben werden (6000 Stück, dazu die *Hexapla*, eine sechsfache Bibel, die auch in moderner Ausgabe 25 Bände umfaßt; viel gereist ist er auch noch). Frühmorgens dienten ihm sieben schreibende Jünglinge, in der nächsten Schicht sieben reife Männer, und dann sieben Jungfrauen (das war wohl die Nachtschicht).

Sie schrieben alles auf, was der heilige Mann verbal von sich gab. Ob er auch Korrektur gelesen hat? Das ist doch überflüssig, wenn sieben Leute dasselbe aufschrieben.



„Märtyrerwunder: Relief am Eingang der Kirche San Miguel de Lillo in Asturien, angeblich 842 geweiht. Das Relief soll nach einem byzantinischen Vorbild aus dem 6. Jahrhundert geschaffen sein (Foto: U. Topper).

Was lehrt uns das?

Daß man uns hinsichtlich der Lebensweise und Todesursache dieser ehrenwerten Glaubensväter und ihrer Schützlinge hinters Licht geführt hat.

Zu welchem Zweck tat man das? Man hat Glaubensväter konstruiert und Märtyrer, um an ihnen ein Exempel zu statuieren. Wenn jene damals von Heiden umgebracht wurden, dann hat man jetzt auch das Recht, Heiden umzubringen, also Hexen zu ersäufen, Giordano Bruno zu verbrennen oder Juden zu verjagen.

Der Erfinder der Märtyrer ist also die Inquisition. Die Heilige Inquisition.

Diese wurde von einem frommen Papst um 1460 ins Leben gerufen oder umgeformt, nämlich durch Silvio de Piccolomini als Pius II. (Pius = fromm). Pius I., den Heiligen (er starb 157 als Märtyrer), hat es vermutlich nie gegeben, er ist so erfunden wie die übrigen Märtyrer.

Mit diesen Märtyrern und Glaubensvätern hat man eine ganze Epoche gefüllt, so, als habe es im 1., 2. oder 3. Jahrhundert schon Christen gegeben. Die gab es bei uns erst ab dem 11. Jahrhundert. In Byzanz sah das etwas manierlicher aus, da gab es sie schon hundert Jahre früher. Man hat sie dort nicht einmal frei erfunden, sondern aus Alteisen rezykliert: aus der Gnosis rekrutiert.

Zur Inquisition ist eine Bemerkung nötig: Sie wurde 1542 gegründet, sagt Kardinal Ratzinger, Chef der Nachfolgeorganisation, am 22. 1. 1998, und die 4500 Bände, die von der Inquisition bis 1903 angelegt wurden, sind nun der Öffentlichkeit freigegeben.

Aber, frage ich mich, stimmt das denn? Gab es nicht schon viel früher Inquisition, und bestand sie nicht viel länger? In einem gut katholischen Werk bester Theologen, *nimm und lies*, steht S. 296: »Die Begine Marguerite Porete wurde am 31. Mai 1310 in Paris als Ketzerin verbrannt, nachdem ihr berühmtes Buch „Miroir des simples âmes“ schon vorher öffentlich verbrannt worden war. Meister Eckehart wußte davon, denn er war in Paris Hausnachbar von Wilhelm von Paris, Generalinquisitor, der den Prozeß führte.« Ist das nun rückprojiziert?

Zwei Laien, Otto Steiger und G. Heinsohn (*Die Vernichtung der weisen Frauen*, 1985, S. 23), haben Daten zwischen 1360 und 1700 für die Wirkzeit der Inquisition als verbindlich genannt.

Meyers Lexikon: 1215 auf dem Laterankonzil gab es schon die In-

quisition; öffentliche Zurschaustellung, Einmauerung, Galleerenstrafe, Verbrennung (lebender wie auch schon längst begrabener Ketzer) usw. sind schon im 13. Jahrhundert üblich gewesen. Es gab zu dieser Zeit auch Volksaufstände dagegen.

1535 wurde in Frankreich (Paris) wieder eine öffentliche Verbrennung vorgenommen, und diese Unsitte bestand dort bis 1772, in der Schweiz bis 1782. In Italien war die Inquisition 1235 eingeführt worden und galt bis 1859. Die letzte berühmte Verurteilung zweier evangelischer Eheleute zum Galeerendienst wurde dort 1852 vorgenommen.

Und nun zu dem schon erwähnten Ignatius.

Ignaz von Antiochien

Der heilige Märtyrer Ignatius, Bischof der syrischen Kirche von Antiochien, wurde im Jahr 110 (nach anderen 116) in Fesseln unter militärischer Bedeckung nach Rom geschafft, um dort für seinen Glauben zu sterben. Auf dem Weg erlaubte man ihm, viele Bischöfe zu treffen und Briefe zu schreiben, sechs an Gemeinden in Kleinasien und einen an den Bischof Polykarp, der mit ihm einst Jünger des Apostels Johannes gewesen war. Diese sind neben den Apostelbriefen die einzigen erhaltenen frühchristlichen Briefe und damit ungemünzt kostbar, denn sie bilden das *missing link* zwischen den Jüngern Jesu und den Kirchenvätern, also die Brücke zwischen dem Neuen Testament und den frühen Theologen. Sie sind das einzige wirklich christliche Zeugnis für das gesamte zweite Jahrhundert.

Noch seltsamer als dieser Umstand ist der Inhalt der Briefe. Der sprachliche Ausdruck ist geradezu barock, dabei altertümlich und an Paulus geschult. Ignatius spricht das nizänische Glaubensbekenntnis aus, das erst 210 Jahre später formuliert wurde, verteidigt den Kreuzestod Jesu gegen Andersdenkende, die erst mit der Arianerbewegung zu Wort kamen, betont die Unbeflecktheit der Maria als Gottesgebärerin, was zum Konzil von 451 zur Debatte stand, beschreibt die Herrschaftsstruktur der Kirche, als hätte sie damals schon in dieser Weise bestanden, bestätigt die alttestamentlichen Propheten als Nichtjuden und Vorchristen, bekämpft Ketzereien, die erst viel später aufkamen usw. Aber im großen ganzen sagt er nichts aus, was als

geschichtlich gewertet werden könnte. Als Kommentare zu den Paulusbriefen und als Werbung für das Abendmahl sind diese Briefe jenen modernen Theologen willkommen, die die frühe Kirchengeschichte gern als zeitliche Rückprojektion heutiger Zustände sehen.

Die allzu krassen Ungereimtheiten — vor allem in zeitlicher Hinsicht — möchte man heute nicht mehr hinnehmen, darum verschiebt man die Briefe einfach um 100 bis 300 Jahre, ohne jedoch dabei klarzustellen, daß es sich dann ja um faustdicke Lügen gehandelt hatte, wenn ein gewisser Ignatius 110 n.Chr. der Schreiber gewesen sein soll.

Mir ist es heute einerlei, welcher Humanist des 16. Jahrhunderts diese Briefe gefälscht hat. Ich möchte an diesem Beispiel nur zeigen, wie Geschichte entsteht. Und damit sie auch etwas Fleisch und Blut bekommt, zitiere ich einen bekannten französischen Theologen (Drioux 1873, S. 18 f.), der Ignatius für uns aufleben läßt:

Entsprechend seinem heißen Verlangen, das Ignatius vielfach ausgedrückt hatte, wurde er nach seiner Ankunft in Rom »sogleich ins Amphitheater gebracht, wo schon die ganze Stadt versammelt war. Der heilige Märtyrer hörte das Brüllen der Löwen; aber als sich sein Leiden näherte, verlor er nichts von seiner Sicherheit und Glaubenshitze. Im Gegenteil: Sein Gesicht und seine Haltung drückten Glück und Freude aus, eine zarte und friedliche Freude. Er brauchte nicht lange auf seinen Tod zu warten, denn zwei Löwen warfen sich auf ihn und fraßen ihn sofort auf. Von seinem Leib blieben nur die ganz großen Knochen übrig, die wurden respektvoll von den Gläubigen der Stadt eingesammelt wie ein kostbarer Schatz«.

Die Geschäfte, die man später mit diesen Knochen machte, interessieren mich hier nicht, ebensowenig, wie der Streit um die Rechtmäßigkeit dieses Verlangens, möglichst schnell abgemurkst zu werden. Ich möchte die kirchliche Geschichtsschreibung auch nicht lächerlich machen, sondern nur klarstellen, daß uns Romane und „Briefe“ als Fakten serviert wurden und wir von vorn anfangen müssen, wenn wir erkennen wollen, was sich früher abgespielt haben könnte.

Die gesamte Geschichtsschreibung des Mittelalters lag ja in den Händen der Mönche und Theologen, selbst die Überlieferung der Antike ging durch ihre Schreibstuben. Wenn wir einen echten Kern herauschälen wollen, müssen wir uns also diese Weitergabe und Herausgabe der alten Bücher genauer ansehen.

Humanisten

Es wäre nicht nur eine Überforderung meiner Arbeitskraft, sondern auch Überbeanspruchung der Geduld des Lesers, wenn ich *alle* oder auch nur die Mehrzahl der wichtigsten Schriften des angeblichen Mittelalters und der erfundenen Antike untersuchen würde und ihre Entstehung im Hochmittelalter der Staufer und der Frührenaissance der Humanisten nachweisen wollte. Einige ausgewählte Beispiele müssen genügen. Jedes Beispiel steht für viele andere ähnlichen Typs und muß natürlich mehrere Eigenheiten zugleich vertreten und aufzeigen: den angeblichen Entstehungszeitraum, die Literaturgattung und die Art der Aufdeckung der Fälschung.

Zuerst betrachte ich eine „Geschichtsquelle“ ersten Ranges des 10. Jahrhunderts, Roswitha von Gandersheim; dann eine antike Dichtung von größter Beliebtheit, den *Goldenen Esel* von Apuleius, dessen Entlarvung zugleich den wichtigsten Kirchenvater, Sankt Augustin, vom Sockel stürzt; sodann eine antike „Geschichtsquelle“ von höchster politischer Bedeutung, die *Germania* des Tacitus, und schließlich noch das Buch der Bücher, die Bibel.

Roswitha von Gandersheim, die deutsche Nonne

Roswitha, oder altertümelnd Hrotsuit genannt, (935-973), war Nonne im Stift von Gandersheim bei Braunschweig und gilt als die erste deutsche Dichterin. Wieso eigentlich deutsch? Sie schrieb in Mittellatein, jedenfalls lateinisch. Aber lassen wir diesen Ruhm den Deutschen.

Ich schlage in einigen Literaturlexika nach, besonders in dem ausführlichen Walter Killys (1990), denn da kommt die erste deutsche Dichterin mehrseitig vor. Leider ist sie durch fremde Hinweise nicht belegt, wir kennen sie nur aus ihren eigenen Schriften. Ihre Lateinlehrerin war ihre Äbtissin Gerberg (940-1001), die das klassische

Latein allerdings auch erst an anderen Schulen lernen mußte. Bis 959 hatte Roswitha schon einige ihrer heute berühmten Legenden und Dramen fertig. Richtig, damals war sie also knapp 24 Jahre alt, und ihre Lateinlehrerin höchstens 19. Die Texte muten an wie Teenagerphantasien. Da gibt es laut Lexikon »burleske Märtyrergeschichten«, und besonders die ganz ausgefallene Legende, die sie sich von einem Augenzeugen aus Córdoba (Spanien), der sie besuchte, erzählen ließ: die Geschichte von dem hübschen zehnjährigen Knaben Pelagius, der sich als Christ nicht von dem muslimischen Kalifen Abder-Rahman („III.“) befummeln lassen wollte und den Märtyrertod vorzog. Jungfrauenphantasien?

Oder von dem Calimachus, der so geil war, daß er es sogar mit Leichen trieb. (sorry, steht da!).

Es gibt aber auch ganz klassisch durchgereimte Dramen, in denen ein Bündnis mit dem Teufel vorkommt, wie ein früher Dr. Faustus, und dann besonders die »Hetären-Dramen«, *Abraham* und *Paphnutius* (die Namen stehen für „Der Beschnittene“ und „Der Unbeschnittene“) betitelt, wo im Bordell Verrat an der Jungfräulichkeit begangen wird, so daß Gott selbst eingreifen muß in Gestalt enthaltsamer Mönche, die das Bordell aufsuchen, um Bekehrungen zu bewirken.

Den Abschluß der Sammlung bildet eine *Offenbarung des Johannes* in 35 Hexametern. Ich komme darauf zurück.

Nun wäre leicht einzuwenden, daß ein Bordell in dem kleinen Städtchen Gandersheim im 10. Jahrhundert keine so große Einnahmequelle gewesen wäre, um ein Nonnenkloster damit zu unterhalten, aber man muß ja nicht alles so wörtlich nehmen. Solange Roswitha den Römer Terenz nachahmt, dessen lasterhafte Liebesaffären angeblich dem damaligen (also 10. Jahrhundert) Zeitgeschmack der Sachsen sehr zusagten, wie behauptet wird, ist alles gerettet. Sie entschuldigt sich auch nach Art der frommen Therese von Avila (16. Jahrhundert), daß sie als Frau nicht so gut schreiben könne wie ein Mann, aber das ist wahre Bescheidenheit, die sie dreimal in ihren verschiedenen Werken wiederholt. Das läßt eigentlich nur den Zeitgeist durchspüren, nämlich daß man zur Zeit der Roswitha den Frauen weniger Öffentlichkeitsarbeit erlaubte als den Männern. Im 10. Jahrhundert halte ich das für undenkbar, nach der Pest und den Hexenverbrennungen wäre es eher schon möglich.

Übrigens ist nach Ansicht aller Kritiker ihr Latein makellos, das müßte also sehr spät geschrieben sein. Aber diese Verdachtsmomente sollen zunächst hintangestellt werden.

Wenn sie nämlich den Ruhm ihrer Gönner, der Kaiser Otto I. und II., in panegyrischen Versen besingt, greift sie voll in die Saiten und schafft ein Heldenepos, das alle Gebildeten der Renaissance begeisterte und heute sogar als Geschichtsdokument gilt. Sie berichtet nämlich – und es wird angenommen, daß sie selbst zum Adel gehörte – viele intime Einzelheiten der ottonischen Familie, und zwar Informationen, die wir heute nirgendwo sonst finden können. Sie ist also unsere Geschichtsquelle ohnegleichen für gewisse Vorgänge im ottonischen Reich.

Leider wurden ihre Dramen damals nie aufgeführt, obgleich die Textform das verlangt. Erst in unserer Zeit hat sich ein rühriger Kreis um sie geschart und bringt ihre Dramen auf die Bühne. Das mittelalterliche Schauspiel mußte sich ohne ihre Anregungen entwickeln, obgleich sie nach eigener Aussage zu ihrer Zeit eine vielgelesene Schriftstellerin war.

Man hat sie wohl sehr schnell vergessen.

Und zwar bis 1493 (oder eigentlich bis 1501), als der hochgelehrte und weitgereiste Humanist Konrad Celtis (Pickel) die prachtvolle Handschrift ihrer Werke wiederentdeckte und seinen überraschten Zeitgenossen vorstellte. Die Dramen und Elogien fanden sofort begeisterte Aufnahme, war doch das Latein von bester Güte und die Thematik vom besten Zeitgeschmack. Schlüpfrige Geschichten von einer Nonne verfaßt! Und die Nähe der Dichterin zur Antike entsprach ja auch genau den Vorstellungen der Renaissance, man fühlte sich sofort geistesverwandt.

Ihre Texte wurden sogleich ins Deutsche übersetzt, und es folgten begeisterte Lobeshymnen auf diesen Fund. Die Einzigartigkeit dieser frühen deutschen Dichterin war Anlaß für die seltsamsten Preisgedichte, von 14 Humanisten verfaßt, die zwecks Beglaubigung auch schon der *ersten* Veröffentlichung angefügt wurden, so, als sollten sie das Werk absichern.

Daß die geniale Roswitha ganz allein stand, ohne Vorläuferinnen oder Schülerinnen, völlig isoliert „mitten in einem barbarischen Zeitalter“, war den Literaturkritikern als Besonderheit aufgefallen, und

Nunc uagat insiliis lateat nunc demum sulcis:
Linet maturos cespitis crescentas aristas:
Donet nox solatis rediens induta tenebris:
Obreget rursim nebula terram tenebrosam.
Tunc iterato uiam studuit perire cephala.
Oenique custodes illam non inuenientes:
Narrabant factum: comiti nuntium tremefactum.
Cuius cui conseruandus fuit indita domus:
Quod terrore grauis percussus eor'de ramorum.
Ergo cum sciret illam perquirere multas:
Et cum deficeret nec iam dinoscere posset.
Quo regina suum taleste clarissima gressum:
Dirigit ad regem beugazum timidis rem:
Hic quoque continuo nimiam conuersus in iram:
Cumque suos subito mittebat aluminos:
Precipiens illos nullum transire locellum:
Sed caute cunctas iam perlustrare latebras:
Sis forsitan latebris regina lateat in ullis.
Ipsam cum forsas sequitur turba legionis:
Cui qui uult hostes bello superare feroces:
Et rapido segetem cursu peragrat eandem.
In cuius sulcis latuit tunc domina percipuit:
Bex quam queiebat cespitis connecta sub alis:
Scilicet huc illucque locum periret ipsum.

Roswitha über die Flucht der Königin Adelheid (aus: L. Stacke, *Deutsche Geschichte*, Bielefeld-Leipzig 1896, Tafel 145)



»Roswitha überreicht Otto dem Großen und dem Erzbischof Wilhelm von Mainz ihre Werke«, Holzschnitt von Dürer für die erste gedruckte Ausgabe der Werke Roswithas, 1501 von Konrad Celtes herausgegeben. Aus: L. Stacke, *Deutsche Geschichte*, Bielefeld—Leipzig 1896, S. 327)

darum gerade feierten sie sie als die größte Dichterin der Deutschen. Daß das geschichtlich gesehen eine Unmöglichkeit ist, hat niemand beanstandet.

Erst Mitte des 19. Jahrhunderts wird es einem deutschen Historiker (und nebenbei gesagt: hervorragenden Arabisten) zu bunt, und er zerreißt den Schleier, der dieses Nonnenmysterium umgibt: Joseph Aschbach erklärt seinen erstaunten Kollegen, wie Roswitha und Konrad Celtes zusammenhängen; Celtes ist der Vater der Geschichte, Roswitha seine Kopfgeburt. Schon der Titel von Aschbachs Bchlein klingt wie ein Liebesroman: *Roswitha und Conrad Celtes*. Tatsächlich schrieb Celtes, wie er in der Vorrede anklingen läßt, das Buch mit der Absicht, der Nürnberger Nonne „Charitas“ (seiner Geliebten) und allen damaligen Frauen zur Befreiung aus dem engen Joch der christlichen Gesellschaftsform, die das Frauentum unterdrückte, durch eine „historische“ Vorlage zu helfen. Die Fälschung hat also ehrenwerte Hintergründe, die sicher alle Kollegen, zu denen auch Pirkheimer, der Vater der „Charitas“, gehörte, guthieen und unterstützten.

Ob „Charitas“, die für Celtes eine innige Verehrung und schwesterliche Liebe in ihren Briefen bezeugt, selbst an dem Werk mitgeschrieben hat, bleibt unklar. Jedenfalls verbot ihr die Kirchenleitung nach ihren ersten genialen Texten in Latein jegliche Fortsetzung ihrer Schriftstellerei. Vielleicht stammt nur die Nachdichtung der *Offenbarung des Johannes* von ihr. Die übrigen Dichtungen der Roswitha, vor allem die Legenden mit »schlüpfrigen Situationen« (Aschbach, S. 27), stammen eher aus Mnnerhirnen, und zwar hauptsächlich von Celtes selbst, der auch unter eigenem Namen anstößige Poesie verzapft hat, dann von Pollichius und einigen anderen Sodalen (so nannten sich die „rheinischen Brüder“, die Celtes um sich geschart hatte).

Der Enttarner Aschbach hatte Roswithas Lebenswerk zunächst *allein vom Inhalt* her als Schöpfung der Humanisten erkannt und dies in einer Schrift von über 50 Seiten unmißverständlich klargestellt. Nachdem sich aufgrund der Entlarvung »eine Reihe von gelehrten Männern. . . wie eine fest geschlossene Phalanx schützend und schirmend vor die Werke der Roswitha« gestellt hatten (S. 2), nahm Aschbach den originalen Kodex in Augenschein und stellte auch an diesem zahlreiche Mängel fest. Vor allem berührte es ihn peinlich, daß

Celtes in dem kostbaren Kodex, der als Schatz in München aufbewahrt wird, eigenhändig Verbesserungen und Zusätze geschrieben hatte, was jegliche Ehrfurcht vor einem authentischen Werk des 10. Jahrhunderts vermissen läßt. Ansonsten aber brauche ich kaum zu wiederholen, was der Handschriftenkenner kritisierte, denn die Gründe, aus denen ein altes Manuskript als Fälschung erklärt wird, können nicht gut von der äußerlichen Beschaffenheit des Textes ausgehen (wie Aschbach im Vorwort zur 2. Ausgabe sagt), da die Fälscher sich alle erdenkliche Mühe gaben, ihr Machwerk so echt wie möglich erscheinen zu lassen. Es fehlen ja auch Kriterien, wenn man eine einzelne Handschrift als Muster heranzieht, da die anderen, noch nicht untersuchten, Handschriften ebenso falsch sein können. Schriftart und Materialien (Pergament, Tinte usw.) des 10. Jahrhunderts kennen wir gar nicht, haben sie ja nur aus eventuell ebenso gefälschten Vorlagen erschlossen.

»Nur innere Gründe können den Betrug an den Tag bringen« (sagt Aschbach im Vorwort), dann nämlich, wenn der Inhalt offensichtliche Anachronismen enthält oder den Zeitgeist der Fälschungszeit widerspiegelt. Denn selbst wenn man bewiesen hätte, daß der *Kodex* der Roswitha eine offensichtliche Fälschung des 16. Jahrhunderts sei, hätte man noch nicht erkannt, ob auch der Inhalt unecht sei, solange man nicht darin die Widersprüche und Unmöglichkeiten gezeigt hätte. Nicht die optische Gestalt des Textes, sondern die sprachliche Form und die Aussagen müssen kritisch untersucht werden! (Der Rest ergibt sich übrigens nebenbei von selbst, wenn man das vermeintliche Original unter den neuen Gesichtspunkten betrachtet.)

Aschbach hatte sich auch mit den Humanisten speziell beschäftigt, ihre engen Verflechtungen untersucht und ihre Briefe durchforscht (die im Anhang der 2. Auflage als Beweisstücke abgedruckt sind). Daraus geht hervor, daß Celtes schon ab 1492 die Abfassung der „Roswitha“ vorhatte, Materialien sammelte und Freunde zur Mithilfe anregte. 1501 war das Prachtwerk fertig und konnte der Öffentlichkeit übergeben werden.

Von den zahlreichen inneren Gründen, die Aschbach mit großer Denkschärfe zur Aufdeckung des Betruges anführt, will ich nur einige kurz erwähnen. Wenn die Dramen echt wären, »müßten die Anfänge der dramatischen Dichtkunst in Deutschland um ein hal-

bes Jahrtausend früher gesetzt werden, als gegenwärtig angenommen wird«. (S. 15) Diese Erkenntnis wird durch ein zitiertes Fachurteil (Wackernagel 1848) untermauert, das schlicht besagt, daß die Dramen der Roswitha im Entwicklungsgang der deutschen oder lateinischen Literatur des Mittelalters nicht als Tatsache gewertet werden können.

Aschbach fand zum Beispiel (S. 17) die Vorlage für eine der Komödien, *Abraham*: Sie stammt aus dem Buch der „Erzväterlegenden“, das 1478 in Latein in Nürnberg gedruckt worden war und 1488 in Augsburg in deutscher Übersetzung erschien. Ihr Autor heißt Rosweid (daher der hübsche Mädchenname!).

Die Pelagius-Legende, die ein Christ in Córdoba persönlich miterlebt habe und auf seiner Reise der Nonne Roswitha in Gandersheim brühheiß erzählte, wie sie selbst schreibt, strotzt dermaßen vor Unsinn — da beten die islamischen Einwohner der kurz vorher von dem mauritanischen König eroberten Stadt zu goldenen Standbildern usw. —, daß ein näherer Blick auf den homosexuellen Vorfall und seine zeitliche Einordnung überflüssig ist. Aschbach fand auch die Vorlage, die Pater Flórez später in seiner Heiligenlegendsammlung (*España sagrada*) verwendete.

Es folgt die 6. Legende: Ihre Quelle ist die Faustsage, ein typisches Produkt der Renaissance.

Die sprachlichen Vorbilder für Roswitha waren Ovid, Terenz und Plautus, die' im 10. Jahrhundert in Mitteleuropa völlig unbekannt waren (S. 26). Auch die Vers- und Reimtechnik ist unzeitgemäß, und die durchscheinenden Griechischkenntnisse sind undenkbar für eine Nonne jener Zeit.

Noch einmal betont Aschbach (S. 75) den Grundsatz, welchen die Urkundenforscher beachten müssen, wenn sie über die Echtheit einer Urkunde urteilen: Nur eine Untersuchung der *inneren* Merkmale kann eine Fälschung aufdecken, selbst wenn sie nach Schriftart, Schreibmaterial und Fundort echt sein könnte. Auch die Aussage von Fachleuten, die mit ihrer ganzen Autorität darauf bestehen, daß ein gewisses Dokument echt sei, machen dieses nicht echt (S. 78).

Allerdings erübrigt sich jede weitere Diskussion, wie Aschbach vorausschauend sagt, spätestens, sobald der Aufdecker einer Fälschung gestorben ist. Und das genau hat wohl stattgefunden. Nicht

nur die Literaturlexika wissen nichts mehr davon, sondern auch die Fachleute haben Aschbachs Buch als erledigt zur Seite gelegt.

Anzumerken wäre noch, daß Aschbach kein Außenseiter war, sondern ein hochangesehener Professor in Wien, der 1870 – also zwei Jahre nach Erscheinen der 2. Auflage seiner Streitschrift – in den Ritterstand erhoben wurde. Seine Vorgehensweise ist im besten Sinne wissenschaftlich und meines Erachtens auch schlüssig. Dennoch konnte er einige wichtige Kollegen nicht überzeugen.

Ich möchte noch einen Punkt hervorheben: Zu den Versen, die Kaiser Otto I. verherrlichen, und den übrigen „historischen Quellen“ sagt Aschbach abschließend (S. 113): »Sämtliche drei Gedichte verrathen dieselbe Zeit ihrer Entstehung, als der Humanismus in Deutschland zu florieren anfang: sie tragen denselben Charakter, viel Gerede, wenig Thatsachen. Sie vermeiden in geschickter Weise sich Blößen zu geben, indem sie eng an alte Quellen anlehnen. Der Panegyricus stützt sich auf Widukind, Günther Ligurinus auf Otto von Freisingen, das Epos de bello Saxonico auf Lambert von Hersfeld. So gelang es, selbst Kenner und Männer der Wissenschaft zu täuschen.«

Leider hat Aschbach nur dieses eine Machwerk der Renaissance unter die Lupe genommen, sozusagen als Paradeball, an dem man sich orientieren kann. Eigentlich hätte er auch die von ihm der Einfachheit halber als „Vorlagen“ hingestellten Werke von Widukind von Corvey (mit seinem an Sallust geschulten Stil), Otto von Freisingen (mit 14 Jahren schon Probst, mit 18 Klosterabt, mit 23 Bischof) und Lambert von Hersfeld (den er in einer Anmerkung vorsichtig zu den Fälschungen stellt) als späte Erfindungen brandmarken müssen, die nur den einen Vorteil gegenüber der Roswitha hatten: Sie waren schon einige Zeit eher gefälscht und inzwischen allgemein anerkannt.

Und da Roswithas Werke diesen älteren Texten nicht widersprechen, sondern nur vorsichtig neue Informationen hinzufügen, gewinnen beide in der gegenseitigen Bestätigung an Glaubwürdigkeit.

Der erotische Esel des Apuleius

Der heute berühmte, aber sonst völlig unbekannte Dichter Apuleius ist uns *nur aus seiner eigenen* Verteidigungsschrift *De Magia* („Über

Zauberei“), einem seltenen Werk, erkennbar. In seinem köstlichen Hauptwerk, *Der Goldene Esel*, soll auch ein Zug seiner Person durchscheinen, das ist aber eine willkürliche Annahme. Es handelt sich bei diesem Erotikon nämlich um eine orientalisierende Märchensammlung, literarisch gesehen um eine kühne Neuschöpfung. Das apulejische Latein ist laut *Britischer Enzyklopädie* »seltsam und hat starke altertümliche Färbung«. Es ist der Versuch, die griechischen Sophisten im Latein heimisch zu machen. Als Vorlage diene vielleicht ein kurzer griechischer Text. Dieses sogenannte „Vorläuferstück“ des Lukios von Paträ ist eher eine Parallele, ein parodierender Roman gegen die typischen mittelalterlichen Romane und kann gar nicht älter als diese sein.

Die Textüberlieferung ist wieder typisch für jene Zeit: Das Werk ist in einer einzigen Handschrift (angeblich aus dem 11. Jh.) erhalten, doch diese gehe auf eine Vorlage zurück, die 395 in Rom geschrieben und 397 in Konstantinopel korrigiert worden sei, bevor sie nach Italien zurückkehrte (Brunnhölzl 1971, S. 116). Bis zu ihrer Wiederentdeckung 1480 war diese Perle der Weltliteratur völlig unbekannt. In derselben Handschrift, dem »einzigen Codex«, sind auch die *Annalen* und *Historien* des Tacitus enthalten, und zwar nur dort.

Der Goldene Esel könnte nach der Vertreibung aus Byzanz (1453) in Apulien (Süditalien) von einem griechischen Flüchtling geschrieben worden sein. Apuleius sagt, er sei Grieche und habe Latein erst spät und ohne Anleitung gelernt; man möge ihm seine eigenmächtigen Sprachschöpfungen verzeihen. Ein probates Mittel, um kritisch denkende Leser abzulenken. – Bei Aelian mit seinen witzigen Pferden liegt das umgekehrte Verhältnis vor: Der Römer schreibt attisches Griechisch von »reinsten Form«, die allerdings gar nicht rein ist, sondern antiquierend und »schlicht«. Bei ihm ist der Tyrannenhaß genauso ausgeprägt wie bei Apuleius, ein typischer Humanistenzug (älteste Handschrift „13. Jahrhundert“).

Apuleius schrieb also ein eigenwilliges Latein mit vielen Wortneuschöpfungen, eigenem Sprachstil und eigener Novellentechnik. Er hat *volkstümliche* Motive verarbeitet (das sind nicht völkerkundliche Anklänge, sondern folkloristische Elemente, ein völlig neuer Bestandteil der Literatur). So hat er sogar ein (afrikanisches) Märchen

an zentraler Stelle verwendet, ein in der Antike unbekannter Vorgang. Die Dämonen werden als gute Wesen eingemeindet; insgesamt ist es ein (damals noch) gutgemeinter Versuch, die heidnische Antike, vor allem Plato, zu retten. (Es gibt dann noch »Metamorphosen«, von Apuleius, die zunächst anonym in Rom erschienen sein sollen, später aber Apuleius zugeschrieben wurden. Boccaccio kannte sie angeblich und übernahm einzelne Motive direkt in sein *Dekameron*, wenn der Vorgang nicht umgekehrt ablief.) Mehr kennen wir nicht von diesem genialen Mann.

Schon 1480 hat Nikolaus von Wyle den *Goldenen Esel* ins Deutsche übersetzt. August Rode schuf 1783 eine gelungene Eindeutschung, die 1923 wieder aufgelegt wurde.

Inhaltlich gesehen ist es völlig undenkbar, daß *Der Goldene Esel* vor dem 15. Jahrhundert schon existierte. Nicht einmal Boccaccio, der hundert Jahre vor Poggios „Wiederentdeckung“ des Apuleius (1375) starb, hätte dermaßen witzig und mit beißendem Spott schreiben können. Dabei ist die Richtung absolut eindeutig: Apuleius geht gegen Hexen und ihre Künste an! Das ist erst etwa ab 1450 nötig, als die ersten Prozesse begannen.

Die Namensanspielungen in diesem Satyrikon sind zahlreich, oft plump, etwa wenn er von Sokrates spricht, oder scheinheilig: Frau Meroe (= Oberägypten). Und die kunterbunte Benutzung der alten Mythologie ist typisch synkretistische Manier der Humanisten. Die phantastische Szenerie ist orientalisierend und mutet stellenweise surreal an, nie jedoch metaphysisch, wodurch ein moderner Eindruck entsteht. Möglicherweise hat Rodes Übersetzung Anteil daran, etwa wenn er (XI,8) »Turban« schreibt, was man heute mit »geflochtener Mütze« umständlich wiedergibt (Übersetzung von Haupt). Entsprechend wird die Abendmahlsszene, die mit »Amen« endet (XI,17), heute blumenreich entleert. Dabei ging es dem Byzantiner doch darum, den Italienern das Abendmahl als uralte Institution vorzugaukeln. Dieses ganze Schlußkapitel ist eine Lobrede auf die Kirche, wie sie schöner nicht geschrieben werden kann, dazu archaisierend und ägyptisierend, wie es dem Zeitgeist entsprach. Die Szene spielt auf dem Marsfeld in Rom und ist eine frohe Zukunftsvision für die katholische Kirche, wie sie wohl nur ein Humanist schreiben konnte.

Der heilige Augustin (angeblich um 400) hielt Apuleius jedoch für einen Zauberer, wodurch vielleicht die Verteidigungsschrift *De Magia* (= Über Zauberei) ausgelöst wurde. Damit erweist sich Augustin als einer der Humanisten, denn außer Augustin erwähnte (vor 1480) niemand je den *Goldenen Esel*.

Nikolaus Kusanus

Nikolaus von Kues ist einer der größten seiner Zeit gewesen, mit vielen Gedankenbildern in vorderster Reihe. Im gewissen Sinne verkörpert er den Prototyp des nordischen Humanisten, der neue Anstöße gibt, etwa mit seinem Kosmos-Modell, das für Kopernikus, Galilei und Bruno wegweisend war. Aber dieser Teil seiner Schriften ist wohl von Laien nicht viel gelesen (oder verstanden) worden, sonst hätte es nicht so lange gedauert, bis man seine mathematisch klaren Gedanken weiterführte.

Seine *Siebung des Korans* ist ein Meisterwerk europäischer Apologetik gegen den Orient. Der wohlwollende Ton seiner Kampfschrift – wohlwollend, weil man sich ja auf gemeinsamem Gelände befindet, nämlich der Schöpfung von nie geschehener Geschichte – erinnert mich an die theologischen Untersuchungen des Islams durch jüdische und protestantische Gelehrte des 19. Jahrhunderts.

Beachtenswert ist seine Kalenderverbesserung (*Reparatio kalendarii*, 1436), die 150 Jahre vor Papst Gregors Korrektur liegt. Er schrieb sie im Jahr vor dem Basler Konzil, wo er umschwenkte auf die Kurie. Interessanterweise wendet er sich dabei gegen die „Heiden“ (Moslems), denen die Ungewißheit der Kirche über die Chronologie als Angriffspunkt willkommen war. Damit ist der wichtigste Punkt angesprochen: Die „Anderen“ wußten genau, wie schwach das kirchliche Zeitkonstrukt dastand, sie hätten es jederzeit stürzen können. Kusanus will dem zuvorkommen und drängt den Papst, Kalender und Zeitgerüst zu reformieren. Er schlägt vor, eine Woche im Kalender zu überspringen, um den Frühlingsanfang einigermaßen mit der Natur in Einklang zu bringen. Aber erst eine Generation später folgt Regiomontanus den Anregungen und entwickelt eine verlässliche Grundlage für die Kalenderkorrektur.

Es mag vorkommen, daß der Sohn eines Moselfischers (Hunke 1983, S. 272, hat das inzwischen als Märchen enttarnt) zum Kardinal und Bischof von Tirol aufsteigt, die Renaissance kennt ja diese Hasardeure und Abenteurer. Aber muß Kusanus wirklich alle diese Schriften verzapft haben, die man ihm heute zuschreibt? Der Nachweis für die Echtheit der kusanischen Schriften allein füllt schon viele Bände. Wir wissen also wieder einmal nicht, was so wichtig wäre: Wer hat was wann geschrieben? Vielleicht regt es einen, der das liest, zum Weiterforschen an.

Verschwörung?

Über die berühmteste Fälschung der katholischen Kirche, das Dokument der Konstantinischen Schenkung, brauchte man kein Wort zu verlieren, weil sie ja von den Humanisten Lorenzo Valla (Sekretär des Papstes), Piccolomini (dem späteren Papst Pius II.) und Nikolaus Kusanus selbst aufgedeckt wurde. Ulrich von Hutten ließ die Schrift von Valla 1519 drucken. Der griechische Text der „Schenkung“ war offenbar von „Lateinern“ in Rom geschrieben worden. Es handelt sich angeblich um ein Diplom, in dem Kaiser Konstantin im 4. Jahrhundert dem Vatikan ein eigenes Territorium zugesteht und die Vormacht der Kirche Roms anerkennt. Dieser Text soll im 8. Jahrhundert, meinen die Humanisten, gefälscht worden sein. Das ist Vorwärtsstrategie der Kirche. Er wurde sehr viel später, nämlich kurz vor dem Schisma 1056, abgefaßt und hat die Spaltung der Kirchen — Rom von Byzanz — besiegelt. (Siehe Illig 1996, S. 142 f.) Die Behauptung einer Fälschung im 8. Jahrhundert hatte keinerlei Nachteile für die Kirche, denn den Kirchenstaat und die Vorherrschaft über die anderen Kirchen Westeuropas hatte sie sich in der Renaissance schon errungen, aber der Vorgang hatte einen Vorteil, der immer wieder in derselben Weise funktioniert: Er legt fest, daß es im 8. Jahrhundert eine katholische Kirche gegeben habe. Nur darum geht es, um die Stützung des Geschichtsbildes, selbst bei der Aufdeckung von Fälschungen.

Dies ist gerade ein Kennzeichen dieser Methode, wie noch gezeigt wird.

Das liefe auf eine »gigantische Verschwörungstheorie« hinaus, die man immer noch nicht so klar sieht, stellt Niemitz (1991) sachlich fest. Er führt dann ein weiteres Beispiel dieser Fälschungen vor: Beyer bringt (im Band 33 der *Monumenta Germaniae Historica*) eine Betrachtung zu den Empfehlungsbriefen, die eine Reise des Papstes aus Frankreich in die Lombardei im Jahre 1132 dokumentieren sollen. Von den 80 Briefen tragen nur drei ein Datum, und besonders der erste, der die ganze Briefsammlung datieren soll. Damit sind die übrigen 77 Briefe wertlos, denn ein Brief ohne Datum ist ein Unding. Aber die in diesen Briefen enthaltenen Angaben verraten noch mehr: »Bis zu einem bestimmten Zeitpunkt beschreiben die Daten Vergangenes. . . Ab einem bestimmten Moment jedoch beziehen sich die Datierungen auf zu erwartende beziehungsweise projizierte Ereignisse.« (S. 52) Das führt zu der Annahme, daß die Fälschungen in einen größeren Rahmen gehören, der sehr viel später erst erstellt wurde und die Papstreise sowie andere erwähnte Ereignisse »historisch absichern« sollte.

In seiner abschließenden Betrachtung sagt Niemitz (1/1991, S. 31):

»Die Anfang des 15. Jahrhunderts geeinte Kirche organisiert eine große Fälschungsaktion, indem sie alle Dokumente vernichten oder verfälschen läßt, so daß die uns überkommenen Dokumente eine falsche Geschichte erzählen. Diese Aktion kann keine völlig widerspruchsfreien Dokumente erstellen und über die Länder verteilen (beziehungsweise dezentral erstellen lassen).

Viele nachträgliche, aufeinanderfolgende Änderungen in den Urkunden werden nötig, um die Pseudogeschichte einigermaßen widerspruchsfrei zu halten. Die genannten Probleme der Diplomatik und Urkundenforschung resultieren aus den nicht bewältigten Widersprüchen dieser Fälschungsaktion. Viele Widersprüche erklären sich aus einer besonderen Fälschungstechnik: über ungenaue und bewußt widersprüchliche Angaben soll eine Wahrheitsfindung, das heißt eine »Kontrolle« der Geschichte, unmöglich gemacht werden.«

Und etwas weiter schlußfolgert er: »Generell zeigt sich, daß bei Annahme einer Fälschungsaktion der chronologische Rahmen verloren ist.«

Im selben Artikel (S. 29) bringt Niemitz schon einen »Gegenentwurf der mittelalterlichen Geschichte«:

»Zu Beginn des Zeitabschnitts gibt es den Papst nicht, die römisch-katholische Universalkirche existiert nicht — ebenso gibt es das Rom der Päpste (noch) nicht. Die Christen sind in regionalen oder nationalen Kirchen organisiert — viele Menschen sind noch Heiden oder (christliche) Freidenker. Zugleich mit oder vielleicht auch ein wenig schneller als die wachsende staatliche beziehungsweise königliche Macht organisieren sich die verschiedenen nationalen Kirchen. In den verschiedenen Ländern bilden sich innerhalb der Kirchen priesterliche Hierarchien aus in Wechselwirkung mit dem Entstehen von Dogmen.« Entsprechend sieht er auch die Ketzerkriege, die Kreuzzüge und den Investiturstreit in ganz neuem Licht — ein genialer Entwurf, der Kammeier erweitert, Illig zu seinem Buch über Karl den Großen anregte (1996, S. 378) und viele der hier vorgetragenen Gedanken vorwegnimmt.

Tacitus und seine *Germania*

Mein auf dem Hamburger Treffen der Zeitrekonstrukteure im Mai 1996 gehaltener Vortrag »Wer hat eigentlich die Germanen erfunden?« hat überraschend viel Beachtung gefunden. Aber gerade diejenigen, die hellhörig hätten werden sollen, sprinten in die andere Richtung. Die Wochenzeitschrift *Der Spiegel* (Nr. 44, 28. Okt. 1996) brachte Titelbild und zwölfseitige Story mit den neuesten Erkenntnissen über »Die Germanen — unsere barbarischen Vorfahren«, ohne den geringsten Hinweis darauf, daß man die lateinischen Texte eigentlich erst einmal auf ihre Entstehungszeit und -absicht prüfen müßte, bevor man sie als Beweis zitiert für die im Geist des Tacitus rekonstruierten archäologischen Funde. Vollkommenes Schweigen und Unkenntnis betrifft Hardouin, Baldauf, Kammeier und der Diskussion um die Echtheit der Quellen.

Und im engeren Kreise gab es Aufschrei und Gegenattacken, aus denen ich erkennen kann, daß hier ein heiliges Gefühl verletzt wurde. Aber mein Vortrag, der die *Germania* des Tacitus als Fälschung entlarvt, war nicht als Provokation gedacht, sondern als Anregung zu weiterem Nachdenken. Schuld an der Gegenattacke war meine Überschrift, in der die Germanen in Bausch und Bogen zur Erfin-

dung erklärt werden. Gemeint war aber nur das vorurteilsbeladene heutige Germanenbild.

In diesem Vortrag (gedruckt im Juni 1996) unternahm ich — mit Baldauf und Kammeier als Grundlage — den Versuch nachzuweisen, daß die »kleineren Schriften« des Tacitus (= der Schweigsame), darunter die *Germania*, eine Fälschung im Auftrag von Papst Pius II. zwischen 1430 und 1470 sind. Vor 1420 taucht nicht die geringste Bemerkung über derartige Texte auf. Nikolaus Kusanus war an der Transaktion der Tacitus-Handschrift von Hessen nach Rom beteiligt (Pralle, S. 70 ff.). Sein Desinteresse an den Texten spricht übrigens für deren Wertlosigkeit, mehr noch: Es läßt vermuten, daß er über die Fälschung im Bilde war.

Die *Germania*, das Werk des Römers Tacitus, »das eine gütige Fee unserem Volke als Patengeschenk in die Wiege seiner vaterländischen Geschichte gelegt hat — kein Volk darf sich eines gleichen Kleinods rühmen —, übt auf jede Generation seine Anziehungskraft mit unverminderter Stärke aus«, schreibt der herausragende Philologe Eduard Norden in seiner *Germanischen Urgeschichte* (1920, S. 5), und das wird auch neuerdings im selben Sinne fast wörtlich wiedergegeben (Fischer-Fabian 1975, S. 204).

Wie in manchen anderen Wissenschaftsbereichen gibt es auch hier eine zweite Linie, die jahrhundertlang neben der offiziellen Richtung herläuft und nie ganz verstummt ist. Diese Gegenströmung will nicht glauben, daß die *Germania* von Tacitus stammt, und auch nicht, daß sie unserem Volk als Geschenk in die Wiege gelegt wurde, sondern daß sie durch einen katholischen Mönch im Auftrag der Kurie als Propagandaschrift im 15. Jahrhundert geschaffen wurde. Sie diene als Waffe der Päpste im Kampf gegen die deutschen Kaiser.

Zwar wird heute gern behauptet (Fischer-Fabian, S. 209), dieses Werk des Tacitus sei schon damals (ab 98 u. Ztr.) zu einem vielgelesenen Bestseller geworden, der die verfallende Moral der Römer auffrischen sollte mit dem Beispiel der tugendhaften Germanen, aber bei genauerer Nachforschung muß man feststellen, daß »Tacitus im Altertum wenig gewürdigt und wenig gelesen worden« ist; »wer von Cicero und Livius kommt, empfindet einen ungeheuren Abstand: die Sprache mutet seltsam an; sie bietet im Gegensatz zur klassischen Prosa Schwierigkeiten über Schwierigkeiten«. (Arno Mauersberger 1980, S. 17).

Oder so: »Cornelius Tacitus ist der erste Prosaiker der trajanischen Zeit; in ihm findet Roms höhere Geschichtsschreibung ihren glänzenden Kulminationspunkt und ihren Abschluß zugleich« (Oberbreyer 1910, S. 4). Also Auftakt und Höhepunkt und Abschluß in einem, mit ganz eigenem Sprachstil.

Es muß noch einmal wiederholt werden: Vor dem Beginn der »Wiederentdeckungs«-Aktion (die Pralle schon im Titel nennt) durch Poggio ab 1427 gibt es nur einen einzigen Hinweis auf den *Germania-Text*, und zwar bei einem Mönch desselben Klosters, in dem die »kleineren Schriften« des Tacitus später gefälscht wurden, bei Rudolf von Fulda (Jahrbücher, 2. Teil, zum Jahr 852), sowie in seiner Schilderung der Überführung der Gebeine des heiligen Alexander nach Wildeshausen (vollendet von Meginhart, siehe Pralle S. 46), wo einige Notizen aus der *Germania* den Sachsen zugeteilt werden. Ob dieser Schüler des berühmten Hrabanus eine eigene Quelle verwendete, die später im Tacitus verarbeitet wurde oder ob auch Rudolfs Heiligenlegende erst im 15. Jh. geschrieben wurde (wie Kammeier vorschlägt), ist meines Erachtens unwichtig. Und ob Fulda oder Hersfeld die Schreibstube der Fälscher war, hat nur für Lokalpatrioten Bedeutung. Die Hessen („Chatten“) kommen bei Tacitus sehr viel besser bei der Beurteilung weg als die übrigen germanischen Barbaren. Ihre Selbständigkeit wird dort besonders hervorgehoben.

Auch das entsprechende Gegenstück des Tacitus für England, der *Agricola*, wirft so viele Fragen auf, daß nicht nur der berühmte Schwiegervater, sondern Tacitus selbst als historische Person in Frage gestellt werden muß. Seine *Annalen* haben keine bessere Überlieferungsgeschichte als die »kleineren Schriften«, denn Monte Cassino, wo Boccaccio 1370 die einzige Handschrift fand, war der andere der beiden Fälscherorte der Humanisten, mit seiner eigenen »benaventanischen« Minuskel (Brunhölzl, 111 ff.), und stand in losem Austausch mit Fulda. Man hatte sich dummerweise nicht auf den Namen des Autors geeinigt, neben Gaius taucht Publius Cornelius auf, und Tacitus ist erst Zusatz eines Humanisten im 15. Jh. Die Zusammenfügung der *Annalen* mit den *Historien* erfolgte bei der Drucklegung 1515 (Brunhölzl, 140).

Die These des eingangs erwähnten Basler Professors Robert Baldauf (1902) ist klar durchdacht und gründet sich auf einen enormen

Leseumfang und Sprachkenntnisse, die uns heute leider fehlen. Ich fasse kurz zusammen: Der ungemein gebildete Papstsekretär Poggio Bracciolini (1380-1459) reiste viel in Europa umher und stöberte überall große Mengen alter Manuskripte auf, die vor allem in deutschen Klöstern im Keller lagen. Als er auf dem Konzil zu Konstanz (1414-1418) die Bibliotheken von St. Gallen, Weingarten, Einsiedeln und der Reichenau heimsuchte, machte er reiche Beute. Die nächsten vier Jahre verbrachte er in England, wo er ebenfalls fündig wurde (deshalb ist der *Agricola* direkt neben der *Germania* angeordnet). Einem Mönch im hessischen Kloster Hersfeld gab er eine Wunschliste, man könnte auch Bestellschein sagen, auf dem sich unter anderen eine *Germania* befand. Nach einigen Jahren war der Pergament-Kodex mit drei Büchern des Tacitus, »kleinere Schriften« genannt (gegenüber den *Annalen* und *Historien*), fertig und wurde durch Kusanus nach Rom verkauft. Es vergingen allerdings viele Jahre, denn erst etwa 1455 tauchten die Schriften in Rom auf. Damals gab es nämlich viele Bücherjäger, und einer schaute dem andern auf die Finger. Vorsicht und Geduld gehörten zum Geschäft. Über die langwierigen Verhandlungen zwischen dem deutschen Kloster und dem Vatikan gibt es einen ausreichenden Briefwechsel und andere Dokumente, die Pralle veröffentlicht hat.

Die unschätzbar kostbare Pergamentrolle ging schon 1460 in Italien spurlos verloren. Zum Glück hatte man noch schnell drei Abschriften angelegt, die aber ebenso schnell wieder verschwanden. Und von diesen gab es ebenfalls Abschriften, die nun gar nicht mehr miteinander übereinstimmten; nicht einmal ihre „Abhängigkeit“ (ein beliebtes Puzzle-Spiel der Handschriftenforscher) war mehr zu klären. Man hatte also ganze Arbeit geleistet. Durch das (angebliche) mehrmalige Abschreiben mit den Varianten und Fehlern ist die Spur verwischt und das hohe Alter und die lange Tradition glaubhaft gemacht. Dieser 1470 in Venedig gedruckte Text der *Germania* war bis 1902 (also auch für Baldauf) die Grundlage aller Diskussionen zum Thema.

Auch die Rezeptionsgeschichte enthält Tücken. 1473 druckte man das Werk in Nürnberg ein zweites Mal, aber niemand beachtete es. Enea Silvio de Piccolomini hatte angeblich dazu einen Kommentar verfaßt, als er als Pius II. im Jahre 1458 den Papststuhl bestieg. Aber erst 32

Jahre nach seinem Tod wurde der Text in Leipzig 1496 gedruckt und brachte den beabsichtigten Erfolg. Der Elsässer Wimpfeling benützte diesen Druck ab 1501 (oder 1505), um im Elsaß das Deutschtum zu predigen. Ein Badenser und ein weiterer Elsässer bedienten sich des Textes zu ähnlichen Zwecken 1518 und 1519. Der erste deutsche Kommentar stammt von Ulrich von Hutten (1502), dessen pathetisches Totengespräch nach griechischem Vorbild den vermeintlichen Helden Arminius unter dem neuen Schlagwort *Freyheit* gegen Rom ausspielte.

Aus allem diesem könnte man meinen, der Schuß des Papstes sei nach hinten losgegangen.

Er hat aber doch genau das bewirkt, was beabsichtigt war: Die „Germanen“ erlagen dem Charme des Tacitus, sie identifizierten sich im Laufe der Zeit immer mehr mit dieser Erfindung, wie das obige Zitat vom Wiechengeschenk der gütigen Fee überdeutlich zeigt.

Über das Motiv für die Fälschung der Humanisten wäre noch mancher Gedanke auszusprechen.

Das Gebiet der Tungerer, das die Keimzelle Germaniens gewesen sei, liegt westlich des Rheins. Die in der klerikalen Fälschung angestrebte Tendenz wird dadurch noch offensichtlicher: Früher gehörten die Tungri zu den Germanen, steht in Tacitus, Kap. 2, heute sind sie (keltische) Tungri (da diesseits des Rheins lebend). Niemand würde sagen wollen, es habe keine germanischen Stämme westlich des Rheins gegeben, sondern: Papst Pius II. legte Wert darauf, daß der Rhein zu ihrer Westgrenze werden solle.

Im übrigen ist das Geplänkel um Maas oder Rhein in diesem Zusammenhang Haarspalterei. Es ging um die historiographische Schaffung eines „germanischen“ Raumes und Volkes zwischen Rhein und Don, denn eine andersgeartete – damals durchaus befürchtete – Schöpfung hätte vom Atlantik bis Prag reichen können und das französische Zwischengebiet, die Wiege der katholischen Kirche und ihre stärkste Bastion, einfach erdrückt.

Der Widerstand der Magna Germania gegen Rom, der das Hauptthema der *Germania* ist, hatte auch ökologische Gründe. Der Limes verläuft fast so wie die Nordostgrenze des wirtschaftlich noch sinnvollen Weinanbaus, die undurchdringlichen Wälder sind gewiß keine Erfindung. Daraus zu schließen, daß die Menschen hinter diesem lateinischen Vorhang eine ethnische Einheit gebildet haben könn-

ten, ist reines Wunschdenken. Die Betonung der Besonderheit eines deutschen Volkes, das als Vorlage für die *Germania* gedient haben müßte, bringt uns ins Hochmittelalter und könnte wiederum auf politische Propaganda der Kurie hinweisen. Zeitweise wurde der Limes zur Grenze zwischen Reformation und römischer Kirche. Man könnte an Gebietsabsprachen denken, die durch die *Germania* des Tacitus vorgeprägt wurden.

Der schon zitierte Wissenschaftler Mauersberger, der leider nicht ahnt, wie klar er den Sachverhalt darstellt, schreibt über den Beweggrund zur Abfassung der *Germania* (S. 18), den Schlüssel zum Verständnis des Werkes bilde der Satz: »Möge doch – so kann man nur wünschen – den fremden Völkern, wenn sie uns schon nicht lieben können, wenigstens der Haß untereinander auf die Dauer erhalten bleiben, da uns in diesen für das Reich schicksalsschweren Zeiten kein größeres Glück beschieden sein kann als die Zwietracht unserer Feinde.« (G. 33)

Oder kürzer gesagt: Italien profitiert von Deutschlands Streitigkeiten.

Gegen den oft erhobenen Fälschungsvorwurf hat man zahlreiche Gegenbeweise vorgebracht. Da ist die suebische Haartracht beschrieben, der seitlich getragene Knoten, den wir heute durch Moorfunde bestätigt bekommen. Aber: Auf römischen Steinreliefs sieht man öfters Sueben mit diesem Knoten, das könnte einem Römer auch 1420 noch bekannt gewesen sein.

Oder man führt den Angrivarier-Wall an, der erst Anfang unseres Jahrhunderts wiederentdeckt wurde. Nun: einen 10 m breiten und mehrere Meter hohen Erdwall mit Palisadenzaun kann man kaum verstecken. Auch die Bootsform oder der Nerthus-Wagen, die Tacitus so treffend beschreibt, könnten einem Norddeutschen des 15. Jahrhunderts noch bekannt gewesen sein, und die eisernen Speerspitzen, über deren genaue Beschreibung sich heutige Archäologen wundern, kannte ein hessischer Mönch damals vermutlich noch aus eigener Anschauung.

So ist Fischer-Fabians Behauptung (S. 217), das Buch sei von »völkerkundlichen Wandermotiven geradezu übersät« und aus »Abfällen antiker Geschichtsschreibung zusammengestoppelt« durchaus korrekt, nur weiß der Autor nicht, wie recht er hat.

Da wird zum Beispiel durch Tacitus ganz umständlich ein Gebräu beschrieben, das sich als simples Bier entpuppt. Ob der Mönch in Hessen dachte, es hätte kein Bier gegeben im antiken Rom? Da irrte er gewaltig.

Aber angesichts der zahlreichen Widersprüche im Werk selbst – wilde Barbaren, die dennoch in Städten leben und Schrift haben – oder der gegenteiligen archäologischen Funde, zum Beispiel der hervorragenden Stahlschwerter der Hyrkanier, mutet die *Germania* auch inhaltlich wie eine plumpe Fälschung an.

Im selben Jahr, als Baldauf seine schockierende Anschuldigung vorgelegt hatte, und pünktlich zur 400-Jahrfeier des ersten deutschen Kommentars wurden auf Schloß Ancona, wo Papst Pius II. gestorben war, acht pergamentene Blätter gefunden, die zu einer Tacitus-Abschrift aus dem 9. Jahrhundert gehören sollen. Sie konnten ebenso wenig beweisen wie der gleichzeitig gefundene Tonziegel mit den Worten »CIS RHENUM« („diesseits des Rheins“), der einen strittigen Ausdruck in der *Germania* stützen sollte und doch sofort als Fälschung ausschied (Koestermann 1970).

Die sprachlichen Ungereimtheiten sind ja vielen Forschern aufgefallen. Da gibt es gar zu viele Ausdrücke, die in klassischem Latein nicht möglich sind; auch daß die Sprachform italienisch anmutet, wurde gesagt. Über einige Wörter wird seit vier Jahrhunderten erfolglos unter den Gelehrten gestritten, wie zum Beispiel über die „Decumates agri“, die schon Andreas Althamer 1536 für unmöglich hielt und denen Eduard Norden noch 1934 mehr als 50 Seiten widmete, ohne mehr herauszubekommen, als daß es nicht Latein ist, sondern ein gallo-römisches Wort sein könnte. Was immer das sein mag.

Kammeier widmet dem Thema ein kleines Kapitel unter der Überschrift »Die Verfälschung der *Germania* des Tacitus« (1935, IV, 3), denn er glaubte, daß nur Teile des Werkes gefälscht seien (er kannte Baldauf offensichtlich nicht). Kammeier fiel auf, daß in den wichtigen römischen Werken über die Germanen, nämlich in denen des Plinius und des Livius, gerade die Texte über die Germanen fehlen und im Tacitus wohl völlig entstellt auftauchen. Hinter den widersprüchlichen Nachrichten bei Tacitus verberge sich die Absicht der

Fälscher, sich nicht festzulegen (eine Technik, die auch in der Abfassung der *Heiligen Schrift* auffällt). So kommt der einzige germanische Göttername, der von Interesse ist, „Tuiston“, in den Abschriften in fünferlei Schreibweise vor. Und der lateinische Stil, schreibt Kammeier, gleiche ganz auffällig dem des Sallust, bis hin zur Wortwahl.

Blick in die Werkstatt

An dieser Stelle könnte gleich von dem Fälscherkreis um den bekannten Abt Trithem (Trithemius) und Konrad Celtes einiges erzählt werden. Ab 1491 schrieben sie zahlreiche „geschichtliche“ Werke, von denen mehrere sofort als Fabrikate von den Zeitgenossen entlarvt wurden, so der *Hunibald* und der *Berosos*; auch die angeblichen Dichtungen des Kaisers Friedrich I. wurden als Fälschungen erkannt. In ihrem Kreis, meint Kammeier, ist auch Rudolfs *Legende des Heiligen Alexander* entstanden, die als einzige Stütze für die Tacitus-Rolle erhalten sollte, wie eben erwähnt. Die wenigen Seiten mit zwei oder drei Zitaten nach der *Germania* sind gar zu schwach.

Trithemius, eigentlich Johannes Heidenberg (1462-1516), war Abt in Würzburg und hat sich um die Förderung der Wissenschaften verdient gemacht, heißt es, aber er nahm in seine geschichtlichen Werke »Märchen und Fälschungen ohne alle Kritik« auf (Meyers Lexikon). Das ist sehr höflich gesagt. Eine berühmt gewordene Vision über das Weltende ist auch darunter.

Celtes ist der uns schon bekannte Humanist und lateinische Dichter Konrad Pickel (1459-1508), der sich in der Gunst der Kaiser sonnte und einen enormen Einfluß auf seine Zeitgenossen ausübte, indem er den Sodalenkreis schuf. Er reiste von jung an unermüdlich durch Europa von Würzburg bis Rom und von Krakau und Danzig bis Mainz. Sein Latein wurde vorbildlich für die Renaissance. Ob es diese Sprache in dieser Reinheit je gegeben hatte, ist höchst fragwürdig. Viele „klassische“ Oden und Gedichte dürften von ihm geschrieben sein, ohne daß der Nachweis im einzelnen leicht wäre, da er aus Eitelkeit auch eine große Zahl von Versen als seine eigenen vortrug.

Seine zahlreichen Ausgaben klassischer Texte wurden später stark verändert, „verbessert“, denn trotz aller Gelehrsamkeit und Genialität war er eben ein Pionier, der die Richtung angab, aber das Ziel noch nicht erreichte. Seine Straßenkarte des Römischen Reiches, die er dem Geschichtsforscher Konrad Peutinger übergab, wurde aber —

da sie zu auffällig hergestellt war – erst zwei Jahrhunderte später (1714) anerkannt und gedruckt als Kopie einer Karte aus dem 3. Jahrhundert, die ein Mönch 1265 in Colmar im Elsaß geschaffen habe. Heute noch wird sie als *Peutinger Tafel* (z. B. in der großen Frankenausstellung 1997) in diesem Sinn hingestellt. (s. Abbildung Seite 97)

Nach Hunger (u.a., 1961, S. 542) zitiere ich noch einen Satz: »Konrad Celtes begann bereits 1497 in Wien mit einer grotesken philogermanischen Geschichtsklitterung, die aus echten Nachrichten, kühner Phantasie und Mißverständnissen zusammengesetzt ist; sein Schüler Aventinus führte sie in der *Bayrischen Chronik* fort.« Diese hat unser heutiges Slawenbild bestimmt.

Nur dort, wo die Fälschung allzu plump war, hat man sie auch später fallengelassen, sonst aber oft diese „Dokumente“ gern ausgeschlachtet und als Grundlage für Geschichtsdarstellungen verwendet. Ulrich von Huttens *Totenklage* hat selbst Geschichte gemacht und ist, auf den fabrizierten Tacitus aufbauend, nun nicht mehr aus unserem Geschichtsbild wegzudenken.

Peutinger, dem ehrsamem Augsburger Stadtschreiber, wäre auch noch etwas nachzutragen. Als einer der ersten seiner Zeit sammelte er römische Altertümer in seiner Heimat und sogar auf einer Reise in Italien und brachte die Skulpturen, Münzen und Handschriften in sein Bürgerhaus in Augsburg. In vielbeachteten Aufsätzen teilte er seinen Zeitgenossen die Funde mit. Zu einer angeblich von Apuleius verfaßten medizinischen Abhandlung über die Heilkraft der Pflanzen machte er Anmerkungen, die sein umfangreiches Wissen dokumentieren.

In seinem Besitz fand sich unter anderem die Chronik von Otto von Freisingen (mit zahlreichen Randbemerkungen von Peutinger selbst), die *Gesta* von Kaiser Friedrich I., von Celtes 1507 im Kloster Ebrach „entdeckt“, die er unter dem Namen Gunther Ligurinus veröffentlichte, und die Chronik von Eberhard von Regensburg, alles Texte, die frei erfunden sind und heute kaum noch als echt gelten können, aber soweit in unser Geschichtsbild integriert sind, daß sie echt sein *müssen*. Er besaß auch Abschriften der Gotengeschichten des Prokop und des Jornandes, der Langobardengeschichte des Warnefried und Paulus Diakonus, der Chroniken von Gregor von Tours und Regino von Prüm, weitere Texte über die Sachsen und Norman-

nen, die alle verdächtig genug sind, um den Besitzer und Verwerter dieser Werke selbst in Verruf zu bringen. Ein Nachfahre Peutingers vermachte alle seine Schätze den Jesuiten, auch die berühmte Münzsammlung mit mehreren tausend Exemplaren, aber die meisten Beweisstücke fehlen seitdem. Angeblich habe Celtes die Handschriften nach Wien gebracht.

Von Interesse wäre auch die Deutschlandkarte des Nikolaus Kusanus, die Peutinger herausgab, sowie ein griechischer Kodex, *Hieroglyphica des Horapollo* (schon der Titel ist verlockend), den er einem Italiener zwecks Drucklegung 1515 in Augsburg übergab.

Einer von Peutingers engsten Vertrauten, der vermutlich viele dieser alten Handschriften herstellte, hieß Johannes Colerus. Mit einem anderen aus dem Kreis, dem schon erwähnten Tritemius, überwarf Peutinger sich, weil dessen „Plagiate“ gar zu offensichtlich waren. Dabei handelte es sich um das Gegenteil: Man stahl nicht bei antiken Schriftstellern, sondern schob ihnen Texte unter. Im Gegenzug mußte sich Peutinger gefallen lassen, daß man seine und Celtes „Entdeckungen“ nicht ernst nahm.

Beim Blick in die Werkstatt der Fälscher sind mir viele Kniffe und Kunstgriffe aufgefallen, ich möchte noch einige erwähnen:

Der oft zitierte *Suidas*, richtiger die *Suda*, ein griechisches Lexikon mit literarhistorischen Artikeln, ist heute anerkanntermaßen erst gegen 970 geschrieben worden. Dankbar ist man über »die Fülle der nur hier erhaltenen Nachrichten der Literaturgeschichte«, die jedoch »eilig, ohne Kenntnis und Kritik« zusammengeschrieben sind und »zahlreiche schwere Mängel und Irrtümer« enthalten. Die *Suda* diene wohl als erstes Inventar für die Erstellung der antiken und der mittelalterlichen Schriften. Wann sie wirklich verfaßt ist, muß offenbleiben. Da sie in späterer Zeit für „echt“ im Sinne klassischer Griechenzliteratur genommen wurde, ist sie heute ein geschichtliches Dokument der Klassik. Dabei muß sie nicht unbedingt schon unter Konstantin im 10. Jahrhundert verfaßt sein, sie könnte auch von den Flüchtlingen nach 1453 verkauft worden sein.

Dante hatte nur ganz wenige antike lateinische Schriftsteller gekannt, als Dichter kannte er wohl nur Vergil, Ovid, Lukian und Horaz; von Homer wußte er nicht mehr als den Namen. Ein Grieche namens Pilato aus Saloniki (gestorben 1366 in Kalabrien) hatte erst-

mals eine lateinische Übersetzung der *Ilias* und von Teilen der *Odyssee* in Italien verkauft. Boccaccio wertete sie aus, aber nach heutigen Gesichtspunkten waren diese Übersetzungen elendes Stümperwerk.

Jedenfalls kannte man in Europa bis Anfang des 15. Jahrhunderts die griechischen Texte nicht, nur deren Inhalt durch arabische Übersetzungen, die ins Hebräische und Lateinische übertragen wurden. Ein Buch wie das Apotheker-Standardwerk des griechischen Arztes Dioskorides konnte also durch drei Übersetzungsstufen gehen und wurde natürlich dabei reichlich verändert, gekürzt und bereichert. Auch mit Platons Werken ging es uns da nicht besser.

Gerade eine Generation vor dem endgültigen „Verlust“ von Byzanz (1453 an die Osmanen) begann das Interesse an originalen griechischen Büchern. Viele hundert Kodizes wurden nach Italien gebracht oder als Abschriften hergestellt. Cosimo de Medici steckte große Teile des riesigen Familienvermögens in den Aufbau einer Bibliothek klassischer Werke, die er von griechischen Flüchtlingen aufkaufte. 1440 eröffnete er eine Schule für neuplatonische Philosophie in Florenz, an der so berühmte Leute wie Marcelo Ficino und Bessarion lehrten. So begann im Abendland die Kenntnis Platons und seiner Nachfolger. Bessarion, Erzbischof von Nicäa, der zum Katholizismus übertrat und in Italien hohe Ämter erhielt, besaß die reichste Handschriftensammlung griechischer Werke, von denen er viele selbst ins Lateinische übersetzte. Dabei ist schwer auszumachen, was von ihm stammt und was auf Vorgänger aus Byzanz oder eventuell auf die Antike zurückgeht. Das Bewußtsein für Autorschaft und Urheberrechte war noch nicht vorhanden. Es ging um die Idee, um Philosophie und Theologie. Man verlegte gern eigene Gedanken in frühere Zeiten, um sie mit Autorität auszustatten. Auch an Ficino, der Plato, Plotin, Jamblichus usw. übersetzte, ist dieser Eifer, Christentum mit hellenischem Geist zu verbinden, auffällig. Der erstmals 1496 in Florenz herausgegebene Lukian von Sarmosata macht einen sehr christlichen Eindruck, es sind 80 Schriften von ihm überliefert, „nicht alle echt“. Am Ende ist eine Quellensichtung praktisch unmöglich.

So wie man sich der antiken Städte als Steinbruch bediente, so benützte man auch die umlaufenden Texte und Fragmente als willkommene Fundgrube, ohne danach zu fragen, wer sie erfunden oder

gefunden habe. Zunächst waren bei der spätmittelalterlichen Herstellung einer karolingischen Geschichtsschreibung noch Zeit und Raum völlig unwichtig gewesen. Hrabanus hat in seiner *Chronologie* ein ganz eigenes Konzept (Lozovsky 1996). Aber mit der Kenntnis und dem entstehenden Grundstock antiker Texte vergrößerte sich der Überblick, wurde glaubwürdiger, „echter“, unkenntlicher.

Nach der Entstehung des Papsttums in Avignon und dessen Übersiedlung nach Rom Ende des 14. Jahrhunderts beginnt die Wiederbelebung der Antike in Italien. Als Gründer des Humanismus setzt man Petrarca an, wenngleich der Begriff Humanismus erst ein Jahrhundert später auftaucht und dessen Verwendung in unserem Sinne erst rückblickend durch Winckelmann 1765 eingeführt wurde (Hunger, S. 525 f). Petrarca kennt außer Cicero, Seneca und anderen Klassikern auch schon einen frühen „Kirchenvater“, Augustin. Leider sind fast alle Manuskripte, die er benutzte, auch seine eigenen Abschriften, verlorengegangen, weshalb eine so frühe Kenntnis des Augustin nicht mehr nachweisbar ist.

Dieser immer wieder behauptete Verlust jener Bücher, »die bei einigen Humanisten höhere Verehrung genossen als die Reliquien« (bei Hunger, S. 547), entbehrt jeglicher Erklärung. Die Briefe dieser ersten Humanisten sind ja in großer Zahl erhalten. Da schreibt Petrarca an seine Lieblingsdichter, von denen er durch 14 Jahrhunderte getrennt ist, als wären es Zeitgenossen. Er erlebt ihre Lebensläufe, als würden sie sich zu seiner eigenen Lebenszeit abspielen. Selbst Machiavelli schreibt 1513 noch in diesem Sinne: »Hier empfinde ich keine Scheu, mich mit ihnen zu unterhalten und sie nach den Gründen ihres Handelns zu fragen; sie aber antworten mir, weil sie Menschen sind.« (bei Hunger, S. 539) Diese emotionale Nähe ist doch sehr bezeichnend. Bis hin zur Ausdrucksweise und Rechtschreibung ist man sich fast gleich. Kein Wunder! Es handelt sich ja um die Wiedergeburt.

Eine derartige „aktive Rezeption“ der Antike scheint mir nur möglich, weil das eigene Weltempfinden mit jenem der Antike völlig verschmilzt, was bei einem (theoretischen) Abstand von anderthalb Jahrtausenden unvorstellbar bleiben muß. Von der liebevollen Nachahmung zur einfühlsamen Neuschöpfung alter Texte ist nur ein kleiner Schritt.

Diese „Wiedergeburt“ (Renaissance) hat mit ganz unterschiedlichen Erzeugnissen aufzuwarten. Neben den offensichtlichen Fälschungen gibt es aber auch die bewußte Rettung fast verlorener Denkmäler, die Wiederherstellung aus Fragmenten und die Aufwertung mündlicher Überlieferung zur Schriftwürdigkeit. Für deren relative Echtheit spricht oft der heidnische Inhalt. Man wußte fast nichts mehr vom Heidentum und erntete keinen Ruhm mit seiner Rettung. Oft mußte man die mittelalterlichen Texte umarbeiten. Die Romulus-Sammlung von Fabeln, die angeblich 350-500 geschrieben war (und vermutlich aus dem 11. Jahrhundert stammte), hatte in den frühesten Fassungen noch Götter, Tempel und Opfer.

Hochblüte

Das Kloster Monte Cassino war als Fälscherwerkstatt durchaus fruchtbar gewesen und hatte manche wichtige Schrift hergestellt. »Bruni und Poggio warfen 1407 ihre Augen erneut auf die Bestände von Monte Cassino, wo bereits Boccaccio reiche Ernte geborgen hatte: der Erfolg ihrer Aktion entzieht sich unserer Kenntnis – vielleicht wurde er auch absichtlich verheimlicht. . . . Daneben war Poggio stets auch als Kopist tätig, wobei das Abschreiben gleichzeitig als Übung des eigenen Stiles galt.« (Hunger, S. 544)

Die größere Zahl klassischer Texte wurde aber in Deutschland geschaffen. Nicht zufällig fand das „Reformkonzil“ in Konstanz statt (1414-1418), in dessen Umkreis die besten klösterlichen Schreibstuben lagen. »Im Gefolge des Papstes Johannes XXIII. zogen zahlreiche Humanisten als Sekretäre oder Schreiber der Kurie nach dem Norden, unter ihnen Bruni und Poggio.« (Hunger, S. 540) Auf langen Reisen durch Deutschland und Frankreich bis nach England, wo Poggio bis 1423 weilte, brachte er eine Menge Handschriften zusammen, die er teilweise vorher bestellt hatte. Er kopierte sogleich, was er erwarb, und ließ die Originale niemanden einsehen.

Das Basler Konzil (1432-1440) war kaum weniger erfolgreich. Hier tat sich Giovanni Arispa hervor, der auch zahlreiche griechische Handschriften aus Byzanz „rettete“. Nikolaus Kusanus „entdeckte“ 16 Kommödien des Plautus, von denen 12 noch völlig unbekannt

waren. Auch in Ungarn war man fleißig, König Matthias Corvinus ließ eine große Bibliothek mit Kodizes füllen. Francesco Sassetti sammelte in Frankreich 67 Bände lateinischer Schriftsteller, meist „Bestätigungen“ schon bekannter oder zumindest vorausgesagter Texte.

Dies sind nur einige ausgewählte Einzelheiten der Aktion, die fast ganz Europa ergriffen hatte. Sicco Polenton hatte 1437 eine erste Literaturgeschichte der Lateiner (in 18 Bänden) fertiggestellt. »Er sieht die lateinische Literatur von der Antike bis zu Petrarca als Einheit.« (Hunger, S. 545) In Bobbio, einem anderen berühmten Fälscherort, stieß man auch auf unbekannte lateinische Grammatiker und Metriker, unter anderen Terenz, der 1497 in Mailand gedruckt wurde; »die Handschrift ist unterdessen verlorengegangen wie in zahlreichen anderen Fällen: ein Beweis dafür, daß die Humanisten mit ihren Erwerbungen keineswegs so sorgfältig umgingen, wie man nach den enthusiastischen Briefen erwarten sollte, mit denen sie den Freunden ihre Funde mitteilten.« (Hunger, S. 546) Ganz abgesehen davon, daß diese „Reliquien“ unglaublich hohe Preise kosteten, die meist von fürstlichen Mäzenen oder der Kurie selbst bezahlt wurden.

Der Fälscher auf dem Stuhl Petri

Diesen nun mehrfach erwähnten Piccolomini (ab 1458 Papst Pius „II.“) sollte man sich kurz anschauen, denn er ist ein typischer Renaissance-Mensch, der sein Leben für die Nachwelt höchst ordentlich gestaltet hat (wie Paul C. Martin in einem Vortrag am 23. 5. 1998 in Leonberg darstellte). Vermutlich unternahm Piccolomini die Fälschung seiner persönlichen Daten schon für seine Zeitgenossen, damit sie ihn zum Papst wählten. Das Dokument ist im *Codex Reginensis* im Vatikan bis heute erhalten. Piccolominis Geburtsdatum fiel eigentlich auf einen sehr ungünstigen Tag, den 24. 8. 1405. Saturn stand in Opposition zu Sonne, Mond und Venus, außerdem Mars in Opposition zu Merkur, das sind alles negativ interpretierte Momente. Und der 24. August galt den klassischen Römern ganz besonders als »schlechter Tag«, weil an ihm die Geister der Unterwelt heraufzusteigen pflegen, wovor die gewöhnlichen Sterblichen eine schreckliche Furcht hatten, wie Cicero schrieb.

Also änderte Piccolomini seinen Geburtstag und wählte einen horoskopmäßig ungemein günstigen Tag, den 18. 10. 1405, bei Sonnenaufgang um 6 Uhr 49, an dem zwei klassische Glückskonstellationen vorlagen: Venus-Jupiter-Trigon und Sonne-Saturn-Trigon, dazu Merkur und Venus in Konjunktion. Besser geht's kaum.

Als Geburtsort konnte er aber leider nicht die ewige Stadt angeben, denn er stammte aus dem kleinen Dorf Corsignano in der Toskana; es fand sich nur ein wenig bekannter Mann der Antike, ein Offizier Sullas mit Namen Corsinius, nach dem das Dorf benannt sein soll. Was blieb Pius übrig, als die winzige Ortschaft mit prachtvollen Gebäuden auszustatten, 1463 zur Stadt zu erklären und einen Bischofssitz dort einzurichten? Der Ort hieß fortan Pienza (wohl von *pius* = „fromm“) und glänzt auch heute noch als Touristenattraktion wegen seines Domes, Bischofspalastes, Stadthauses und vor allem des prachtvollen Palazzo Piccolomini, der den Namen seiner Familie trägt und von ihm selbst entworfen wurde.

„Eigentlich“ hieß dieser Mann Äneas Silvius, und so fand er seinen Papstnamen schon bei Vergil (*Äneide* I, 378) vorbestimmt: *Sum pius Aeneas* = „Ich bin Äneas, der Fromme. . .“. Entsprechend gestaltete er sein Wappen mit einer Devise, die einen weiteren Papst aus seiner Familie voraussagt (seinen Neffen, Pius III., der 26 Tage regierte). Seinen Vorgänger Pius I. (142-157, Märtyrer und Heiliger) hat er allerdings frei erfunden; dessen Briefe gelten auch katholischen Theologen heute als Fälschung. Er soll der 9. Papst gewesen sein, denn Äneas Silvius hatte es mit der heiligen Zahl 9, sie kehrt in seiner Schrift und seinen Bauwerken häufig wieder. Diese Schrift, eine wunderschöne Autobiographie, die er an Silvester 1463 abschloß, erinnert in Stil und Aufmachung an Cäsars *Gallischen Krieg*. Sie beginnt gleich mit der edlen Herkunft der Piccolominis aus Rom, die (leider) nach Siena in der Toskana umgezogen wären, wozu Burckhardt anmerkte: »Vermutlich hätte er nicht übel Lust gehabt, ein Julier zu sein.«

Seine Lebensgeschichte ist aber auch ohne die Beschönigungen und Fälschungen schon aufregend genug. Mit 26 Jahren war er Teilnehmer am Konzil von Basel, wurde dann Geheimsekretär des Kaisers Friedrich III. und empfing von ihm die Dichterkrone. Durch seine Vermittlung konnte er den Kaiser zum Verbündeten des Papstes Nikolaus V. gegen das Basler Konzil machen und wurde dafür mit

dem Bischofsstuhl von Triest belohnt. Das Konkordat von Wien 1448, das die Basler Beschlüsse nichtig machte und der deutschen Kirche die errungenen Freiheiten wieder entriß, ist hauptsächlich seine Leistung. Zehn Jahre später war er selbst Papst geworden.

Getauft wurde dieser Mann in einem noch vorhandenen Taufbekken einer ganz kleinen Kirche, einer sogenannten Pieve, die unterhalb der heutigen Mauern von Pienza liegt, wie Martin weiter ausführte. Über der Eingangstür sieht man ein schlangenfüßiges Monster, flankiert von anderem schrecklichen Gewürm. Darüber in einem Fenster steht eine recht heidnisch anmutende „Große Mutter“, und auf den Säulen in der Kirche erkennt man auch nur Schlangen und altheidnische Symbole. Wäre nicht eine etwas jünger anmutende Szene der Heiligen Drei Könige über einer Seitentür zu sehen, dann würde man kaum erkennen, daß es sich um einen christlichen Tempel handelte.

Tatsächlich sind auch die anderen Pieven der Toskana – und es gibt Hunderte, oft gar nicht als Kirchen erkennbar – in dieser unchristlichen Art geschmückt. Eigentlich sehen sie mit ihrem einfachen Grundriß und den Schmuckmotiven wie heidnische Tempel aus, die allerhöchstens an Gnostiker oder Arianer denken lassen. Das macht natürlich stutzig, wenn dieser gewaltige Papst, der mit der Unterstützung des albanischen Helden Skanderbeg fast einen letzten Kreuzzug des Abendlandes gegen die Türken zuwege gebracht hätte, noch in einer derart heidnischen Umgebung zur Welt gekommen war. Es macht aber auch deutlich, wie wichtig seine Fälschungsaktion gewesen sein muß! Gewiß ging es ihm bei der Neugestaltung um die Weltgeschichte im Großen, die kleinen Pieven seiner Kindheit vergaß er.

Absolut unchristliche Gestalt haben sogar einige große Kirchen der Toskana, etwa in San Chirico, wo außer modernen Hinzufügungen nichts auf den katholischen Charakter des Gebäudes schließen läßt. Die Ungeheuer und Fabelwesen sprechen von einer uns völlig fremden Welt, die durch Gehirnwäsche ins Dunkel des Vergessens gestürzt worden ist. Moderne Deutungsversuche muten grotesk an, sie zeigen klar, daß wir keine Ahnung von jener Geisteswelt haben. Allenfalls können einige Gestalten mit der *Offenbarung des Johannes* in Verbindung gebracht werden, aber auch das ist nur an den Haaren herbeigezogen.

Dagegen sind Kunstwerke der Antike, etwa römische Gemmen, die Martin in seinem Vortrag daneben stellte, aus demselben Formempfinden entstanden, oft sogar völlig gleich, so als wären zwischen der römischen Antike und dem katholischen Christentum des 15. Jahrhunderts nur wenige Generationen vergangen.

Marc Aurel, der christliche Kaiser

Fürstenspiegel wurden von Herrschern als Testament für ihre Nachfolger, also meist ihre Söhne, geschrieben. Das bekannteste Vorbild der Renaissance wurde der von Petrarca. An byzantinischen und persischen Höfen gibt es sie schon ab dem 10./11. Jahrhundert. Sie hatten nicht nur erzieherische Wirkung auf den jeweiligen Thronfolger, sondern auch einen allgemeinen Sittenmaßstab für die Adligen und Gebildeten zum Ziel. So sind sie einerseits idealisierend, andererseits Abbild ihrer Zeit. Wenn ein Fürstenspiegel absichtlich in frühere Epochen zurückprojiziert wurde, dann geschah dies ebenfalls aus leicht verständlichen erzieherischen Gründen: Das Vorbild der Ahnen, das der jetzigen Generation wie ein Spiegel vorgehalten wird, hat stärkere Wirkung als der erhobene Zeigefinger des Herrn Papa, auch wenn er ein regierender Fürst ist. An Lebenden sieht man die Schwächen allzu scharf, nur Tote glänzen im Strahlenkranz der Unberührbarkeit.

Der wohl berühmteste Fürstenspiegel aller Zeiten ist eine solche Rückprojektion: *Reloy de principes* (Sonnenuhr der Fürsten) von dem Geistlichen Antonio de Guevara, geschrieben 1518 bis 1524 für den seinerzeit mächtigsten Mann der Menschheit, Kaiser Karl V., in dessen Reich die Sonne nicht unterging. Diese „größte literarische Fiktion der Geschichte“ ist eine Art Schlüsselroman mit biographischen Einzelheiten aus dem Leben des Kaisers. Er wurde sogleich in sämtliche europäischen Sprachen übersetzt und überflügelte an Auflagenziffern alles bisher Dagewesene; man nennt das Buch den »Bestseller der Renaissance«.

Antonio de Guevara (1480-1545), der Autor, kam schon mit zwölf Jahren an den Hof der Katholischen Könige (Isabel und Ferdinand von Kastilien), als gerade die letzte islamische Bastion Spaniens fiel

und Kolumbus in Amerika landete; weitere zwölf Jahre später wurde er Franziskanermönch. 1521 berief ihn Kaiser Karl V. als Prediger an seinen Hof, wo er ab 1527 als offizieller Chronist tätig war. Karl, ein pedantisch ehrlicher und sehr frommer Mensch, unterhielt sich gern mit dem geistprühenden Mann und nahm ihn auf allen seinen Reisen quer durch Europa mit; sogar 1535 auf der Expedition nach Tunis war Guevara dabei. Achtzehn Jahre lang war er Berater von Kaiser Karl V., wurde auch als Diplomat mit verschiedenen Missionen beauftragt, war Inquisitor und Friedensstifter, taufte eigenhändig 27 000 Moslems in Andalusien, richtete eine Druckerei ein, versorgte Krankenhäuser und Schulen und war vor allem ein begnadeter Schriftsteller, der die moderne Gestalt des Romans ins Leben rief.

¹

538, also ein Jahrzehnt nach Erscheinen des „Fürstenspiegels“, legte er sein Amt am Hofe nieder.

Guevara war einer der wichtigsten Männer seiner Zeit, er bekleidete nacheinander zwei Bistümer und galt den Humanisten als großes Vorbild. Kaiser Karl hatte als erster die Originalhandschrift des Romans zu lesen bekommen, und erst nachdem er sie abgesegnet hatte, gab Guevara sie heraus. Dies alles spricht deutlich dafür, daß die Fiktion im besten Sinne aufgenommen worden war und als Leitbild der Öffentlichkeit übergeben werden konnte.

Allerdings: Das Buch ist reine Fiktion! Die zahlreichen „Zitate“ griechischer und lateinischer Schriftsteller, stets volkstümlich und witzig, sind durchweg erfunden, meist voller Ironie. Viele Autoren, die zitiert werden, haben nie gelebt, und Bücher, die er bekannten klassischen Autoren unterschiebt, gab es nie. Sitten und Bräuche, die er der Antike anheftet, sind pure Phantasien. Das alles ist farbenprächtig und amüsant, auch frivol-erotisch und spaßig und wurde mit großer Begeisterung vom Publikum, von regierenden Fürsten bis zu Klosterschülern, verschlungen.

Guevara hatte seinen Roman *Das Goldene Buch von Marcus Aurelius Severus* genannt. Es muß wohl in der *Suda*, jenem bruchstückhaften Lexikon aus Byzanz, eine Notiz über diesen römischen Kaiser und eine von ihm verfaßte Autobiographie gestanden haben, auch Briefe sollte es von diesem Mitregenten Antonins gegeben haben. Guevara machte sich diese Erwartungen zunutze und schrieb, was nicht mehr vorhanden war. Er tat es ganz im Stil seiner humanisti-

schen Zeitgenossen, nur eben ehrlicher erfunden, durchsichtiger, humorvoller. So verfaßte er auch die *Familienbriefe* dieses Kaisers (in zwei Bänden, 1539 und 1542 erschienen), die ebenfalls ein Riesenerfolg wurden und durch ganz Europa kursierten. Sie waren stilistisch an Cicero orientiert und an berühmte Personen gerichtet, die längst tot waren, voller unmöglicher Ereignisse und Zeitangaben. Da der Autor mit einer Notiz, er habe das Manuskript des Kaisers Marc Aurel nach jahrelangen Suchen in ganz Europa endlich in der Bibliothek des Cosme de Medici in Florenz gefunden, Echtheit vorspiegelte, beschimpfte man ihn aus gewissen Kreisen auch als Lügner und Fälscher, was er aalglatt an sich abgleiten ließ. Er hatte sogar Grabinchriften und andere Dokumente vorgetäuscht, weil es ihm so einfiel.

Desgleichen begann man seine anderen Bücher, zum Beispiel die *Kunst des Navigierens* oder die *Dekade der Cäsaren*, die zunächst als historische Abhandlungen gegolten hatten, nun als pseudohistorisch und erlogen zu bezeichnen. Der Humanist Pedro de Rhua verlangte 1540 in drei Briefen kategorisch, daß bei derartigen Abhandlungen absolute Ehrlichkeit vorherrschen solle, aber Guevara antwortete ihm verächtlich ironisch. Er schrieb, er habe nicht entfernt daran gedacht, daß man seine Dichtung ernst nehmen würde, denn er glaube ohnehin nur an die Bibel, weshalb er es sich erlauben könne, Geschichte schöner und anders zu erfinden, als sie in den Büchern stände.

Da es ein großer Genuß war, diese Spinnereien zu lesen, hielt man den Dichter für einen außergewöhnlich klugen Kopf, und nur Sauerertöpfe nahmen Anstoß daran. Die Wirkung dieser erfrischenden Science-fiction war dermaßen gut, daß sie zum festen Bestand der europäischen Dichtung wurde.

1539 schrieb er ein an Horaz orientiertes Buch *Verachtung des Hofes und Lob des einfachen Landlebens*, in dem er Rache für 48 Jahre höfischen Lebenszwanges nahm, aber auch dieses Buch war nicht ernst gemeint, sondern ein mit brillanter Rhetorik als reine Literatur abgefaßter Spaß.

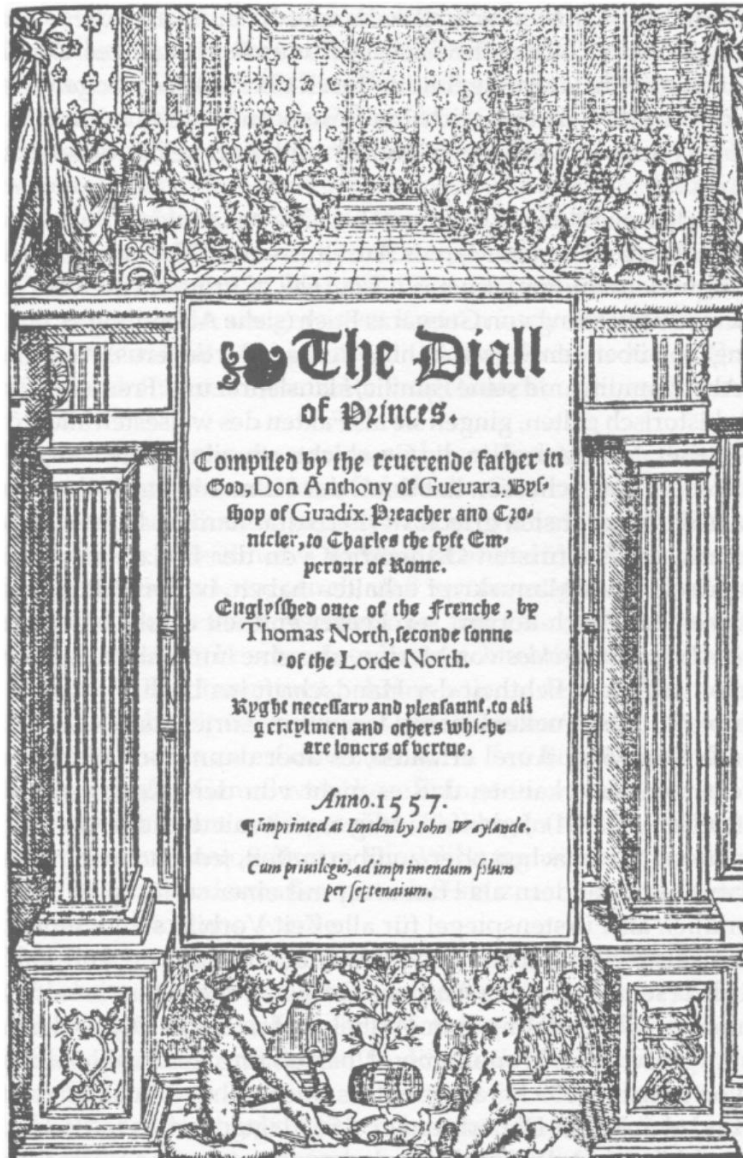
Im Urteil der Nachgeborenen bekommt Guevara höchste Ehren (ich zitiere aus einem spanischen Lexikon): »Er war ein genialer Schriftsteller, der die kolossalste und gelehrteste Parodie des Humanismus schuf, wobei er sich in fähigster Weise der Volkssprache be-

diente (die Humanisten schrieben ja alle Latein!) und diese ungemein bereicherte. Nie mehr nach ihm wurde ein ganzes Zeitalter dermaßen intelligent und gebildet durch den Kakao gezogen. Da er einen der verantwortungsreichsten Posten im Weltreich Karls V. innehatte, konnte er sich das erlauben, und Karl selbst unterstützte ihn darin.«

An Nachahmern hat es nicht gefehlt. Das bekannteste Buch ist das englische *Golden Boke* des Marcus Aurelius von 1535. Darauf folgte in köstlich modernem Englisch 1557 *The Diall of Princes*, eine verkürzte englische Übersetzung von Guevaras Buch (siehe Abbildung, S. 66). Da die Angaben über den Kaiser Annius Verus (oder Severus) Antoninus, seine Abstammung und seine Familie, Hauslehrer und Freunde, durchaus als historisch galten, gingen sie als Fakten des weisesten aller römischen Kaiser, Marc Aurel, in die Geschichtsschreibung ein.

Den Vogel abgeschossen hat dann der Humanist und Abenteurer Michael Schütz, der sich griechisiert „Toxita“ nannte. Er will aus der Bibliothek des Kurfürsten Ottheinrich von der Pfalz ein authentisches griechisches Manuskript erhalten haben, in dem Marc Aurels wirkliches Tagebuch kopiert sei. Leider enthielt dieses Manuskript auch ein *Leben des Proklos* von Marino, also eine humanistische Schrift, und damit fällt die Echtheit der Handschrift ins Loch.

Der berühmte Drucker Conrad Gesner in Zürich hatte schon 1545 ein Buch von Marc Aurel erhalten, es aber dann doch nicht veröffentlicht, weil er erkannte, daß es nicht von dem Kaiser stammen konnte (Theiler 1984). Jedenfalls trug er sich mit der Idee, den Erfolg Guevaras nachzumachen oder zu übertreffen, jedoch nicht im Sinne des Satyrikers, sondern als Humanist mit einer seriösen Arbeit, die nun endlich als Fürstenspiegel für alle Zeit Vorbild sein könnte. Als er die Vorlage von Toxita erhielt, war er unschlüssig und gab sie schließlich seinem Bruder Andreas Gesner weiter, der sie mit einer lateinischen Übersetzung von Wilhelm Holzmann (Xylander) aus Augsburg sowie einer anonymen Übersetzung der Proklos-Biographie von Marino 1559 herausgab. Das Buch nahm allmählich seinen Weg und wurde ein Dauerbrenner. 1568 legte man es in Basel zum zweiten Mal auf. Der originale Kodex war damals schon verschwunden. Versteht sich. Aber im Vatikan soll es Ausschnitte von parallelen Texten („14. Jahrhundert“) geben.



Titelseite der englischen Ausgabe von Marc Aurels Erinnerungen und Briefen: *The Diall of princes*, London 1557)

Diese weltberühmten „Selbstbetrachtungen“ des Kaisers Marc Aurel waren — genau wie seine Briefe oder anderen Schriften — weder in der Antike noch im Mittelalter irgend jemandem bekannt gewesen (v. Gleichen-Rußwurm, 1913, Einleitung). Nur der heilige Augustinus hat sie erwähnt (der kannte ja alle humanistischen Fälschungen), und ein gewisser Bischof Arethas von Patras im 10. Jahrhundert. Als man in der Renaissance Seneca und andere Stoiker schätzen lernte, bestand großer Bedarf an klassischen Texten jener Geistesrichtung, aber erst mit Spinoza und Leibniz beginnt die Verarbeitung ihrer Inhalte. Die Zumutbarkeit wuchs schrittweise. Die beste moderne Übersetzung ins Deutsche (F.C. Schneider, 1864) bringt noch nicht alle Sentenzen Aurels, es fehlen über hundert. Manche werden noch heute weggelassen, da gar zu unwahrscheinlich für einen antiken Monarchen, wie etwa die Verdammung der Knabenliebe (I, 16), die der Kaiser seinem Vater in die Schuhe schiebt und bejaht. Oder der Satz über die dem Kaiser suspekt erscheinende Märtyrersucht der Christen (da steht tatsächlich *Christianoi*, XI, 3, aber die Echtheit des Satzes wird von Autoritäten wie C. R. Haines, London 1924, bezweifelt). Und ganz besonders die Verdammung der Zauberei und des Aberglaubens, was in der Antike noch kein Thema war, aber den aufgeklärten Humanisten auf den Nägeln brannte.

Capelle (S. LI) bewundert die einzigartige Ehrlichkeit, »wie sie in der uns erhaltenen antiken Literatur nicht ihresgleichen hat«. Es gab kein Vorbild und keine Nachfolger dieser oft sehr intimen Tagebuchaufzeichnungen. Er schrieb sie in einem unklassischen, mit Vulgärausdrücken vermischten und fehlerhaften Griechisch, das man ihm nachträglich gern verzeiht, denn seine Muttersprache war ja Latein (Capelle, S. LIII). Die Formulierungen sind oft nach Poseidonios, dem Lehrer Ciceros, gebildet, von dem schon Seneca abgeschrieben hatte. Aber »direkte Fragmente des Poseidonios sind verhältnismäßig selten« (Theiler 1984).

Natürlich hatte der Kaiser diese Selbstenthüllungen nicht mehr veröffentlicht; das müssen seine Privatsekretäre nach seinem Tod getan haben. Sie stellten die Sentenzen zu zwölf Büchern zusammen, und dabei könnten sich fremde Sprüche eingeschlichen haben.

Schauen wir uns den Mann kurz an: Dieser römische Kaiser Marcus Aurelius Antoninus („26. April 121 bis 17. März 180“), aus vor-

nehmer spanischer Familie entsprossen, erlebte nämlich in einer Schlacht im Jahre 175, die er fast verlor, den Segen des Himmels, wofür er seine christliche Legion (*sic!*) als Urheber ansah und Christenverfolgungen hinfort verhinderte. Was ihm leider doch nicht ganz gelang, denn schon vor Guevara hatte die Kirche in Marc Aurels Herrschaft die sogenannte 4. Verfolgung angesetzt, und die konnte man nicht mehr tilgen. Tertullian entlastet ihn, indem er die Verfolgung von Lyon im Jahr 177 als »zu weit weg von Rom« bezeichnete, und Justin, der als Märtyrer 165 in Rom starb, kann mit seinem Brief (als Abschrift im Euseb erhalten) auch nichts Böses mehr bezeugen, da dieser Brief von den Theologen als Fälschung ausgeschieden wurde. Weitere Briefe von Christen an den Kaiser, die man gern anführt, etwa den des Athenagoras über das apokalyptische Zeitende, sind anachronistisch in höchstem Maße, weshalb Theiler (S. 14) annimmt, »Marc Aurel wird kaum die breiten Ausführungen gelesen haben«.

So gewann Aurelius als beinahe christlicher Kaiser großes Ansehen.

In Senecas und vor allem Marc Aurels Texten ist stets von Gott im Singular die Rede, so als wäre der Gott der Christen gemeint. Das machte diese Schriften der Nachwelt so angenehm. Die von Marc Aurel ausgedrückte christianisierte heidnische Philosophie kennt nur *eine Welt, einen Gott, eine Natur* aller lebenden Wesen, *eine Materie, ein Gesetz und eine Vernunft*.

Eigentlich erscheint Marc Aurel in seinen *Selbstbetrachtungen* wie eine Idealgestalt, die nie gelebt haben kann, ein humanistisch neu formulierter Jesus, der außerhalb von Zeit und Raum den europäischen Gestaltungswillen verkörpert. Und dieser Gestaltungswille trägt die Züge des 16. Jahrhunderts.

Nachzutragen wäre noch der übliche dazugehörige Rahmen, wie etwa die grassierende Pest, an der er starb, die ägyptische Königskartusche mit seinem Namen und die vielen „antiken“ Bildnisse, die große Renaissance-Künstler von ihm schufen, wie das Reiterstandbild aus Bronze im Vatikan. Und zum Schluß seine lateinischen Briefe an seinen Lehrer Fronto. Sie sind dermaßen schwülstig und kindisch für einen 25jährigen Philosophen, daß sie nur als Kuriosum der Fälscherzunft gelten können. Sie werden aber oft direkt zur Er-

läuterung der Selbstbetrachtungen herangezogen, obgleich sie in völlig anderem Sprach- und Gedankenstil verfaßt sind und unmöglich von derselben Person stammen können.

Gegen den allgemeinen Wildwuchs der Fälscherwerkstätten gingen schon Ende des 15. Jahrhunderts scharfe Kritiker an, die um den Verlust sämtlicher Maßstäbe fürchten mußten. Als bekanntesten will ich nur Valla nennen, der mehrere Fälschungen aufdeckte und in große Bedrängnis deswegen geriet. Er versuchte allerdings, den Vulgata-Wortlaut des Neuen Testamentes nach dem griechischen „Urtext“ abzusichern, was ihm letzten Endes mächtige Beschützer verschaffte.

Poggio bemühte sich sogar, Hebräisch zu lernen, da er schon ahnte, wie wichtig die Benützung von Quellen „aus erster Hand“ sein würde. Aber dieser Schritt gelang erst der folgenden Generation.

Der Fundamentalist Erasmus von Rotterdam

Der berühmteste Humanist wurde 1466 oder 1469 geboren und schrieb seine ersten Werke (ab 1495 in Paris) in sehr gutem Latein. Von 1499 an in England versuchte er sich auch im Griechischen, das er ab 1502 recht passabel beherrschte. Sein Buch *Lob der Torheit* (in Latein) hatte in elf Jahren eine Auflage von 20 000 Stück. Diese Zahlen stelle ich voran, um die Bedeutung des Mannes, seine Wirkung und das Ungewöhnliche zu betonen. (Ich folge weitgehend Camp-hausen u. a., *nimm und lies!* 1991)

Erasmus kämpfte gegen den Judaismus (in der Kirche, versteht sich) und förderte die Entwicklung jener Christologie, der zufolge Jesus auch schon vor seiner Fleischwerdung die Geschicke der Welt gelenkt habe. Diese beiden Punkte sind wichtig für die Beurteilung der eingeschleusten „Kirchenväter“. Im Jahre 1516 von Kaiser Karl V. zum Ratsherrn ernannt, schuf er die neunbändige Hieronymus-Ausgabe der Bibel und gab weitere neun frühchristliche Autoren vorbildlich heraus. Er gestaltete dabei eine idealisierte frühe Kirche, man könnte von romantischem Gefühl sprechen.

Unter Benützung des schon erwähnten Textes von Laurentius Valla (von 1505) gab er 1516 ein griechisches Neues Testament mit lateini-

scher Übersetzung heraus, das er in größter Eile gegen die spanische Konkurrenz, die dasselbe ebenfalls gerade schuf (Complutense), in einem halben Jahr fertigstellte. In der Vorrede behauptet er, viele sehr alte Manuskripte verwendet zu haben, aber das ist offensichtlich gelogen. Er hatte nur einige junge Abschriften zur Hand, die noch dazu voller Fehler und Lücken waren. Ganze Versgruppen, wie etwa den Schluß der Offenbarung, mußte er aus der lateinischen *Vulgata* ins Griechische „rückübersetzen“.

Der Arbeitsgang, für den Erasmus wie gesagt in höchster Eile und mit Helfern immerhin noch ein halbes Jahr benötigte, ist nachträglich gesehen unerklärlich. Wenn eine griechische und lateinische Bibel von Theologen seit 1300 Jahren benützt, zitiert und kommentiert worden war, dann hätte man für die erste Drucklegung nur noch die eventuell angefallenen Änderungen einfügen müssen. Vermutlich hat Erasmus eine grundlegende neue Gestalt vorgelegt und dazu die bisher unbekannte Einteilung in Kapitel und Verse geschaffen.

Erst dieses Werk wurde zum Standardtext für die moderne Bibel, denn nur dieser Wortlaut konnte jetzt noch zitiert werden. Drei Jahre später, mit etwas mehr Ruhe, kam dann eine mit 400 Verbesserungen versehene Bibel heraus, die Luther als Grundlage für seine deutsche Übersetzung diente. Ohne Erasmus hätte es keinen Luther und keine Reformation gegeben, sagte man schon damals (allerdings in Latein).

Erwähnenswert ist auch Theodor Beza (gestorben 1604), der Freund und Nachfolger von Calvin, der gleich zwei angeblich uralte („5. Jahrhundert“) griechisch-lateinische Kodizes vorlegte, die schon den nicht fortlaufenden Text mit Verseinteilung haben. Sie sollten der reformatorischen Bewegung in der Schweiz als Grundlage dienen, wurden aber später wieder fallengelassen.

Der neue Fundamentalismus, der „allein die Schrift“ gelten ließ, löste einhellige Empörung bei vielen Theologen aus, setzte sich aber durch. Endlich hatte man es schwarz auf weiß, was Gott wirklich gesagt hatte. Die Tradition der Kirche trat demgegenüber zurück, womit die – vielfach beanstandeten – alten „Kirchenväter“ an Bedeutung verloren, was der Kirche letzten Endes recht war.

König Arthur wird geschichtlich

Perioden der Schriftgläubigkeit wechselten ab mit Zeiten, in denen die Geschichtsphilosophen einen tieferen Einblick in die Eigenart der „Geschichtsquellen“ hatten. David Strauß (um 1850), Wellhausen und seine Kollegen bis hin zu Delitzsch (1910) wußten sehr wohl, daß die israelische Geschichte, wie sie in der Bibel dargestellt wird, eine bunte Mischung aus unzuverlässigen Erinnerungen, frei fabulierten Märchen, umlaufenden Anekdoten und Sprüchen, gezielter Propaganda und verfremdeten Tagesthemen ist, bis zu 2000 Jahre *nach* dem behaupteten Ereignis niedergeschrieben und später noch vielfach umgestaltet. Das schließt nicht aus, daß sich Stücke gediegener Literatur darunter befinden oder religiöse Einsichten von überzeitlicher Geltung, besagt aber eindeutig etwas über den historischen Wahrheitsgehalt der Bibel: Er ist gleich Null.

Nicht einmal die „apokryphen“ Makkabäerbücher enthalten meines Erachtens irgendwelche Nachrichten aus dem 2. und 1. Jahrhundert v. Chr., wie sie behaupten, sondern höchstens idealisierte Erinnerungen an Kämpfe der letzten Jahrzehnte vor dem Jahr 1000 in Palästina, die epenhaft zurückversetzt wurden.

Wie kommen dann eigentlich die überraschend passenden Querverbindungen zustande, die von heutigen Geschichtsforschern in diesen alten Texten entdeckt und als Beweis für deren Echtheit gewertet werden (etwa nach dem Motto von Keller: »Und die Bibel hat doch recht!«)?

Es kommt tatsächlich auf die Sichtweise an, denn in einem fundamentalistischen Gesichtskreis wie dem unseren heute wirken diese Selbstbestätigungen wie Beweise. Wer Troja finden will, der braucht nur irgendeinen Ruinenhügel auszugraben, der dazu paßt. Oder stand in Hisarlik etwa über einem der Torbögen: Troja, Stadtgrenze, Homers Zeit? Wer die *Ilias* weniger liebt, entdeckt an derselben Stelle Atlantis, weil es unserer Zeit eher gefällt.

An einem Phänomen aus England, König Arthur (oder Artus), läßt sich das plausibel machen.

Geoffrey Ashe (1986), ein sehr angesehener englischer Geschichtswissenschaftler, hält Arthur für eine geschichtliche Person des 5. Jahrhunderts, obgleich dieser Held erst in den Romanen ab 1130 greifbar wird. Die Romane setzen ihn ans Ende der Antike mitten zwischen

Goten, Hunnen und Wandalen in die Völkerwanderungszeit. Das ist einer dieser mythischen Begriffe, die irgendwann einmal geprägt wurden und seitdem geschichtliche Funktion ausüben. Wie die 40jährige Wanderung der Israeliten durch die Wüste Sinai bildet auch die Völkerwanderung der Germanen, Franken, Sachsen usw. den Beginn der nationalen Identität, sie ist geradezu ihre Vorbedingung.

Die Erfindung Arthurs lief im Anschluß an die Karls des Großen für das Frankenreich. Natürlich mußte Arthur die „Gallier“ besiegen und wie ein großer Imperator England und die Bretagne bis Burgund beherrschen, wobei er seine Legitimität wie ein germanischer Heerführer vom römischen Kaiser bezog. Da dies im 6. Jahrhundert, in das er traditionell eingefügt wurde, nicht mehr möglich war — er hätte seine Macht von Byzanz beziehen müssen, und das lag etwas zu weit —, verschob man ihn ins 5. Jh., wie Ashe mit zahlreichen „alten“ Chroniken untermauert. Gegenüber diesen Texten muß er ihn dann noch einmal um 5 oder 10 Jahre verschieben, und nun gewinnt er überraschend genaue Daten, die den Leser geneigt machen, das ganze als schlüssigen Beweis anzusehen. Ashe schreibt dafür selbst Geschichte in neuer Art, erfindet und manipuliert und verwendet Quellen, die sich bei näherem Hinsehen als Romane desselben 12. und 13. Jahrhunderts entpuppen. So geht er sich selbst auf den Leim. Spätere Generationen werden diese „Lösung“ Ashes mit Hinweis auf seinen ausgezeichneten Ruf als Wissenschaftler verbindlich akzeptieren, und damit ist Arthur endlich zur historischen Person geworden. Aus dem Wunschkönig der Ritterzeit wurde ein regierender König Englands am Ende der Antike.

Gehen wir noch ein wenig ins Detail. Da haben wir von Gottfried von Monmouth eine *Geschichte der Könige Britanniens*, die 1136 fertig geworden sei, aber nur in einer später überarbeiteten Fassung vorliegt, wobei Ashe gern annimmt, daß dieser Gottfried die Überarbeitung selbst vorgenommen habe. Arthurs Geschichte nimmt zwar nur einen Teil in diesem großen Werk ein, aber man gewinnt den Eindruck, daß die anderen Könige vor und nach ihm nur zu dem Zweck erfunden wurden, einen geschichtlichen Standpunkt und glaubwürdigen Rahmen für Arthur abzugeben.

Gottfrieds *Geschichte* beginnt mit Trojas Untergang. Das war im 12. Jahrhundert ein Fixpunkt wie später die Sintflut oder die Zerstörung des Jerusalemer Tempels. Die zeitliche Festlegung dieses Fix-

punktes, Trojas Untergang, war recht geschickt: Er soll genau so viele Jahre vor Jesu Geburt stattgefunden haben wie die Jetztzeit des Dichters danach liegt, also etwa 1150 Jahre, so daß Jesus als Achse und Mittelpunkt der Zeitwelt dasteht.

Ich vermute — da Ashe nichts Gegenteiliges sagt —, daß er schon hier, gleich zu Beginn seines Buches, die alten Fabeln fortsetzt und dem Leser auftischen will, „Trojas Fall“ habe tatsächlich rund 2300 Jahre vor Gottfried von Monmouth stattgefunden. Mit Äneas, der nach Italien auswanderte und dessen Urenkel Brutus, der weiter nach England zog und die dortige Insel, nachdem er sie von Riesen gesäubert hatte, besiedelte und nach sich selbst benannte, wobei er an der Themse „Neu-Troja“, das spätere London gründete, spinnt der Dichter das schönste Sagengarn, das die Zuhörer jener Zeit so liebten. Es folgen 75 Könige mit Namen und Taten. »Nahezu alle von ihnen waren Erzeugnisse seiner Phantasie«, sagt Ashe (zitiert nach der deutschen Übersetzung von H. Stadler, S. 17). Auch ein fliegender Wieland oder Dädalus, hier Bladud, fehlt nicht. Er stürzte über Neu-Troja ab. Sein Sohn König Lear herrschte im 8. Jahrhundert vor Christus.

Die Bekanntheit der Sagenfiguren und ihre lokale Eigenständigkeit mit etymologisch naheliegenden, aber doch originellen, meist „sprechenden“ Namen, wie hier dem des gescheiterten Fliegers, sind ein häufiges Stilmittel dieser Dichtungen. So bestätigen sich die Sagen gegenseitig! Es ist einerseits ganz menschlich, daß ein Engländer, der seinem Volk einen königlichen Flieger als Ahnherrn beschenken will, dessen Namen und Taten an die geläufigen Sagen anpaßt. Es bedeutet andererseits aber auch große Gelehrsamkeit und Fleiß, wenn ein Forscher der Romantik oder ein heutiger Wissenschaftler aus solchen nahverwandten Namensklängen und Ereignissen auf ein gemeinsames „indoeuropäisches Erbe“ schließt. Daß die Gesetze der Lautverschiebung oft nur etwas mit verschiedener Schreibweise zu tun haben, leuchtet den wenigsten ein. Die Aussprache ist nämlich härter als das Schriftbild, in dem sie verzeichnet wird.

Und der Dichter konnte ja die schon bestehenden Namen nicht mehr verwenden, wenn er eigenes schaffen wollte. So muß Arthurs Hund Cabal heißen, denn Cerber(us) wäre zu durchsichtig gewesen. Als Cabal wird er zur eigenständigen („keltischen“) Tradition, mit Verlust des Innen-R und Umwandlung des Schluß-R in L. Das ist

lautgesetzlich korrekt, denn die Lautgesetze wurden ja aus diesen Beispielen abgeleitet.

Zurück zu Ashes Gottfried. »Nahezu alle« der 75 Könige sind also reine Phantasieprodukte, sagt der Historiker. Dem Kritiker aber stellt sich die Frage: Wieso nahezu? Könnten in einem Roman wie *Tom Sawyer* und *Huck Finn* auch echte Personen auftreten, etwa namentlich der damalige Präsident der Vereinigten Staaten? Warum nicht? In einer *Geschichte der Könige Britanniens* können Cäsar, Claudius und Trajan ihre englischen Beziehungen spielen lassen und damit alles vorher und nachher Gesagte zur Realität stempeln. Aber auch hier hält sich Gottfried keineswegs an die Fakten, wie man sie heute zu kennen glaubt, denn in patriotischer Weise stellt er fest, daß die Eroberung Englands durch die Römer gar nicht stattgefunden hatte, da die regierenden Könige Englands dem Kaiser ihren Tribut aus freien Stücken zahlten.

Damit wird — immerhin 1200 Jahre nach dem Ereignis — diese Schande endlich abgewaschen. Wäre es nach so langer Zeit nicht Grund zum Stolz gewesen, von den Römern zivilisiert worden zu sein? Für Ashe muß die Zivilisierung durch die Römer wichtiger sein, denn er bleibt bei der Eroberungsgeschichte.

Es folgt die katholische Bewertung: Alle Heiden sind Barbaren, also Pikten, Schotten und Sachsen; und alle Kelten sind Christen. Auch wenn das englische Christentum im 5. Jahrhundert archäologisch noch nicht faßbar ist, wie Ashe weiß, muß dieser Umstand beibehalten werden. Belegt wird er durch schriftliche Quellen. Ein Erzbischof von London im 4. Jahrhundert holt sich aus der Bretagne Verstärkung gegen die Heiden in England. Die konstruierte Verwandtschaft der Bretonen mit den Briten ist ja ein bekanntes Motiv bis heute. Konstantin, ein Bruder des bretonischen Königs, zieht nach England, dessen Sohn siegt über die Barbaren und wird zum König gekrönt, ausgerechnet im Jahr 407, in dem — das wußte Gottfried wohl von Isidor — die Westgoten vom Rhein nach Spanien zogen und den Römern diese Provinzen raubten. Die Rache des Geschichtsschreibers ist süß, denn sie kommt ohne Blutvergießen aus. Der Sohn dieses Barbarenbesiegers ist Arthur.

Wenn bis hierhin alles erfunden war, dann stehen wir jetzt mitten in der Historizität.

Als Quelle dafür nennt Ashe einen »galloromanischen Gentleman« (S. 53), der ab 470 Bischof von Clermont war, außerdem als Heiliger und als Schriftsteller Karriere machte und als Zeitgenosse Arthurs Augenzeuge von dessen Großtaten war: Sidonius Apollonius. Er war Schwiegersohn des weströmischen Kaisers – nun ja, das Zölibat war damals noch nicht allgemein – und stand im Briefwechsel mit vielen Leuten, unter anderen dem Abt Faustus in Südfrankreich, der ebenfalls Schriftsteller war. »Einige von ihm verfaßte Bücher sind uns erhalten.« (S. 66). (Es sind aber nur drei Gedichte und neun Bände Briefe in schwülstigem und geschmacklosem Stil erhalten, und diese sind wahrscheinlich erst in der Renaissance abgefaßt worden.) Da stehen haarsträubende Protzereien drin: Inmitten des Chaos, das die Goten in Gallien angeblich angerichtet hatten, jagt Sidonius mit geschwinden Pferden einem Buchdieb nach, ergreift ihn, liest das Buch gleich zweimal und diktiert es seinen Schreibern (Plural), deren Geschwindigkeit im Niederschreiben er ausdrücklich lobt. Diesen kuriosen Text zitiert Ashe im Wortlaut, um uns zu zeigen, daß alles seine Richtigkeit hat.

Dann gibt es für Ashe noch andere Chroniken, die beweiskräftig sind, so zum Beispiel die *Geschichte der Briten* von Nennius (800-820, der verwirrte Jahreszahlen anführt), einen Gildas vorher und die Annalen von Cambrien ein Jahrhundert nachher. Aber sie alle sind voller Schauer-märchen, und wenn sie sich auf Arthur beziehen, dann denkt man, es müsse eine ganz andere Person gemeint sein: Er wird dort »der Soldat« genannt, nie als König bezeichnet. Er heißt sogar »ameraudeur«, etwa wie französisch *maraudeur*, »Wegelagerer, Räuber«. Für Ashe ist das eine Verballhornung von IMPERATOR, »Kaiser« (S. 94).

Aber wenn es doch zu bunt wird, schlägt Ashe vor, »daß ein Austausch der Feindbilder in der Heldenliteratur nicht unbekannt ist, wenn die Geschichte ihn verlangt. Das französische Epos über den Tod des Paladins von Karl dem Großen, Roland, verwandelt die Feinde aus Basken, um die es sich tatsächlich handelte, in Sarazener«. (S. 121). Wieso handelte es sich tatsächlich um Basken? Es handelt sich um ein Epos, das den Kampf christlicher Ritter gegen Sarazenen darstellt. Eine tatsächliche Geschichte stand nicht Modell dafür, und eine Schlacht gegen Basken ist nicht Tatsache, denn Roland und Karls Pyrenäenzug sind Romanstücke des 12. Jahrhunderts, die den Kampf-

geist der Ritter gegen sarazenische Feinde stärken sollten. Das ist die einzige Tatsache, die ein Wissenschaftler aus dem *Rolandslied* herauslesen kann.

Aber Ashe hat auch etwas gefunden: »Wir haben es nicht mit Geschichte, sondern mit Fiktion zu tun. Doch so viele Themen und Einzelheiten von Arthurs gallischem Abenteuer erinnern an Riothamus, daß die Quelle dieser Inspiration außer Zweifel steht, auch wenn Geoffrey (d. i. Gottfried) die Fakten manipuliert, übertreibt, verdreht und sie neu ordnet.« (S. 120).

Also sind irgendwelche „Fakten“ als Grundlage für eine andere Geschichte 700 Jahre später verwendet worden. Sie wurden zwar zeitlich und räumlich verschoben, verdreht usw., aber dennoch gelingt es Ashe mit Hilfe anderer verdrehter Chroniken die wahren Ereignisse wieder herauszufiltern.

So benützt er auch einen gewissen Sharon Turner, der 1799 in seinem »bahnbrechenden Werk der Gelehrsamkeit« (S. 123) eine Expedition von König Riothamus beschreibt, der mit 12 000 Soldaten dem Kaiser von Westrom in Gallien zu Hilfe eilt. Turner setzt Riothamus mit König Arthur gleich, und für Ashe wird daraus die Beweisgrundlage seiner These, wenngleich der hochgelehrte Turner den Arthur in eine viel spätere Zeit verlegt. Der Hauptbeweis für Riothamus, den »erlauchten König«, ist aber jener Brief des Sidonius, der meines Erachtens eine absolut kindische Fiktion ist, eher amüsant als der Untersuchung wert.

An dieser Stelle breche ich meine Kurzkritik von Ashes Buch ab. Ich glaube, es ist deutlich geworden, wie Historiker vorgehen, wenn sie aus Epen Geschichte herauslösen wollen.

Die Wiedereroberung in Spanien

Es scheint, daß dieses Fälschen der eigenen Geschichte oder der des Gegners damals — ich meine in der Renaissance — ein weitverbreitetes Spiel war. In Spanien ging man nicht weniger fleißig zu Werke, dafür möchte ich drei Namen nennen, die stellvertretend für den weltlichen Teil der „Aktion“ stehen können: Pedro de Medina, Juan Viterbo und Gerónimo de la Concepción. Sie schrieben Geschichtsbücher und Geographiewerke, die so echt wirken und so gut durchdacht sind, daß ich ihnen einige Jahre hindurch auf den Leim ging (1977, Kap. 22). Die von ihnen verwendeten Quellen müssen außergewöhnlich gut sein, denn viele ihrer Behauptungen lassen sich heute archäologisch im Gelände nachweisen. Doch dadurch werden die „Chroniken“ nicht echt. Die Königslisten der iberischen Vorgeschichte sind so erfunden wie die der griechischen oder römischen oder chaldäischen Könige. Jene hatten ja auch erstaunliches Wissen der Antike bewahrt und viele Volltreffer zu verzeichnen. Dennoch: Die Reihenfolge, alle Jahresangaben und Eigennamen dieser „Herrscher“ sind pure Phantasien.

Da gibt es eine Liste, die mit Thubal, dem ersten König Spaniens nach der Sintflut-Katastrophe im Jahre 2102 v.Chr., beginnt; er hat das Land neu besiedelt und ihm Kultur vermittelt. Es folgen Städtegründer und Religionsstifter mit klingenden Namen, Reiterführer und Wissenschaftsförderer in bunter Folge, mit den üblichen Thronstreitigkeiten, Eroberungszügen und Verbannungen. Auch bekannte Namen tauchen auf wie Herkules und Hespero und schließlich der Rebell Caco, der von 1303 bis 1267 v.Ztr. ein Intermezzo einlegt und — abgesehen von der Datierung — fast schon geschichtlichen Charakter hat. *»Si non e vero e ben trovato«*, pflegt der Italiener dazu zu sagen: Ist's auch nicht wahr, so ist's doch schön erfunden.

Und wenn man dann die Reste der uralten Städte, die heute niemand mehr kennt, nach diesen Berichten wiederfindet, dann ist man überrascht und nimmt alles für bare Münze. Aber Ruinen von gan-

zen Städten und Burgen lassen sich eben nicht verheimlichen, die kannte man in dem altertumssüchtigen Cinquecento (16. Jahrhundert) besser als heute, wühlte sie nach Schätzen und Kunstwerken durch und schrieb darüber.

Dabei hätte mich schon der seltsame Anknüpfungsname, Thubal, Enkel Noahs, stutzig machen müssen. Im katholischen Spanien ist ein biblischer Name die einzig mögliche Form der Anbindung an die Weltgeschichte, und in die muß eine Königsliste ja irgendwie eingebettet werden. Oder die Erwähnung des Herkules, der ja nach griechischer Sage das Westland bereiste. Solche Querbestätigungen sind gar zu auffällig.

1977 schrieb ich (S. 412): »Die Quellen dafür (für diese Darstellung der Vorgeschichte der Iberischen Halbinsel) sind so zuverlässig wie die aller anderen Geschichtsschreibungen: Manethon von Ägypten, Berosius aus Chaldäa, Eusebius u.a.« Eben genauso zuverlässig, nämlich wertlos, wie ich heute erkennen muß.

Auch das Motiv für die Fälschungen ist wieder klar erkennbar. Neben der allgemein grassierenden Sucht nach möglichst alten Vorfahren und einer hehren Vergangenheit ist in dem Werk von Pedro de Medina, Professor in Alcalá, deutlich ein politischer Anspruch spanischer Herrschaft auf Süditalien herauszulesen, der damals (1540) aktuell war und durch dieses „Geschichtswerk“ historisch untermauert werden sollte.

Was von diesem bunt gewobenen Teppich (ach ja, *Stromata* = Teppiche, hatte Klemens von Alexandria sein Geschichtswerk genannt) — was davon übrig bleibt, wenn wir den geschichtlichen Hintergrund als unbrauchbar erkennen? Ein phantastisches Bild der Renaissance, eine überschwengliche Schöpfungskraft, die in vielfältiger Weise sich ein Selbstbewußtsein schuf, das unsere heutige Kulturhöhe erst ermöglichte. Mit anderen Worten: Nach der ersten Enttäuschung — eben einer Ent-Täuschung — sehe ich keinen Grund, die *Große Aktion* zu verdammen oder zu verachten. Nur sehen muß ich, wie das alles zustande kam und wie es mich bis heute formte.

Der sehr angesehene und hochgebildete Jesuit Hieronymus Romanus de la Higuera aus Toledo (1538-1611) ist ein später Fälscher, der leicht durchschaubar ist, da der Humanismus in Spanien erst spät — nach der endgültigen Eroberung Andalusiens 1492 — zur Blüte kam. An ihm möchte ich noch einige Eigenarten zeigen, die uns den Vorgang der *Großen Aktion* in weiterer Sicht erscheinen lassen.

Wegen seiner brillanten Kenntnisse der alten Geschichte wollte ihn der Orden Jesu schon 1563 aufnehmen, aber Higuera sträubte sich lange und trat erst 1590 ein. In seinem Todesjahr 1611 (nach anderen erst 1619) erschien in Saragossa sein großes Geschichtswerk, die *Cronicones*, im Druck, war jedoch schon eine Weile vorher in Handschriften in Umlauf. Fast alle berühmten Leute seiner Zeit, in Spanien wie auch in anderen katholischen Ländern, nahmen das Werk als echt an und lobten es ausgiebig. Nachdrucke erschienen 1627 in Cádiz und Lyon, 1640 in Madrid und sogar noch später. Da es dermaßen stark beachtet worden ist, finden sich viele Informationen in allen möglichen Verarbeitungen, die heute nicht mehr auszufiltern sind. Und doch wurde der Betrug „schon“ 1652 aufgedeckt, allerdings erst 1742 in Valencia publiziert.

Worum geht es?

Higuera behauptete, daß er aus dem Kloster Fulda (ja, die Werkstätten waren nicht so zahlreich) eine Handschrift erhalten habe, die Texte von mehreren spanischen Kirchenschriftstellern der Westgotenzeit enthält, und nennt folgende Autoren: Flavius Lucius Dextrus, Sohn des heiligen Pacian, den der heilige Hieronymus zu den Kirchenvätern zählte; Marcus Maximus, Bischof von Saragossa, den Sankt Isidor von Sevilla als einen der »Berühmten« führte; Luitprand von Pavia, seinerzeit weitbekannt; den heiligen Braulio, Bischof von Saragossa und engster Freund Sankt Isidors; Tajon, einen Zeitgenossen desselben; Valderedo und Heleca und andere Bischöfe von Saragossa. Die darin dargestellte Geschichte der spanischen Kirche vor der „Wiedereroberung“ war so wohltuend für das allgemeine Bedürfnis, eine möglichst durchgehende christliche Geschichte Iberiens vorweisen zu können, daß sie gar nicht schöner geschrieben werden konnte. Da wurden Heilige geschaffen und allen wichtigen Orten

Märtyrer mit entsprechenden Reliquien zugeteilt, Bischöfe eingesetzt und Synoden abgehalten.

Higuera schickte die „Fragmente“ an den gelehrtesten Mann jener Zeit, den Bischof von Segorbe, Juan Bautista Nrez, der sie sofort als Fälschung abtat. Aber nach drei Jahren starb der Bischof, und Higuera schuf eine neue Fassung, die viele Fehler der ersten vermied. Aus den *Fragmenten* waren *Cronicones* geworden. Statt fortlaufender Texte präsentierte sich das Werk nun als Auflistung mit Jahreszahlen, und in dieser knappen Gestalt konnte man viel besser und leichter betrügen. Die Angaben waren geschickt mit anderen Lügen vermischt, die damals im Umlauf waren und bereitwillig geglaubt wurden. Nicht von allen: Gaspar Ibañez, Graf von Mondéjar, hatte das *Crónicon* mit zwei Abhandlungen angegriffen.

Das Druckwerk brachte natürlich nur die lateinische Umschrift, das Fuldaer Original sei in Gotisch geschrieben gewesen. Nur wenige Zeitgenossen machten sich lustig über den Unfug, die meisten nahmen es als Dokument von unschätzbarem Wert auf, »wie Reliquien«, teils aus Opportunismus, teils aus Dummheit, wie Mayans sich ausdrückt.

Dieser Gregorio Mayans i Siscar gab nämlich 1742 in Valencia das Spätwerk des berühmten und hochdekorierten Humanisten Nicolas Antonio (geboren 1617 in Sevilla) heraus, das dieser nicht mehr abschließen konnte, als er 1684 in Madrid starb. Antonio war der Begründer der heute noch grundlegenden „Spanischen Bibliothek“ und besaß neben einem wahrlich umfassenden Wissen auch selbst 30 000 Bände. Ab 1652 hatte er begonnen, die *Cronicones* von Higuera zu kritisieren, und seine Kollegen davon in Kenntnis gesetzt. Zunächst war er sich noch nicht im klaren darüber, daß es sich um völlig fabulierte Geschichten handelte, sondern glaubte, daß die Originale aus Fulda nur verändert worden seien. Einige nicht weniger berühmte Leute, so etwa Thomas de Vargas, versuchten, dies zu widerlegen und Higueras Fälschung zu retten. Als Gründe gaben sie meist an, daß die Nachrichten dogmatisch korrekt seien und sich bestens ins Geschichtsbild einfügten. Außerdem seien Higuera und seine Mitarbeiter vorbildliche Gelehrte von bestem Ruf.

In seiner *Kritik der fabulierten Geschichten* wies Antonio dann mit größter Genauigkeit nach, daß Higueras Geschichtsbuch ein Mär-

chenbuch ist. Einige Gelehrte, wie der Graf von Mondjar in seinen *Kirchlichen Abhandlungen*, schlossen sich dieser Meinung an, vor allem, weil kein Original des Fuldaer Kodex auffindbar war.

Aber diese „Kritik“ (*Censura*) Antonios wurde eben erst 90 Jahre später gedruckt, und da war das Unheil nicht mehr gutzumachen, denn es waren — wie die Begründung der Inquisition für die Drucklegung lautet — in diesem »an Erfindungen so überreichen Jahrhundert« alle Arten von Lügen geglaubt worden und soweit in die gesamte Geschichtsschreibung eingegliedert, daß eine Trennung der Quellen als dringlichste Aufgabe erkannt wird.

Diese ist natürlich nicht mehr durchzuführen, im Gegenteil: Durch die Art der Gegenbeweise werden ältere Lügenmärchen, wie etwa die Geschichten von Isidor oder Braulio, zu unumstößlichen Tatsachen zementiert.

Mayans gibt einen ausführlichen Lebenslauf von Nicolas Antonio und auch Hinweise auf den Fälscher Higuera, der keineswegs nur als Strolch in die Geschichte eingehen muß, denn seine übrigen Schriften, so etwa eine *Abhandlung über die Mozarabes*, bleiben weiterhin anerkannt.

Zur Deckung der gefälschten Fuldaer Texte hatte man schon 1595 in Granada Tafeln und Bücher in Blei gefunden, jedoch nie öffentlich gezeigt. Alle glaubten einfach an diesen günstigen Fund, der viele Namen und Aussagen der Fälschung bestätigte. Eine eigens von König Philipp II. zur Prüfung dieser Bleitafeln eingesetzte Kommission bescheinigte 1596 und noch einmal 1597 deren Echtheit. Vermutlich bestanden weiterhin berechtigte Zweifel daran, denn 1604 und 1609 mußten neue Kommissionen im Auftrag von König Philipp III. den Verdacht ausräumen. Unter Philipp IV. wiederholte sich das Spiel. Dann aber wendete sich das Blatt, denn ab 1652 etwa tat die Kirche den *Inhalt* dieser Bleitafeln als ketzerisch ab, weil sich die Lehre inzwischen gewandelt hatte. Der Wortlaut der Tafeln von Granada — es gab auch welche in Kupfer — wurde von Papst Innozenz XI. 1682 scharf verurteilt. Damit kann Mayans sie nun ebenfalls als Fälschungen einstufen.

Und weitere Machwerke hat er gebrandmarkt: Die Chronik des Auberto (oder Hausbertus) Hispalense (= von Sevilla), die Gregor Argaius aus Logrollo 1667 publizierte, ist gefälscht von Lupian Zapa-

ta, einem sehr angesehenen Priester und Schriftsteller, der seinen Lebensabend auf Ibiza verbrachte. Als er 1667 starb, wies man ihm zahlreiche Fälschungen nach. Aber die vielen Herausgaben antiker Manuskripte sind nicht alle einzeln ausgeschieden worden, es laufen wohl noch (oder wieder) einige als echt um.

Aus den von Mayans als Beweise angefügten 35 Briefen Antonios und seiner Kollegen gehen Dinge hervor, die abschreckend wirken. Die Aufdeckung der gefälschten Kirchenväter liest sich stellenweise wie ein Kriminalroman. Da werden in den „alten“ Manuskripten Autoren zitiert, die 300 Jahre später lebten. Das dürfte ein Hinweis auf noch nicht koordinierte Chronologie sein.

Wie wir schon sahen, sind Märtyrer und als Anlaß dafür Christenverfolgungen unerlässlich für kirchliche Geschichtsschreibung. Um nun etwa dem Diokletian dergleichen Grausamkeiten glaubwürdig anzulasten, schuf ein Münzpräger 1637 herrliche römische Münzen mit der Aufschrift: CHRISTIANORUM SUPERSTITIONE DELETA („Der Aberglauben der Christen wurde zerstört“) und zeigte sie namhaften Wissenschaftlern, die nicht sofort den Schwindel merkten, sondern einmal mehr die diokletianische Christenverfolgung – ein absoluter Fixpunkt katholischer „Historienmalerei“ – untermauerten.

Der heilige Lorenz ist der Abgott Valencias in Spanien. Jede Stadt möchte ihn gern vereinnahmen, selbst Neapel und Rom bewerben sich um die Ehre, daß er in ihren Mauern das Licht der Welt erblickt habe. Das war im Jahre des Heils 226. Seine Eltern kamen vielleicht aus Huesca (Spanien) und flohen vor Kaiser Diokletians Christenverfolgung (die 58 Jahre später in der Provinzstadt Tarsus in Kleinasien stattgefunden haben soll) nach Valencia, wie der heilige Donatus schreibt, den ein gewisser Lorenzo Mattheu nach Vorgaben von seinem Freund Juan Bautista Ballester 1672 erfunden hat. Da diese Legende sofort begeisterte Aufnahme gefunden hatte, blieb den Bollandisten, die das bereinigen mußten, nur noch übrig, den Geburtsort des heiligen Lorenz meistbietend zu vergeben. Johannes Pinius, der damit beauftragt war, entschied für Saragossa, obgleich nach dem Ausscheiden von Huesca und Valencia auch Córdoba und Capua in Italien eine Zeitlang in engster Wahl standen. Da wurden Münzen und Medaillen geprägt, Inschriften und alte Manuskripte gefälscht,

die immer wieder als Fälschungen entlarvt werden mußten, was keineswegs insgesamt gelang. Viele der besseren Stücke schmückten wahrscheinlich heute noch die europäischen Museen. Das angeblich spätantike Donatus-Schriftstück läßt sogar den Streit um die Münzen indirekt erkennen, ist also erst 1673 fertig geworden.

Der begehrte Wanderpokal, um den es bei der kostspieligen Bewerbung um den Geburtsort des heiligen Lorenz ging, war übrigens die damit verbundene Reliquie: ein goldener Becher, in dem Jesus beim letzten Abendmahl den Wein gereicht hatte.

In bester Gesellschaft

Ein weiterer Fälscher, den Agustin Sales in einem Brief an Mayans vom 19. Juli 1741 anprangert, ist Hubert Goltzius, der — »wie Hardouin« — zahlreiche Münzen und Medaillien für spanische Städte schuf. Dieser erste professionelle Archäologe der Neuzeit entstammte einer berühmten holländischen Künstlerfamilie, geboren 1526 in Würzburg und gestorben 1583 in Brüssel. Mit seinen historischen Schriften und Münzkatalogen erwarb er sich großen Ruhm, wurde 1566 Ehrenbürger von Rom und gilt bis heute als Autorität durch seine Bücher, vor allem das Geschichtswerk *Von Cäsar bis Karl V. und Monumente des römisch-griechischen Altertums* (Antwerpen 1645).

Sales meint nun, daß man nur aufgrund dieses großen Ansehens den Berühmtheiten wie Don Lorenzo, der 1672-1673 den heiligen Donato erfand, ihre Fälschungen nicht durchgehen lassen solle, auch nicht Goltzius oder Higuera, obgleich sie doch alle würdevolle Ämter bekleidet und einen tadellosen Lebenswandel geführt hatten (Mayans, S. 703). Ich möchte einen Schritt weitergehen: Nur das untadelige Verhalten und die hohe Stellung ermöglichten es ihnen, den Betrug unterzuschieben. Niemand sonst hätte es gekonnt. Insofern ist hohes Ansehen kein Hindernisgrund zur Anschuldigung, sondern ein zusätzliches Verdachtsmoment.

Das trifft auch den berühmten Lucas Holstenius, geboren 1596 in Hamburg. Er reiste mit knapp 22 Jahren nach Italien und Sizilien und studierte dort einige Zeit. Zurückgekehrt hatte er einen schweren Stand und ging 1622 nach London und Oxford, 1624 nach Paris,

wo er zum katholischen Glauben übertrat. Mit Kardinal Barberini zog er 1627 nach Rom, wo er selbst zum Kardinal ernannt wurde und als Vorsteher der Vatikanischen Bibliothek seine Lebensaufgabe fand. Er bekehrte manchen Fürsten zum Katholizismus und starb hochangesehen 1661 in Rom. In seinem Nachlaß fanden sich viele Handschriften und Bücher von großem Wert. Unter anderem schrieb er nach Vorlagen von Monte Cassino die Märtyrergeschichte der Perpetua und Felicitas, ferner die Leiden des Bonifatius u.v.a. Berühmt ist seine Lebensbeschreibung des Pythagoras (Rom 1630) und die Herausgabe vieler klassischer und kirchengeschichtlicher Autoren. Auch ein Korpus von 114 seiner Briefe liegt gedruckt vor.

Nicolas Antonio erwähnt Holstenius in einem Brief (5. Sept. 1663; in Mayans, S. 646) an Juan Lucas Cortés: »Aber die Sammlung der Africanischen Konzilien, mit der er (Holstenius) uns bedrohte (sic!), befand sich nicht in einem Zustand, der einen Druck zugelassen hätte, obgleich Kardinal Barberini sich alle erdenkliche Mühe gibt, nichts verlorengehen zu lassen, was sich aus seinen Papieren herausdestillieren ließe.« Die ironische Ausdrucksweise Antonios, der gerade mit der Bekämpfung von Fälschungen beschäftigt ist, läßt schon erkennen, was er von den „africanischen Konzilien“ hielt. Es ist nämlich eine auffällige Sache, daß gar viele Kirchenväter und Konzilien in Nordafrika angesiedelt wurden, um sie glaubhafter zu machen oder die Nachprüfbarkeit auf ein Minimum herabzusetzen; denn nach dem „Sarazenensturm“ waren natürlich alle schriftlichen Zeugnisse dieser frühen Kirche als vernichtet anzusehen.

Dieser Briefempfänger, Juan Lucas Cortés, überbrachte einen Brief des Arabischkenners Juan Duran de Torres (datiert 26. Mai 1660; in Mayans, S. 671) an Antonio, der aufschlußreich ist, da er direkt im Anschluß an die höflichen, ja herzlichen Anredesätze sagt: »So wundert es mich, daß Sie mir keinen Hinweis auf Monsignore Holstenius schreiben, den Ersten dieser Wissenschaftlerschule nach meinem Dafürhalten.« Antonio wußte wohl, wer die Fälscher sind, und wollte nicht lügen.

(Daß auch Gelzer eigentlich von der Nichtexistenz eines Holstenius-Kodex überzeugt war, werde ich noch zeigen.)

Mayans läßt auch gleich noch weitere Texte den Bach hinabgleiten: Das *Crönicon* des Pedro Cesaraugustano (ebenfalls aus Saragos-

sa) ist genauso gefälscht wie die berühmte *España primitiva*, eine frühe Kirchengeschichte Spaniens, dazu zahlreiche Briefe von Bischöfen und Päpsten, und selbst arabische Texte wie etwa der des „Geschichtsschreibers Rasis“, den es im Gegensatz zu dem bekannten Arzt Rasis nie gab. Zwar hatte Antonio noch an ihn geglaubt und ihn zweimal in seiner Gegenbeweissführung zitiert, aber nun ist dieser von der Kirche zwei Jahrhunderte früher erfundene Araber nicht mehr opportun und wird herausgeschnitten aus dem großen Kuchen. Er brachte auch gar zu viele Anachronismen, zuweilen um ganze Jahrhunderte falsch!

Auch viele andere islamische und sogar jüdische Autoren hatte sich die Kirche als Beweise für die christliche Präsenz in Spanien aus den Fingern gesogen, beziehungsweise durch perfekte Arabisten und Hebräisten in den eigenen Reihen schreiben lassen, wie Mayans nun bekennt. Die Aufdeckung ist nötig, weil das Dogma sich gewandelt hat und diese Autoren nun schädlicher sind als die Zugabe der Lüge. Und ihre Hauptaufgabe, eine katholische Kirche während und vor der islamischen Zeit in Spanien vorzugaukeln, hatten sie ohnehin erfüllt; diese war nicht mehr wegzudenken, selbst wenn einzelne Autoren in Ungnade gefallen waren und als Fälschung verschwanden.

Aber einen „spätantiken“ Text über die spanischen Küsten, den des Rufus Festus Avieno (eine gelehrte Humanisten-Zusammenstellung) verteidigt er weiterhin, bereinigt ihn nur, indem er die vielfach geglaubten Nachrichten über Toledo hinauswirft, die nicht gut zu einem Küstenbericht passen.

Bei dieser kritischen Sichtung werden Heilige und Bischöfe hin- und hergeschoben, alte Kirchenväter „bereinigt“ und was sonst noch möglich ist, aber insgesamt glaubt auch Mayans alles, was die Kirche zu jenem Zeitpunkt haben will und solange es in dogmatischer Hinsicht unanstößig ist, wie die Begründung stets lautet. Santiago bleibt weiterhin der erste Bischof Spaniens, und Isidor von Sevilla war Sohn adliger Goten. Beides hat sich inzwischen gewandelt.

Angezweifelt wurde schon durch Antonio, daß der so wichtige *Berosos* durch einen Julian Lucas im Jahre 698 in Toledo gesammelt und ergänzt worden sei; das sechsbändige Märtyrerbuch seines Gegners Juan Tamayo hält er sogar für völlig ausgedacht. Und: »Löschen

muß man die Erinnerung an die Heilige Märtyrerin Martha, die am 20. September gefeiert wird, denn sie war weder Heilige noch Märtyrerin, sondern sündig und Jüdin«, sagt Antonio im Index. Selbst der große Bolland hat falsche Heilige untergeschoben! Antonio muß es wissen, er stand mit ihm im Briefwechsel.

Die Werke des heiligen Dionysius Areopagita gelten nun als von Apollinar gefälscht. Sie seien auf der „Conferenz von Konstantinopel 532“ (die damit ein weiteres Mal an Historizität gewinnt) ihm zugeschrieben worden. Nach dieser Klarstellung, so meint Antonio, müssen nun einige Stellen in Kirchenväter-Texten, etwa bei Origenes und Damascenus, wieder getilgt werden. Das alles wundert mich jetzt nicht mehr, höchstens die Offenheit, mit der es vorgetragen wird, verblüfft.

Seltsam finde ich allerdings, daß die faustdick aufgetragenen Erfindungen Higueras nicht sofort unter den Tisch fielen. Mußte erst soviel Zeit vergehen, bis ein so gelehrter Mann wie Antonio, der auch zunächst nur an Veränderungen der Originale glaubte, endlich sein enormes Opus schreiben konnte, um diese Lügen zu widerlegen? Ein Opus von 750 zweispaltig beschriebenen Seiten im Oktav-Format, das erst rund ein Jahrhundert nach seiner Abfassung gedruckt werden konnte! Die Widmung an König Johann V. von Portugal läßt ahnen, daß hier fremdes Geld im Spiel war, sonst wüßten wir vielleicht heute noch nicht, was da alles gefälscht wurde.

Portugal scheint zu jenem Zeitpunkt — wie heute — in Sachen Aufklärung gegenüber Spanien einen Schritt voraus gewesen zu sein. Siebzehn Jahre nach dem Erscheinen des aufdeckenden Buches von Mayans, 1759, erschien in Coimbra eine große *Kirchengeschichte* von Tomás da Encarnação, in der eine Liste mit allen bis dahin bekannten Fälschungen vorkommt (Bd. I, 73). Allerdings haben sich spätere Wissenschaftler wenig an diese Liste erinnert.

Um zu zeigen, daß auch unser aufgeklärtes Jahrhundert noch nicht viel weiter gekommen ist, möchte ich noch eine Anmerkung zu dem mehrfach erwähnten Berossos machen. Er wird auch Berossos und ähnlich genannt und lebte als Priester des Bel in Babylon. Dem syrischen König Antiochos, „dem Erlöser“ (280-261 v.Chr.), widmete er ein griechisches Geschichtswerk, das unter Verwendung der tem-

peleigenen Priesterchroniken die Landesgeschichte vom Uranfang bis zu Darius dem Großen darstellt. Wen das nicht stutzig macht, der halte sich an die Überlieferungsweise: Die drei Bücher sind verloren und nur in Josephus, Euseb und Vitruv, eventuell in Seneca und Plinius in knappen Zitaten erhalten. Diese Form der Erhaltung kennen wir nun zur Genüge.

Die Zeitgenossen von Konrad Celtes hatten sich dessen *Berosos*-Spinnereien schon verboten, und auch der Spanier Antonio hatte sich in diesem Sinne – wenn auch vorsichtig – ausgedrückt. Nur heute ist man da vertrauensseliger und zitiert diese „Geschichtsquelle“, als hätte es jenen Belpriester gegeben. *Berosos* ist für mich eine typische „Anschlußarbeit“, die Babylon mit Hellas verbinden soll. Indem die zehn heidnischen Könige parallel zu den zehn jüdischen Patriarchen auftreten und Xisuthros dem Noah entspricht, wird eine vereinheitlichte Sage geschaffen, die Chancen auf historische Anerkennung hat. Den zehn Königen vor der Sintflut ordnet *Berosos* ganze 432 000 Jahre zu. Gelzer nennt das geradenwegs »alles Schwindel und Fabelei« (II, S. 26). Julius Africanus hielt *Berosos* (wie auch Manetho, der noch mit wenigen Jahrtausenden ausgekommen war) für völlig wertlos in historischer Hinsicht. Er kannte die Chronik auch nicht im Original. Gegenüber dem „ursprünglichen“ Euseb hat Synkellos die Stücke aus *Berosos* (hier mit zwei „s“) willkürlich verändert (II, S. 203).

Das Motiv ist immer wieder das gleiche: Man konstruierte eine Überlieferung aus unverstandenen Bruchstücken, die in sagenhafter Form umliefen, und schuf dann entsprechende Parallelkonstruktionen zur gegenseitigen Stützung.

Die „erste Kirche“ in Hispanien

Pater Miguel de Oliveira ist ein gutes Beispiel portugiesischer Gelehrsamkeit. In seinem Büchlein über die Heiligenkulte seines Landes (1964) schreibt er deutlich von der Fälschungsaktion und den Vorgängen der Kultbildung. Das 2. Vatikanische Konzil (1963) hatte alle Katholiken aufgefordert, den geschichtlichen Hintergrund der alten Heiligenlegenden wieder aufzuspüren und gegebenenfalls diejenigen Heiligen zu streichen, die kaum oder gar nicht anders als

nur mit ihren Namen bekannt sind, da sie wahrscheinlich erfunden sind. Mit der Aufforderung zur historischen Wahrhaftigkeit wurden Kräfte frei zur Kritik und Bereinigung, die uns eine Flut neuer Erkenntnisse über die Manipulation der Geschichtsschreibung durch die Kirche beschert haben. Im folgenden möchte ich einige Sätze aus dem Buch von Pater Oliveira zitieren (S. 78 f.), der mit seiner behutsamen, aber doch eindeutigen Kritik die Legendenbildung aufdeckt. Das Buch ist übrigens mit höchstkirchlicher Druckerlaubnis erschienen.

»Die Ursprünge des Christentums in Hispanien (Spanien und Portugal) – die ja offiziell schon im 1. und 2. Jahrhundert liegen sollen – waren kein Thema für unsere ältesten Kirchenschriftsteller, das heißt für jene, die mit größerer Genauigkeit die ursprünglichen Überlieferungen hätten sammeln können. Weder die Geschichtsschreiber der römischen Zeit wie Paulus Orosius oder Hydatius noch die der westgotischen Zeit wie Johann von Biclara oder der Heilige Isidor von Sevilla erwähnen die Vorgänge der Christianisierung der Halbinsel oder die Organisation der ersten Christengemeinden.

Dieses Schweigen kontrastiert auffällig mit der Fülle von Einzelheiten, die darüber *später* verbreitet wurden. Diese jedoch beruhen nicht auf alten Dokumenten, die man vielleicht erst später entdeckt hätte, sondern beziehen sich auf eine Überlieferung, die bis in die Zeit der Apostel zurückreichen soll.

Die Kirchen, die am meisten mit dieser späten Blüte ihrer frühen Großtaten begünstigt wurden, schwatzten uns eine gesamthispanische Kirche auf, die ihrerseits diese Taten in die Geschichte der Universalkirche einschleusen wollte. Es gab eine Zeit, wo man sich scheute, diesen Überlieferungsfundus, der schon jahrhundertealt und durch Gottesdiensttexte geheiligt war, anzugreifen. Die Geschichtswissenschaftler wagten nicht, diese als reine Legenden einzustufen, sondern versuchten, sie mit fadenscheinigen Argumenten der „Wahrscheinlichkeit“ zu retten, indem sie teilweise den rauen Zeiten oder der Unachtsamkeit der Menschen die Schuld dafür gaben, daß kostbare Dokumente, die es eigentlich gegeben haben müsse, verlorengegangen seien.

Die Geschichtskritik konnte bisher diesen Geist nicht völlig vertreiben, aber sie ist schon genügend fortgeschritten, um uns mit ei-

ner gewissen Sicherheit anzuzeigen, in welcher Zeit man begann, die genannten Überlieferungen zu erfinden.«

Oliveira führt ein eklatantes Beispiel an: die Reise des Paulus nach Spanien. In seinem *Brief an die Römer* (XV, 24 und 28) im Februar 58 hatte er eine solche Reise als Vorhaben erwähnt. Der heilige Clemens (offiziell einer der ersten Päpste) stellt diese Spanienreise des Paulus in seinem Brief im Jahr 96 schon als Faktum hin, ebenso steht es auch im *Kanon Muratorius* („um 200“; beides sind wohl ganz späte Fälschungen, wie ich an anderer Stelle untersuche). Keine einzige Kirche in Spanien geht auf Paulus zurück. Die Erwähnung von zwei Schwestern, die er dort bekehrt habe, ist schon in sich widersprüchlich und ohne Ortsangabe. Sie stammt vielleicht aus dem 10. Jahrhundert (siehe Flórez, *España sagrada*, III,1). In all den Jahrhunderten angeblich größter Kirchenorganisation unter den Westgoten, in denen so viele Chroniken geschrieben und Konzilien abgehalten sein sollen, wußte man nichts von einer Reise des Paulus nach Spanien. Erst in islamischer Zeit tauchen die ersten Namen von Missionaren auf, die das heidnische Spanien von Rom aus christianisiert haben sollen. Sie werden allgemein die »Apostolischen Männer« genannt. Unter den Namen rangiert schon der später so wichtige »Gote« des 7. Jahrhunderts, Indaletius. Diese sieben Bischöfe seien einem Märtyrerbuch von Lyon („806“) zufolge in Rom durch die Apostel Petrus und Paulus zur Bekehrung der Spanier geweiht und ausgeschickt worden. Dort angekommen verrichten sie Wunder, die so einfältig sind, daß es einen Stein erbarmen könnte, aber dennoch gilt in Kirchenkreisen diese als die »älteste und echtste Quelle« über die Apostolischen Männer. Selbst in der für alle modernen Autoren verbindlichen *Geschichte Spaniens* von Menendez Pidal (II, 450) ist diese Nachricht »im wesentlichen gesichert« und »von dem Zeitpunkt der Ereignisse selbst herrührend, wenngleich erst in späteren Dokumenten bewahrt«, die nun ins 5. Jahrhundert datiert werden. Die nächste Erwähnung stammt aus dem 10. Jahrhundert, und das ist für Oliveira der frühest mögliche Zeitpunkt der Erfindung der Legende. Die sieben Märtyrer werden am 1. Mai gefeiert, was nach Kirchenbrauch unmöglich ist, da sie als Bischöfe sieben weit entfernte Gemeinden in Spanien geleitet hatten. Jeder dieser Apostelschüler müßte einen eigenen Feiertag haben. (Der Siebenmännerkult, kann ich hier ergän-

zen, ist typisch für die berberische Mischreligion bis zum 16. Jahrhundert und dürfte mit der Islamisierung nach 1000 ins katholische Spanien gekommen sein.)

Aus dieser Klärung geht aber noch mehr hervor: Auch die Legende vom Apostel Santiago kann nicht vor diesem kritischen Zeitpunkt aufgekomen sein, sonst hätte man es ja nicht mehr nötig gehabt, eine Christianisierung Spaniens durch Apostelschüler zu konstruieren.

Zwar hat schon der heilige Beatus, Abt des Klosters von Libana in Asturien, in seinem Vorwort zum Kommentar der Johannes-Offenbarung 785 den Apostel Jakob nach Spanien reisen lassen, aber dieser Beatus („der Glückliche“) schrieb erst 200 Jahre später, wie ich im Kapitel »Kunst« zeige. Und alle früheren Nennungen des Jakob in Spanien, bei Isidor oder dem Arcipreste Julian von Toledo usw., müßten dann Fälschungen sein, schließt Oliveira.

So fügt Oliveira zu der schon recht langen Liste gefälschter Chroniken (S. 118), die seit Mitte des 18. Jahrhunderts als solche erkannt sind, im Laufe seiner Kritik noch einen ganzen Berg weiterer hinzu und hinterläßt dem Leser das Gefühl, daß nichts — aber auch wirklich nichts — von allen jenen „Geschehnissen“ des ersten Jahrtausends christlicher Zeitrechnung bestehen kann.

Falsche Grabsteine?

Während meiner Reisen auf der Iberischen Halbinsel habe ich mich eingehend mit den mittelalterlichen Steinen beschäftigt, die — neben den zahlreichen Kopien verlorener Handschriften — der einzige Beweis für ein christliches Spanien vor dem Erstarken der „Wiedereroberung“ sind. In Stein gehauene Inschriften sind ja sehr haltbar und im allgemeinen auch beweiskräftig, vor allem, wenn es sich um Grabsteine handelt, denn wer sollte derartig banale Gegenstände nachträglich herstellen wie eine Grabinschrift für eine einfache Christin, Dienerin Gottes, die im 7. oder 8. Jahrhundert gestorben ist?

Beim Grabstein des berühmten Feldherrn Belisar liegt schon eher Grund zur Täuschung vor. Er ist auch sofort als Fälschung erkennbar, denn ein offen gelassenes Lebensalter und Todesdatum in einer so schönen Inschrift ist nicht gerade vertrauenerweckend. Leider

kommt das Aussparen (zwecks späterer Einfüllung) oder Verschlüsseln der Jahreszahlen recht häufig auf diesen Steinen vor, und andere Unmöglichkeiten sind nicht gerade selten: stilistisch falsche Kreuze oder Buchstaben, Namen von Heiligen oder Märtyrern, deren Verehrung einer viel späteren Zeit angehört, Kirchweihe an einem Sonnabend, verdächtige Fundorte usw. — Kurz: Die Fachleute müssen immer eine große Zahl dieser Grabsteine und Weihinschriften von Kirchen als Fälschungen aussortieren. Emil HÜBNER (1871) und seine Nachfolger gehen noch nicht einmal so rigoros vor, wie sie eigentlich müßten, sonst würden kaum noch Steine als echt übrigbleiben (s. Abbildungen S. 92, 93, 98 u. 99).

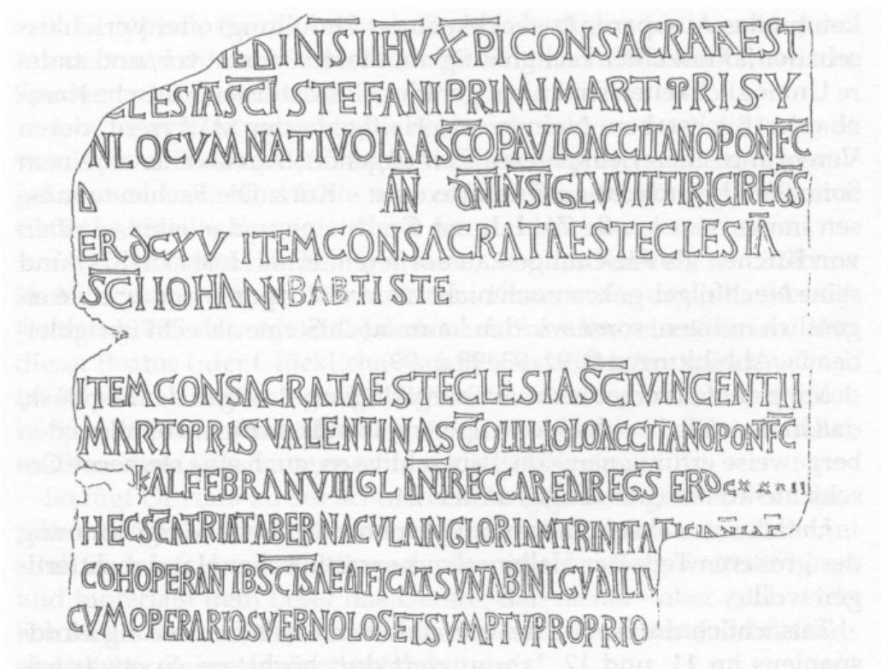
Mir jedenfalls ergab sich nach sorgfältigem Abwägen der Eindruck, daß hier parallel zu der Unmenge von Handschriften, vor allem den bergeweise erfundenen Konzilsbeschlüssen, auch eine steinerne Geschichte künstlich erzeugt worden ist.

Und das war absolut notwendig, wenn man die Wiedergewinnung des größeren Teils der Halbinsel aus sarazenischer Hand rechtfertigen wollte.

Tatsächlich dürfte vor der allmählichen Christianisierung Nordspaniens im 11. und 12. Jahrhundert dort höchstens so etwas wie „arianisches Ketzertum“ bestanden haben. Die frühen asturischen Kirchen zeigen teilweise noch heute die heidnischen Symbole an den Altären oder Säulenkapitellen. Die Thronsäle der Gotenkönige wurden später umgebaut zu Kirchen und beweisen nun das hohe Alter des katholischen Christentums und damit die Berechtigung zur Rückeroberung der ehemals byzantinischen oder römischen Provinzen. Aber diese Eroberung setzt erst etwa gleichzeitig mit den Kreuzzügen im Osten (Ende des 11. Jahrhunderts) ein, nicht schon um 720, wie die Kirche mit ihrem Held Pelayo vortäuschen will.

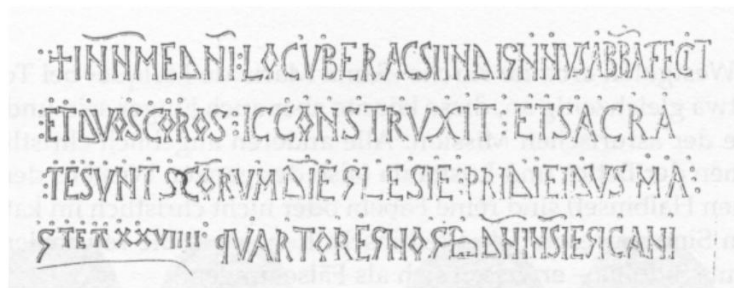
Zugegeben: Mehrere hundert Steininschriften sind nicht leicht aus der Welt zu reden. Aber wenn eine große Anzahl davon anerkanntermaßen gefälscht ist — was bedeutet das? Es weist darauf hin, daß hier eine arge Notwendigkeit zum Fälschen vorlag. Und damit fallen auch die am täuschendsten hergestellten Inschriften in dasselbe Loch.

In Andalusien gab es im 10. Jahrhundert nur ein einziges christliches Kirchengebäude: das von dem Araber Omar ben Hafsun kurz vor seinem Tod 927 in Bobastro gegründete. Man nimmt eine von



Oben: Steininschrift der Weihe von drei Kirchen in Granada mit freigelassenen (oben links) und nachgefüllten (unten rechts) Daten. Unten: Gründungsinschrift aus der Provinz Córdoba mit Era-Datum 665 und Regierungsjahr von König Swintila, mit dem typischen Kreuz der Wiedereroberer aus dem 12. Jahrhundert. Beide Abbildungen aus: Emil Hübner, Berlin 1871, S. 33 u. 35)



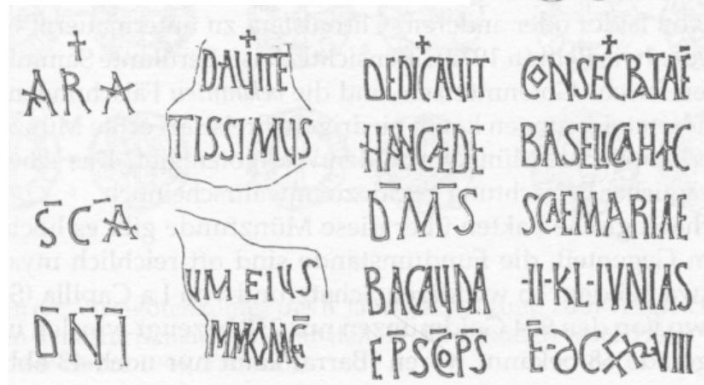


Oben: Kirchweihe-Inschrift aus Bailén in Andalusien, deren Era-Datum später eingetragen und mit sinnlosen Buchstaben aufgefüllt ist. »Geweiht durch den unwürdigen Abt Locuber«, angeblich aus dem Jahr 691.

Mitte: Der Grabstein des Feldherrn Belisar von Byzanz in Spanien mit freigelassenem Lebensalter und Todesdatum.

Unten: Weihe-Inschrift am Altar einer Kirche aus Zambra, heute in Cabra. Der angegebene Tag der Weihung, »2. K(a)l(endas) des Juni Era 698«, würde auf einen Samstag fallen, was nach Kirchenrecht unmöglich war.

Alle Abbildungen aus: Emil Hübner, Berlin 1871, S. 55 u. 28)



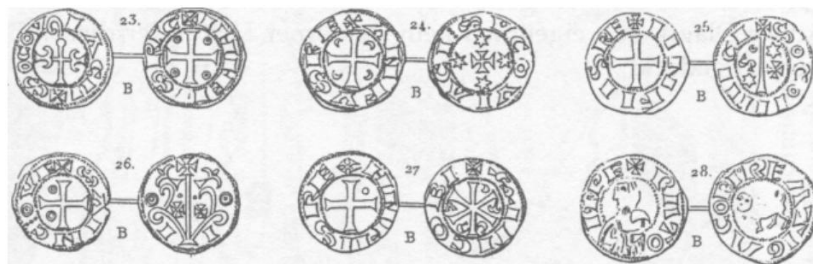
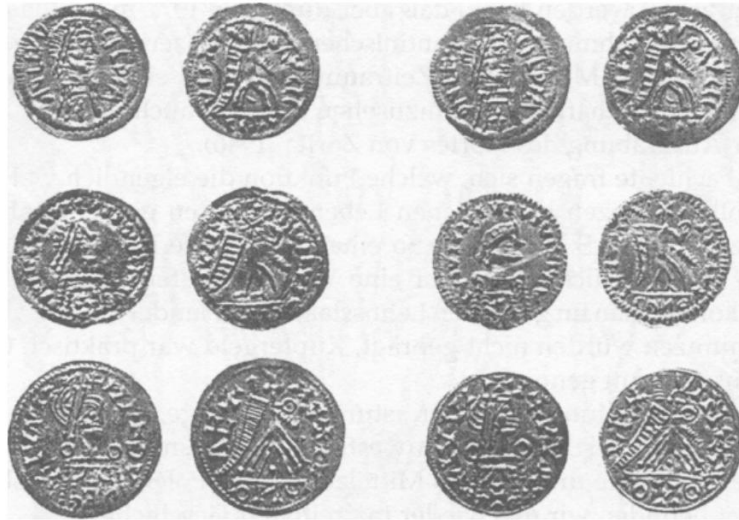
den Westgoten erbaute Kirche „Santa Maria de Melque“ bei Toledo als etwa gleichzeitig an, diese könnte aber auch jünger sein und eine Folge der asturischen Mission. Alle anderen angeblich christlichen Kirchen der Betica und Lusitania (also des ganzen Westens der Iberischen Halbinsel) sind reine Fabeln oder nicht christlich im katholischen Sinn gewesen. Die Weihinschriften – wie die retuschierte in Medina Sidonia – erweisen sich als Fälschungen.

Gotenmünzen

Christliche Herrschaft läßt sich außer auf Stein und Pergament auch in Gold nachweisen. Viele Münzen mit den Namen der westgotischen und suebischen Könige, die man durch Isidors *Chronik* in die Geschichtlichkeit katapultiert hat, lassen sich einwandfrei als elegante Fälschungen beweisen. Die erste Münze tauchte in der späten Renaissance 1593 auf und wurde erst 1835 als Fälschung erkannt. Bald häuften sich derartige Funde. Die besten Historiker sind darauf hereingefallen und haben oft auf einige wenige (falsche) Münzen ihre Hypothesen aufgebaut, die sich im Laufe der Zeit durchsetzten und heute schon deswegen nicht mehr so leicht umzustoßen sind, weil sie ein ganzes Gebäude tragen. Ohne die haarsträubenden Einzelheiten hier auszubreiten, möchte ich nur anmerken, daß zum Beispiel auf den Münzen des Königs Chindasvint dieser Name in 21 Variationen geschrieben ist (Heiss 1872)!

Stets handelt es sich um Fälschungen, und zwar mit der Absicht, die Texte von Isidor oder anderen „Chronisten“ zu untermauern, was für Fachleute (wie Beltrán 1972) offensichtlich ist. Berühmte Sammlungen besitzen falsche Gotenmünzen, und die *bekannten* Fälschungen erzielen bei Versteigerungen kaum niedrigere Preise als echte Münzen. Ob es überhaupt echte Münzen von den Westgoten gibt? Das scheint bei nachträglicher Betrachtung geradezu unwahrscheinlich.

Archäologische Fakten über diese Münzfunde gibt es höchst selten, im Gegenteil, die Fundumstände sind oft reichlich mysteriös, wie etwa bei dem so wichtigen Schatzfund von La Capilla (Sevilla) 1891, wo von den 904 Goldmünzen nur 250 bezeugt wurden und bis 1952 gerade 68 bekannt waren (Barral kann nur noch 43 abbilden,



Münzen der Westgotenkönige des 6. Jahrhunderts und zum Vergleich echte Münzen der asturischen Könige ab dem 11. Jahrhundert (nach Heiss 1872 u. 1962 sowie Cabre 1946, Tafel 15)

wobei er für einige die Zugehörigkeit zum Fund erst rückerschlossen hat); 95 dieser Goldmünzen seien sogar von den Arbeitern damals in den Fluß geworfen oder zerstört worden, schreibt er. Lafaurie stellt zusammenfassend fest, daß hinsichtlich der gotischen Münzen noch reichliches Dunkel besteht und kaum ein Problem als gelöst betrachtet werden kann, daß aber durch die 1972 in Sevilla gefundenen Nachahmungen byzantinischer Goldmünzen feststehe, daß zumindest *einige* Münzen des Zeitraums von etwa einem Jahrhundert Gotenherrschaft als echt anzusehen seien (so auch schon Cabre bei der Ausgrabung des Hortes von Zorita, 1946).

Die Fachleute fragen sich, welche Funktion die eigentlich viel zu wertvollen Münzen im täglichen Leben der Goten gespielt haben könnten! (Barral, S. 74 u. 164) So eine Goldmünze hätte ja ausgereicht, um ein Stück Land oder eine Villa zu kaufen, aber gerade damit konnte man im gotischen Lehnstaat nicht Handel treiben. Und Silbermünzen wurden nicht geprägt, Kupfergeld war praktisch unbekannt. Seltsam genug.

Erst mit der Münzhoheit der asturischen Könige, ab Alfons „V.“ im 11. Jahrhundert, begann ein westgotischer Münztyp, der echte Verbreitung hatte und auch in Mitteleuropa bis Polen nachweisbar ist. Hier befinden wir uns wieder in greifbarer Geschichte.

So gewinnt man bei der Sichtung der spanischen Darstellung den Eindruck, daß die *Große Aktion* gerade dort am allergründlichsten durchgeführt worden war, denn nirgendwo sonst war sie nötiger gewesen. Das muß als gelungenes Kunststück bewundert werden. Außer Olagüe hat eigentlich kein moderner Historiker diesen Betrug aufgedeckt.



Zu Seite 91: Wandschmuck im gotischen Thronsaal der heutigen Kirche Sta. Maria bei Oviedo — vom Christentum keine Spur. (Foto: U. Topper)



Zu Seite 91: Die Ikonostase in Sta. Cristina, westgotisch, „7. Jahrhundert“; wie man sieht, ist sie unorganisch eingefügt. Die Schriftzüge am oberen Rand weisen auf das 15. Jahrhundert hin.

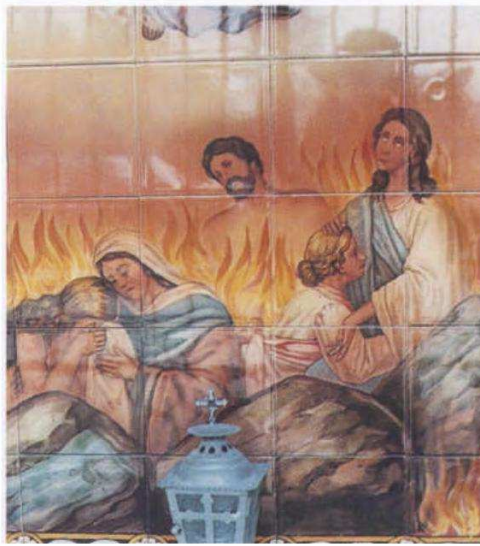
Die „Kirche“ Sta. Cristina mit der gefälschten Ikonostase als byzantinisches Stilmerkmal westgotischer Architektur. (Beide Fotos: U. Topper)





Zu Seite 106 u. 211: „Der Evangelist Johannes, die Apokalypse schreibend“, irische Miniatur des 8. Jahrhunderts (Stiftsbibliothek St. Gallen).

Zu Seite 134: Modernes Kachelbild in Portugal: Die Seelen der Verstorbenen werden im Fegefeuer von den Heiligen getröstet. (Foto: U. Topper)



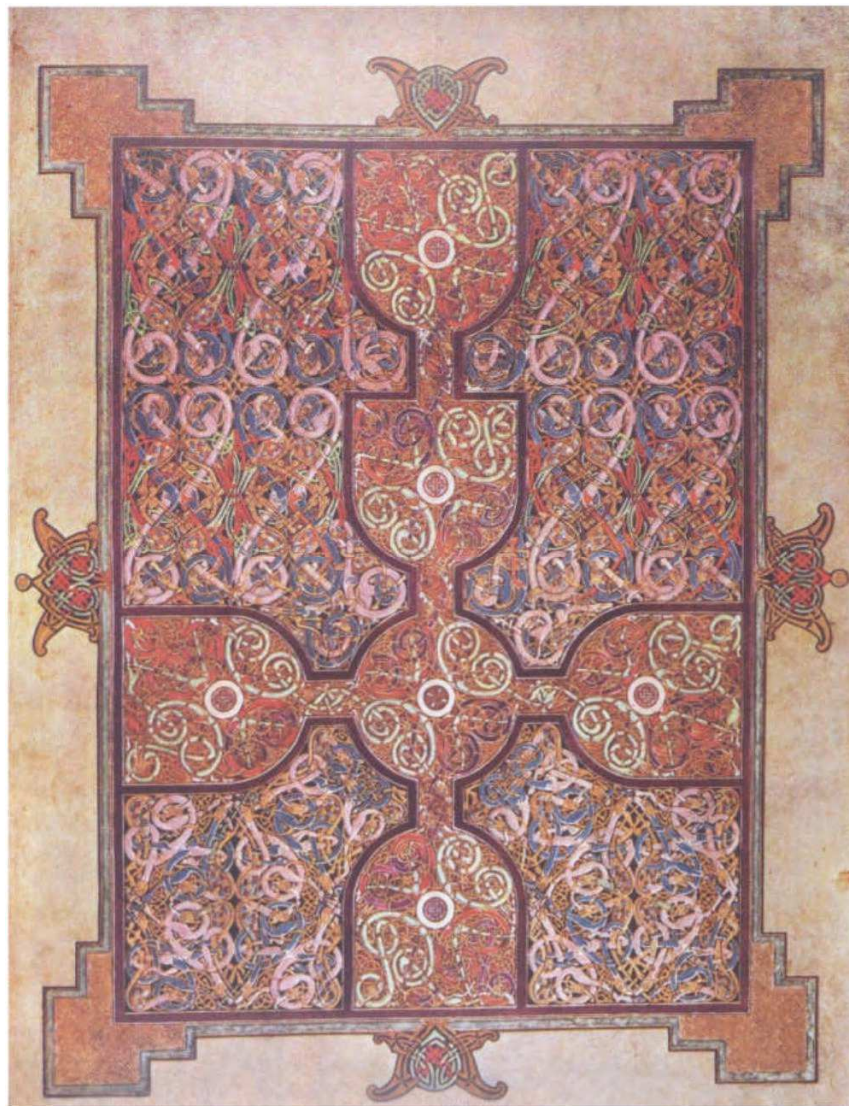
Zu Seite 134: Modernes Fegefeuerbild mit Sammelkasten für Münzen in Portugal. (Foto: U. Topper)



Zu Seite 161: Erotische Szene am Portal der Kirche Sta. Maria in Villaviciosa (Asturien, Spanien): Ein Eber verfolgt einen Mann und versucht, ihm das Glied abzubeißen. Eines der vielen Beispiele für gotisches Heidentum im 13. Jahrhundert. (Foto: U. Topper)



Zu Seite 162: „Bonifatius tauft einen Friesen – Bonifatius wird von den Friesen getötet“. Sakramentar aus Fulda, „um 1000“. Aus: *Die Franken. Wegbereiter Europas*, Mannheim–Mainz 1996, S. 460.



Zu Seite 177: Die berühmte „Teppichseite“ aus dem Evangeliar von Lindisfarne (Irland), das in die „Zeit kurz vor 700“ datiert wird. Aus: David M. Wilson, *Kulturen im Norden*, München 1980, S. 80.

Väter unserer Geschichtsschreibung

Julius Africanus

»Julius Africanus gehört zu den gefeiertsten Namen der alten Kirche«, beginnt Heinrich Gelzer (1880-1898, S. 1) sein großes Werk über diesen Mann; »durch sein Geschichtswerk ist er der Vater der christlichen Chronographie geworden.« Dieser erste christliche Historiker – man setzt seine Chronik zwischen 212 und 221 an – »ist mit ein Hauptrepräsentant der neuen wissenschaftlichen Richtung der Kirche, welche in scharfem Gegensatz steht zu der kindlichen Einfalt der nachapostolischen Väter«.

Jene Streitfrage, ob die *Kestoi* des Sextus Africanus von demselben Autor stammen wie die *Chronographie* des Julius Africanus, wurde schon von Joseph Scaliger erörtert und verneint. Gelzer entscheidet sich bejahend. Er hält beide für ein und dieselbe Person, Sextus Julius Africanus aus dem lateinisch sprechenden Afrika, mit ausreichenden Sprachkenntnissen in Griechisch, in dem er seine Werke abfaßte, Hebräisch und eventuell auch Syrisch. Durch einen Zusatz in Euseb, der bei Hieronymus und Rufinus jedoch fehlt, wird Africanus als Autor der *Kestoi* ausgewiesen. Henri Valois, Mitstreiter von Scaliger in dieser Frage, hält diesen Zusatz für gefälscht. Der Grund ist einleuchtend.

Das Problem, einen vorwiegend heidnischen Sextus und einen christlichen Julius, die beide den Zunamen „der Afrikaner“ trugen, unter einen Hut zu bringen, sieht Gelzer nicht, weil er beide Texte für echt hält. Für mich spiegelt sich in diesem Wirrwarr die unstrukturierte Fälschungsaktion, durch die Namen in die Welt gesetzt wurden, hinter denen keine historischen Personen stehen. Aus dem Gleichlaut des Zunamens „Africanus“ wird dann die Personalunion konstruiert, selbst wenn die Texte inhaltlich und stilistisch weit aus-

einanderklaffen. In ähnlicher Weise wurden zwei Jakobusse vereinigt und sogar drei Johannesse, nämlich der Evangelist, der Briefschreiber und der Autor der Offenbarung. Die spätere Trennung geht nur schleppend vor sich und wird nicht von allen Wissenschaftlern übernommen.

Natürlich ist Gelzer nicht so dumm, alle dem Africanus untergeschobenen Werke ernst zu nehmen. Eine Schrift über die ersten Märtyrer, die sich im Titel schon selbst als »ehrlich und auserlesen« bezeichnet, ist ihm als Fälschung verdächtig. »Dasselbe gilt von dem sonderbaren Machwerk, welches Ignaz von der Hardt nach zwei Münchener Handschriften herausgegeben hat (1804). Das Eigenthümlichste an dieser vergnüglichen Posse ist die vollständige Vermischung von christlichem und heidnischem, welche den Herrn zum *Sonnen-Zeus*, *Großen Gott*, *König Jesus und Maria* zur *Hera* und Himmelskönigin *Urania* macht. Der Spott der Heiden über die *neue Kybele*, worüber Isidor von Pelusion klagt, wird durch solche Producte besonders erklärlich. Dieser in ganzer Crassheit hervortretende Mariencult allein schon ist das Kennzeichen einer viel späteren Epoche.« (S. 19)

Ganz recht, Herr Gelzer! Vom Inhalt her beurteilt sind derartig dummdreiste Fälschungen sofort auszusortieren. Und wie steht es mit den Handschriften? War an diesen Pergamenten nicht schon erkennbar, wann sie entstanden waren?

Und wenn wir heute einen noch viel offeneren Einblick in die Zeitströmungen haben und alle Schriften aller Africanusse aussortieren müssen, was bleibt dann übrig?

Die *Chronographie* des Africanus hat das typische Gefüge der sechs Weltaltertage zu je 1000 Jahren, eine gewisse Tendenz der Endzeit-erwartung, die – genau wie der Marienkult – erst ab einer gewissen Zeit auftritt, nämlich ab Mitte des 13. Jahrhunderts. Da wird ein Erzvater Phalek in die Mitte der 6 Jahrtausende gestellt, weil (S. 24) unter ihm »die Welt zertheilet ward« (Genesis). Die Erlösung findet 5500 nach Adam statt, und nach weiteren 500 Jahren Wartezeit müßte das Jüngste Gericht beginnen. Durch diese Stellung soll Africanus zeitlich als Autor vor dem Jahr 500 abgesichert werden. Da jedoch die Welt weiterbestand, fügte Eustathios von Antiochien hundert Jahre später noch ein Tausendjahrreich als Sabbath an und machte damit die Woche voll. Theologen schließen daraus, daß damals die

»Naherwartung« in eine unbestimmte Zukunft übergang. Das entspricht in Wirklichkeit erst der geistigen Bewegung nach 1260, nachdem der von Joachim von Fiore vorhergesagte Weltuntergang ausgefallen war.

Prokop weiß übrigens (noch) nichts von den 500 Wartejahren oder dem Tausendjahrreich, sagt Gelzer. Kann er ja auch nicht, denn die ältesten Handschriften von Prokop stammen aus dem 14. Jahrhundert, da war diese Art der Zeitvorstellung nicht mehr angesagt.

Damit ist der Rahmen für unseren Africanus abgesteckt: Ganz sicher nach 1000 geschrieben und vermutlich erst nach Euseb, der offiziell ein Jahrhundert nach ihm lebte und der, wie ich im nächsten Abschnitt zeigen werde, frühestens in der Zeit der Stauferkaiser verfaßt sein kann. (Die erhaltenen Handschriften, die die Ortsnamenliste bringen, können erst nach 1450 geschrieben sein, wie ich noch zeigen werde; aber es liegt mir fern, die absichtlich zusammengesetzten „Kirchenväter“ in ihre Einzelteile zu zerlegen und diese dann einem Zeitabschnitt oder einer Person zuzuordnen, denn damit würde ich das Spiel fortsetzen in einem um tausend Jahre verschobenen Zeitraum.)

Gibt es denn irgendwelche Schriftzeugen, die einen frühen Africanus unterstützen könnten?

Gelzer, dieses Sprachgenie, hat sich lange nach seinem 1880 abgeschlossenen Werk mit dieser Frage beschäftigt und 1898 einen Nachtrag folgen lassen, der zu meinen Gunsten ausfällt. Man nimmt eine syrische Handschrift vom Text des Africanus an, die dem Mar Michael (1166 bis 1199 Patriarch von Antiochien) als Vorlage für seine Chronik gedient haben dürfte. Wenn das korrekt ist, dann wäre meine Datierung in die Stauferzeit zu spät. Aber dieses syrische Original ist nur einmal gesehen worden und war für Gelzer unzugänglich. Ob es wirklich existierte, läßt er offen. Es soll im Jahre 722 armenischer Zeitrechnung (also 1273 n. Chr.) hergestellt worden sein (also doch *nach* dem kritischen Jahr 1260!).

Aber Gelzer kennt zwei armenische Übersetzungen oder eigentlich »Bearbeitungen«, wie er sagt (2. Theil, S. 432). Lesen wir die Einleitung von Gelzers Kapitel über die armenischen Textzeugen (S. 466):

»Die chronologischen Arbeiten der Armenier fussen vollständig

auf Eusebios; die Übersetzung seiner Chronik ins Armenische ist die Grundlage aller Arbeit auf diesem Gebiete bei den Armeniern. Die originalen Leistungen der Armenier auf diesem Gebiete sind eben nicht bemerkenswerth. Die ältern Chronographen stehen zu ihm in absolutem Abhängigkeitsverhältniss, so Stephanos Asolik und Samuel von Ani. Eine Epoche bildet dann die Übersetzung der syrischen Chronik des Patriarchen Michael ins Armenische. Sie scheint den Zeitgeschmack ausserordentlich gut getroffen zu haben, und wird darum von den Spätern stark ausgeschrieben. Repräsentanten dieser Richtung sind Wardan der Grosse und Mhithar von Ayriwankh.«

Wardan starb 1271, und Mhithar schrieb sein Werk nach 1289, in beiden Fällen liegt die Abfassung später als das kritische Jahr 1260.

Gelzer beschäftigt sich aber nicht mit der Handschriftenüberlieferung, sondern untersucht minutiös den Inhalt. Da gibt es ganz eigenartige Vorgänge der Geschichtsschreibung, von denen ich einige herausgreifen will.

Africanus macht die älteren Chronologien der Ägypter und Assyrer zunichte, weil er vor Moses kein wichtiges Ereignis der Weltgeschichte dulden will. Dies ist ein erklärter Wesenszug seines Werkes. »In einem wohl hierher gehörenden Fragmente hat er die Prahlereien der Aegypter mit ihren Jahresmyriaden und ihren astronomischen Cyklen und ebenso „das chaldäische Geschwätz“ zurückgewiesen, aber ebenso spöttisch diejenigen abgefertigt, welche durch Reduction der ungeheuren Zahlen auf Mondjahre eine vernünftige Urgeschichte herstellen wollten. Für die ägyptische ältere Geschichte blieb mithin Africanus nur der Weg der völligen Verwerfung übrig.« (1. Theil, S. 165)

Wer hatte eigentlich diese Myriaden von Jahren aufgebracht? Manetho war's, der griechisch schreibende Tempeldiener aus Theben im 3. Jahrhundert v. Chr. Wir kennen seine Dynastienliste jedoch nur aus Auszügen, die Euseb 700 Jahre später bringt, wiederum nur zitiert in Synkellos („8. Jahrhundert“), einem zwielichtigen Überlieferer des Eusebtextes. So etwa steht's in den Lexika. Also ganz einfach: Eine sehr späte Handschrift behauptet, daß Euseb (4. Jahrhundert) aus einem gewissen Manetho zitiert habe, von dem wir nichts weiter wissen. Und Africanus (3. Jahrhundert) widerlegt nun

diesen dort verzapften Unsinn, weil das nicht mehr ins modernisierte Konzept der Kirche paßt. Demnach ist Africanus *nach* Euseb (beziehungsweise Synkellos) geschrieben worden. Das hatte ich oben schon auf anderem Wege ermittelt.

Synkellos („Helfer des Bischofs“) zerfällt in zwei Personen. Das weist Gelzer mit großer Akribie nach. Der wichtigere, Georgius mit Namen, der die Chronik des Euseb schrieb („808“), ist schwer festzulegen. Der erhaltene Text stammt wiederum nicht von ihm, sondern von »seinem Freund und Fortsetzer Theophanes«, der 817 in der Verbannung starb. Hier geht es vor allem um die islamischen Christenverfolgungen und um den Bilderstreit, und der ist ein eigenes Problem, das ich hier nicht aufrollen will. Nur soviel ist klar: Es handelt sich um die Auseinandersetzung mit dem Islam, und die fand erst in den Kreuzzügen statt. Wir nähern uns dadurch immer mehr einem realen Datum, denn der Theophanes-Text ist ja auch nicht im Original erhalten. Außer der recht dummen ältesten Handschrift des „10. Jahrhunderts“ gibt es eine vollständige des 16. Jahrhunderts, die ich eher als die Erstschrift ansehen würde.

Immer wieder stellt Gelzer fest, daß in der biblischen Geschichte (des Africanus, Euseb usw.) die Jahrsummen der einzelnen Bündel – von der Flut bis zum Turmbau, vom Auszug aus Ägypten bis zum Tempelbau u.ä. – feststehen, oft sogar gleich lang sind, zum Beispiel 490 Jahre (das sind 7 mal 7 Dekaden), also nur Sinnzahlen darstellen ohne vordergründigen Bezug zur Realität. Erst die später verfaßten Texte füllen die Einzelheiten auf, meist mit ganz frei erfundenen Personennamen und dazugehörigen symbolträchtigen Jahresangaben. Bei diesen Details gibt es dann mehrere „Traditionen“, die leicht voneinander abweichen (wodurch Echtheit vorgespiegelt wird!) und einige Tricks, um diese Abweichungen zu „emendieren“ (auszubessern), die immer wieder gleich sind, ob bei den byzantinischen Chronographen oder den Zeitgenossen von Gelzer: Man füllt die Leerstellen mit anonymen Königen (»Friedenszeit«), oder nennt sie »Anarchie« (Herrschaftslosigkeit), oder läßt im umgekehrten Fall, wenn die Zeiträume sich überschneiden, Könige gemeinsam regieren (»Mitregentschaft«), wie etwa David und Salomon. Manchmal kommen durch die Zuordnungen von Jahreszahlen ganz unerwartete Ergeb-

nisse heraus, wie etwa: Salomon wurde mit 12 Jahren König von Jerusalem und begann dort in seinem 13. Jahr den Bau des Tempels, den er im 20. Lebensjahr vollendete. Oder man erhält genaue Lebensdaten der Perserkönige, die die (vorher schon festgelegten) 70 Jahre der babylonischen Gefangenschaft des jüdischen Volkes ausfüllen müssen.

Auch die von den armenischen Quellen bezeugten Daten sind frei behandelt, wie die Schlußaufstellung zeigt: Von Adam bis Christus sind es 5198 Jahre in allen Ausgaben, aber die Zwischenstufen, die zu dieser Gesamtsumme erst führen sollten, also die Daten für die Große Flut, Abraham oder den Exodus, weichen stark voneinander ab. Das bestätigt zwar, was wir inzwischen wissen, nimmt uns aber – als Beispiel, das für viele stehen soll – die letzte Chance, durch fremde Texte, etwa syrische oder koptische, irgendwelche Beweise für die Echtheit der „Kirchenväter“ zu erlangen.

Bei der Lektüre Gelzers kommen noch ganz andere Dinge zur Sprache, die den Mechanismus der Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts in ein schlechtes Licht rücken. Da geht es um einen Kodex, den der berühmte Holstenius (erwähnt im vorigen Kapitel über Spanien) angeblich gesehen haben will. Gelzer beweist mit schlüssigen Gedanken, daß dieser Kodex, mit dem Holstenius die um einige Generationen frühere Abfassung des *Chronikon Paschale* (Osterfestchronik) belegen will, nicht existieren kann. Zwar macht Gelzer kurz vor der ehrenrührigen Behauptung des Betrugers halt: »Ich wage nicht, auf dieses hin die Wahrhaftigkeit des Holstenius so weit anzuzweifeln, dass ich überhaupt die Existenz jenes von ihm benutzten Codex des Abbate Farina leugne.« Aber eigentlich handelt es sich lediglich um eine »Conjunctur des gelehrten Mannes«. (2. Theil, S. 141)

Für mein Verständnis von Wissenschaft ist dieser Gedanke unerhört, aber dennoch nachvollziehbar. Man schuf sich Kodizes, auch noch im 17. Jahrhundert, oder noch einfacher: Man fabulierte sie. Wie viele „Schlußfolgerungen“ dieser Art mögen unbemerkt durchgegangen sein? So ist nun dieses ganze Geschichtsgebäude, „Byzanz“ und „Römische Kirche“ usw. betreffend, stetig gewachsen. In der Renaissance wissen die Schriftsteller noch recht wenig von ihrer Vorgeschichte. Die *Große Aktion* war erst angelaufen und ist immer noch nicht abgeschlossen. Gewiß, sie hat sich verselbständigt und

läuft längst ohne Zutun der Geistlichkeit weiter, wird sogar von Kirchengegnern eifrig unterstützt. Aber das war vielleicht auch schon in der Zeit der Humanisten so, denn gerade das Fehlen einer zentralen Lenkung, das uns die chaotischen Angaben in den Texten bescherte, ist charakteristisch für die ganze Aktion und schließt eine „Aufdeckung“ aus. Es gelang immer nur, Einzelstücke als Fälschungen herauszustellen, nicht die Gesamtheit zu überführen, denn eine solche gibt es nicht.

Die Gelehrten des vorigen Jahrhunderts, die jeden byzantinischen Patriarchen und jeden römischen Papst des Mittelalters genau kannten, nicht nur deren begrenzende Jahreszahlen und ihre Erlasse und Taten, sondern auch ihre Persönlichkeit, in die sie sich lebhaft hineinversetzten, wären nun, da ich diese ganze „Geschichte“ als erfunden erkenne, wie Träumer anzusehen. Das muß ich unbedingt korrigieren. Sie waren höchst gelehrte Leute, in einer Weise gelehrt, wie es heute — und das wird ihnen von allen Beteiligten zugestanden — keinen einzigen mehr gibt. Nur ist eben damit keine Aussage über den Wert ihres Wissens gemacht, schon gar nicht über den Gegenstand ihres Wissens. Es gibt ja auch heute Literaturwissenschaftler, die sich in James Joyces *Ulisses* minutiös auskennen, jede Regung seines Autors nachempfinden usw., oder in Tolkiens Phantasiewelt sogar die Bäume und Steine und jede dieser erfundenen Gestalten von der ersten bis zur letzten Zeile, auf der sie beschrieben werden, erleben.

Wenn ich durch diesen Vergleich die Geschichtswissenschaft der vergangenen Jahrhunderte aufwerte zur Literaturwissenschaft, dann muß ich allerdings noch klarstellen, daß die damaligen Gelehrten *glaubten*, sie hätten es mit Tatsachen zu tun, während ein Professor für Tollkienbücher *weiß*, daß er sich im Niemandsland zwischen Autor und Leserschaft befindet.

Eusebius von Cäsarea

Eine sehr belesene und scharfdenkende Kritikerin, Gertrud Bodmann, hat in ihrer Dissertation *Jahreszahlen und Weltalter* (1992) die mittelalterliche Geschichte einmal ganz streng hinsichtlich damaliger Zeit-

vorstellungen aufgerollt und einige Grenzlinien gezogen, die man künftig beachten muß. Im folgenden will ich mich mit ihrem Buch beschäftigen und viele ihrer Gedanken übernehmen, wobei ich aber zuvorderst klarstellen muß, daß sie von der großen Fälschungsaktion nicht die geringste Ahnung zeigt; ich benutze nur ihre Schlußfolgerungen.

Sie fängt schon unmißverständlich mit einer Frage an (S. 38): »Seit wann gibt es Jahreszahlen in unserem Sinne?« und antwortet: »Für die Zählung der Jahre nach Christi Geburt dürfen wir das 11.-12. Jahrhundert ansetzen, für die Zählung der Jahre vor Christi Geburt das 17.-18. Jahrhundert.« Im ersten Teil kann man ihr uneingeschränkt Recht geben, im zweiten — wo sie sich auf Scaliger, Pettau und andere um 1600 bezieht — mag sie etwas zu spät liegen, aber das spielt für meine Betrachtung hier keine Rolle.

So verwendet wohl Adam von Bremen im 11. Jahrhundert als einer der ersten die Anno Domini Rechnung (also unsere Jahreszählung) und wendet sie *rückwärts* auf Bonifatius an, der demzufolge im Jahre 755 nach der Fleischwerdung des Herrn starb (S. 40). Ein kühner Schluß für eine erfundene Person wie Bonifatius. Aber das Zitat macht das Problem deutlich: Wenn diese Zählweise im 11. /12. Jahrhundert begonnen wurde, dann hatte man sicher Großes damit vor. Man wollte offensichtlich erdachte Geschichte rückwärts schreibend einführen.

In ähnlicher Weise schafft sich jedes Volk, das Wert auf seinen geschichtlichen Standpunkt legt, eine (möglichst weit zurückreichende) Historie, eine lange Ahnentafel und einen einzigartigen Beginn. Davon machte auch das christliche Abendland keine Ausnahme, als es sich im 12. Jahrhundert seine „Vor-Geschichte“ schuf.

Wie es scheint, war Euseb (im 4. Jahrhundert) der erste Christ, der die Zeitabstände von der Schöpfung an bis zu seiner eigenen Lebenszeit abschätzen wollte. Es kam ihm dabei noch nicht auf reale Zeit an, wie *wir* sie verstehen, sondern auf symbolische Zeitpakete, die einen eher spirituell aufgefaßten Abstand erkennen lassen sollten. Die Ortung seines Lebensmomentes in Relation zu gewissen vergangenen Ereignissen soll später zur Grundlage für die kirchliche Berechnung unserer Zeittafel geworden sein, die heute universell akzeptiert wird.

Euseb sei dabei nicht völlig hilflos vorgegangen, sondern habe Vorgänger benutzt, von denen Bodmann vor allem den berühmten Diodor von Sizilien anführt, der etwa zwischen 60 und 30 v.u.Ztr. schon so etwas wie eine völkerübergreifende Geschichte von den frühesten Anfängen an aufgestellt haben soll. Natürlich griff auch dieser große Historiker auf Vorbilder zurück, zum Beispiel auf Polybios (2. Jahrhundert v.Ztr.) und Eratosthenes, der die Olympiadenzählung festgelegt hatte. Aber wir wollen uns nicht in nebliger Ferne verlieren, die ohnehin unseren Händen entgleitet, sondern lieber den griechischen Sizilianer Diodor als ersten übernational schreibenden Historiker betrachten. In seinem 40bändigen Geschichtswerk habe er erstmals einen Zusammenhalt zwischen griechischer und römischer Geschichte hergestellt, von Trojas Fall bis zu Cäsars Gallischem Krieg. Erstaunlich, er habe sogar die Barbaren mit einbezogen!

Ein Gelehrter, der ihn am besten kannte, Eduard Schwartz (1903, S. 664), wird von Bodmann (S. 65) dazu angeführt: »Kein gebildeter Heide citiert Diodor jemals; . . . erst die Christen waren anspruchlos genug, ihn heranzuziehen.«

Nanu — vor Euseb, der ihn angeblich kräftig benutzte, hat ihn niemand gekannt? Das riecht schon wieder nach Schwefel. Ein so großartiges Unterfangen wie die *Diodorsche Bibliothek* soll vier Jahrhunderte lang brach gelegen haben?

Und das auch noch, wo er eine Zusammenstellung von vielen Autorenzitaten bringt, die uns sonst verloren sind! Dieser Trick ist bekannt.

So müssen wir uns also an Euseb halten, der in seinem griechischen Geschichtswerk den einzigartigen Diodor verewigt hat. Oder erfunden hat. Wenn Euseb nicht selbst erfunden ist, was der „sprechende“ Name — er bedeutet „der Fromme“ — schon wieder nahelegt. Sein Herkunftsort war Cäsarea, aber wo das lag, ist Streitsache, denn in der Antike gab es mindestens vier Orte dieses Namens, davon zwei in Palästina; einer lag am Meer — auf diesen hat man sich modernerweise geeinigt —, der andere an einer Quelle des Jordan, ein weiterer lag in Kilikien (das heutige Kayseri in der Türkei). Dieser Ort Kaisereia hieß auch Eusebeia, und so kann die seltsame Festlegung des erfundenen Kirchenvaters „Eusebius von Cäsarea“ erfolgt sein. (Das vierte lag in Nordafrika und scheidet hier aus.)

Euseb hatte — Bodmann zufolge — echten Anlaß, eine wirkliche Völkergeschichte zu schreiben, denn das Christentum habe sich gerade unter dem (eventuell getauften) Konstantin als Staatsreligion etabliert und brauchte nun eine einheitliche oder vereinheitlichende Geschichte. Die Völker des gewaltigen Römischen Reiches seien damit eine große Familie geworden, und an die Stelle ihrer Einzelursprünge, die ja religiös (also nicht christlich) fundiert waren, sollte nun eine universale Heilsgeschichte treten, die alle verbindet. Aus der eigenen Stammes- oder Kultzeit wird Weltzeit. Soweit hat Bodmann (S. 83) das Motiv für Euseb (bzw. dessen Herstellung) gut herausgearbeitet.

Von dieser *Chronik*, die zusammen mit dem Kanon erstmals synchronistische (also zusammenfallende jüdisch-griechisch-lateinische) Jahresangaben von Adam an bringt, ist nun aber leider auch kein Original erhalten. Es gab lange nur die lateinische Übersetzung des Hieronymus oder genauer, seines Nachfolgers, des Rufinus. Da soll es Manuskripte geben, die ins 5. und 6. Jahrhundert zurückreichen. Direkt? (Oder doch nur über Abschriften aus dem 11. und 12. Jahrhundert?)

Seit 1911 kennt die Gelehrtenwelt auch eine armenische Version, die über eine syrische Zwischenstufe („um 600“, reine Vermutung) in Handschriften aus dem 13. oder 14. Jahrhundert auf uns gekommen ist. Das leuchtet mir ein, denn viel älter kann Euseb nicht sein. Frau Dr. Bodmann hätte gern über einen bestinformierten Professor Einblick in ein solches Manuskript genommen, was ihr aber nicht gelang. Da kann man sich die Chancen ausrechnen, die einem Laien bleiben.

Euseb geht es jedenfalls vorrangig (so Bodmann, S. 89) um den Altersbeweis, also daß der Gesetzgeber Mose eher lebte als die großen Gesetzgeber der anderen Völker. Zu diesem Zweck schafft er Gegenüberstellungen mit den Griechen und Barbaren (hier: Chaldäern); außerdem baut er schon den »Weissagungsbeweis« ein, das heißt: den Zusammenhang zwischen Altem Testament und Christusgeschehen, denn nur durch diese Anknüpfung macht ja die Tiefenbohrung in der Vorgeschichte, bei Moses und Abraham, Sinn. Er beginnt klugerweise nicht mit der Weltschöpfung, sonst müßte er sich nämlich auf die erste Woche Gottes einlassen (daß dies eine Fal-

le werden könnte, hatte die Kirche im 13. Jahrhundert gelernt), sondern mit dem Sündenfall von Adam und Eva, also mit der Zeugung Kains. Um nicht parteiisch zu wirken, bringt er die Jahresangaben der griechischen Übersetzung des Alten Testamentes (*Septuaginta*) neben denen der hebräischen Bibel und der Thora der Samariter. Daß alle drei oft stark voneinander abweichen, zweimal sogar um 650 Jahre, stört ihn nicht. Er will ja keine absolute Chronologie aufstellen, sondern nur Standorte gewinnen. Sinnvoll und klug zugleich. Daß die Samariter mit ihrer eifersüchtig gehüteten Thora die niedrigsten Zahlenbündel überliefern, macht sie sympathisch (wenn auch nicht korrekt). Mit der *Septuaginta* kommen mehr als 5500 Jahre zusammen zwischen Kains Zeugung und Konstantins 20. Thronfest, das sinnigerweise mit dem Konzil von Nizäa, dem ersten der gesamten Christenheit, zusammenfällt. Da alle jüdisch-christlichen Zahlenbündel mit Symbolwert befrachtet sind, erübrigt sich hier eine genauere Untersuchung.

Leider sind in dem sogenannten Hieronymus-Kanon die Jahre »in unserer Schreibweise an den Rand gesetzt«, womit er eigentlich schon seinen Wert als Dokument verliert (von Original war ohnehin nicht die Rede), denn diese Schreibweise kam erst mit Johannes von Sacrobosco um 1240 auf (sagt Bodmann, S. 47). Hieronymus („Heiliger Name“) hieß übrigens Sophronius Eusebius, da wird es schon recht eng mit Namen. Die ältesten Handschriften sollen aus dem 7. und 8. Jahrhundert stammen.

Rechenfehler sind darin häufig, denn vermutlich ist auch die einwandfreie Summenbildung noch gar nicht möglich gewesen, meint Bodmann; ohne Zahlen mit Stellenwert oder ohne Abakus-Rechenbrett geht das nicht (S. 103). Wie die angeblichen astronomischen Berechnungen der Alten dann zustandekamen, bleibt aber offen.

Ich gewinne jedenfalls beim Lesen immer stärker den Eindruck, daß hier hochmittelalterliche Geschichtserfindung vorliegt, zumal die Themen gar zu bekannt vorkommen. Ninos und Semiramis bilden ein hübsches Ehepaar zur Zeit von Abrahams Geburt, die Perserkönige, der Makedonier Alexander der Große und Ägyptens Kleopatra kommen in buntem Reigen nacheinander, der Friedenskaiser Augustus Sebastos und die Geburt des Gesalbten sind aufs Innigste verbunden.

Aber nun stellt Bodmann noch mehr fest: Auch Julius Africanus hatte schon fast gleiche Zahlenwerte, und zwar mehr als ein Jahrhundert vor Euseb, nur daß bei jenem die Pakete noch nicht so aufgeschlüsselt waren. (Über Julius siehe den vorigen Abschnitt.)

Ich möchte darum — mit Bodmann — mein Augenmerk noch auf einige Vorgänger richten.

Nach Diodors angeblicher Geschichte, die vom Fall Trojas bis zum Beginn des Keltischen Krieges (gemeint ist der *Gallische Krieg* Cäsars, Übersetzung nach Wahrmund 1866) genau 1180 Jahre zählt—wir sehen schon, was uns hier anspringt — , hat sich der römische Jude Josephus an diesem Thema versucht. Leider sind seine uns so geläufigen und durchaus wichtigen Werke in der talmudischen Literatur unbekannt geblieben. Man mochte ihn nicht, heißt es, weil er als Verräter eingestuft wurde. Mir scheint, daß er gar zu christlich daherkommt, als daß man ihn in jüdischen Kreisen ernst nehmen könnte. Seine Jahreszählungen stützen sich teils auf das Alte Testament, teils sind sie glattweg erfunden. Statt Diodors zusammenpassender Jahresangaben (Synchronismen) schafft er sich einen neuen Angleichungsmoment, den er gleich dreimal wiederholt: 240 Jahre nach der Gründung von Tyros begegnen sich der Phöniker Hiram und der Hebräer Salomo. Man merkt sofort, was hier im Spiele ist: Zwei „verwandte“ Völker sollen verbunden werden. Das eine ist aus der Geschichte verschwunden (die Phöniker), kann also nicht mehr schaden, nur noch Ehre bringen, das andere soll gerade eine Geschichte bekommen. Das war selbst wohlmeinenden Juden zu stark. Der josephische Ansatz des ersten Tempelbaus lange vor dem Olympiadenbeginn macht Israel zu einem der ältesten Staaten der antiken Welt, ehrwürdiger als Hellas oder Rom, ist aber so fadenscheinig wie die künstlich verdoppelten Olympiaden des Eratosthenes oder die um mindestens zwei Jahrhunderte hochgeschraubte Gründung Roms durch Titus Livius (siehe Albrecht 1995). Und was am seltsamsten anmuten muß: In Übereinstimmung mit anderen Autoren (etwa A. Schalf 1973) meint Bodmann (S. 75), daß Josephus allen Ernstes den künftigen Zustand der Zerstreuung seines Volkes schon fest voraussah. Im Rückblick läßt sich das leichter sagen als im Jahre 70. Daß erst unter Bar Kochba 135 die Zerstreuung zur Tatsache wurde, haben wohl alle vergessen. Bodmann wiederholt es (S. 76):

». . . denn in Deutung von Zeichen seiner Zeit ahnte er (Josephus) die Existenz der Juden durch die Jahrhunderte als eine Diaspora-Existenz voraus«. Aber: »Nicht die Juden erinnern sich in der Folgezeit seiner, sondern die Christen.« Weil sie ihn geschrieben haben, möchte ich anfügen. Und spät geschrieben, wohl nach dem Jahr 1000.

Bleibt uns noch der griechische Christ Klemens von Alexandria, der seine *Stromata* (=Teppiche) um 200 n. Chr. geschrieben haben soll. Die älteste Handschrift stammt angeblich aus dem Jahr 914 und war Vorlage für alle späteren Texte. Er zitiert zwar Eratosthenes, beginnt dann aber bei Adam und stellt bis Commodus (seine eigene Zeit) glatte 5784 Jahre, 2 Monate und 12 Tage in Rechnung. Da er immer alles gut zusammenzählt und von Abschnitt 145 an statt der ganzen Zahlworte die Buchstabenzahlen verwendet, wird er sich wohl nicht verrechnet haben. In diesem Abschnitt bringt er nämlich den »Nachweis der Geburt des Heilands«: Die »Volkszählung« des Augustus fand in dessen 28. Regierungsjahr statt, da ist Jesus geboren. In seinem 30. Lebensjahr wurde Jesus von Johannes am Jordan getauft, im 31. Jahr getötet. Bis zur Zerstörung von Jerusalem blieben noch 42 Jahre. Wer nachrechnet, ist selbst schuld. Drum lieber weiter: »Von der Geburt des Herrn bis zum Ende des Commodus sind es im Ganzen 194 Jahre, 1 Monat und 13 Tage.« Nanu? Um 200 schon Anno Domini Jahreszählung? War Dionysius Exiguus, der skythische Hinker, mit seinem Osterkalender, den ihm ohnehin heute kaum jemand mehr abnimmt, nicht angeblich der erste gewesen, der die Jahre ab Christi Geburt zählte? Das wären ja noch einmal 350 Jahre eher!

Wann wurde denn Klemens wirklich geschrieben?

Vermutlich vor Euseb, denn der geht trotz aller Anachronismen schon recht sorgfältig vor. Vielleicht war die *Große Aktion* gar nicht so koordiniert, wie es Kammeier erschien.

Euseb schafft jedenfalls die erste Hierarchie der Kirche, indem er den Anfang der Bischofsreihe bringt: Jakob, der Bruder Jesu, begann sein Amt als Bischof von Jerusalem mit dem Segen aller Apostel im 19. Jahr des Tiberius, also im selben Jahr, in dem Jesus starb und auferstand. Das ist sinnvoll. Jesus hat nun auch drei Jahre zwischen Taufe und Tod als Wirkungszeit bekommen, nicht nur ein Jahr wie leichtfertigerweise noch bei Klemens.

Nun kommt noch ein ganz seltsames Kapitel des Euseb bei Hiero-

nymus, ein sogenanntes *Onomastikon* (Namensverzeichnis) von Ortsnamen im Heiligen Land. Diese Aufstellung will mitteilen, welche Veränderungen die Ortsnamen im Laufe der Zeit erfahren haben, ob sie blieben oder wie sie „heute“ heißen. Ja, auch die *zeitliche* Einordnung der Ortsnamen ist wichtig, sagt Bodmann (S. 129) und wünscht diesem Verzeichnis mehr Aufmerksamkeit. Ich auch, denn dies könnte eine Fundgrube sein, in der eventuell die Kreuzzüge wiederzuerkennen wären.

Wer eine Lebensbeschreibung Jesu (Evangelien) und eine frühe Kirchengeschichte (*Apostelgeschichte* usw.) verfassen will, der braucht notwendig so ein Verzeichnis. Mir scheint allerdings, daß es zu spät angelegt wurde, denn die Fehler in den Evangelien sind haarsträubend.

Einem Kenner ist die späte Abfassung der Ortsnamenliste eigentlich von vornherein klar: Vor dem 15. Jahrhundert kann sie in dieser Form nicht existiert haben, denn die hebräischen Ortsnamen sind zwar alphabetisch nach Wortanfängen geordnet, aber dann innerhalb des jeweiligen Buchstaben „nach der Folge der biblischen Bücher“ (womit wir wohl den Kanon des Hieronymus bestätigt bekommen), und darin wieder nach Kapiteln und Versen. Die Verwendung einer Versanordnung zu jenem Zeitpunkt ist kurios. Die Aufteilung des Bibeltextes in Verse wurde nämlich erst durch die Humanisten, genauer durch Erasmus von Rotterdam, in die Bibel eingeführt.

Die Liste müßte also sehr spät umgeschrieben sein, vielleicht zur Rechtfertigung der Fehler im Neuen Testament. Dann kann aber das ganze Manuskript, in dem das Kapitel eingebettet ist, nicht älter sein.

Zwischenbilanz

Was hat uns dieser Euseb (oder Hieronymus oder Rufinus) nun gebracht?

Die Jahresliste des Euseb, die von Kains Zeugung bis zum 4. Jahrhundert durchläuft und mehr als 2000 Synchronismen der alten Geschichte bringt, ist eine hübsche Spielerei ohne jeden Faktenwert. Halb so schlimm. Sie ist ein Zahlengerüst mit frei eingehängten Personen, das zur Weltgeschichte aufgewertet werden sollte – aufgewertet wurde. Zunächst sind sogar die römischen Kaiser von Cäsar an durch-

numeriert, aber im armenischen *Kanon* und in der *Kirchengeschichte*, die ja später verfaßt wurde, hat man das wieder fallengelassen, weil es doch zu viele Fehler barg und nicht archaisch genug wirkte.

Da sich der armenische Text des Euseb etwas folgerichtiger liest als der lateinische, möchte ich annehmen, daß er später abgefaßt wurde. Die *Kirchengeschichte* ist noch um mehrere Stufen klüger, da sie gar kein Zahlengerüst mehr aufbaut, das man einreißen könnte. Die Zahlenangaben sind nur noch relativ zueinander gesetzt. Diese berühmte *Historia ecclesiae* hat er ja auch erst gegen Lebensende geschrieben. Aber wann das lag, bleibt noch offen. Nur einen kleinen Hinweis habe ich schon gefunden. Wenn ich vorher erwähnte, daß die Humanisten einen rechten Abscheu vor Diktatoren und Alleinherrschern hatten und sich dies auch in ihren „Pseudo-Schriften“ (sprich Fälschungen) spiegelt, dann muß ich (mit Bodmann, S. 127) nun anmerken, daß sich Euseb und seine Gruppe, also auch Hieronymus und Rufinus, ebenso wie Klemens, für die großen Herrscher begeistern; Perikles dagegen übersehen sie, und von der Republik möchten sie lieber nicht sprechen. Das paßt wohl gut in die späte Stauferzeit.

Dieser Gedanke läßt sich genauer ausführen, denn Bodmann hat das (ab S. 142) detailliert herausgearbeitet. So wie das 43. Jahr des Weltkönigs Ninos zum Geburtsjahr des Abraham erkoren wurde, so das 42. Jahr des Friedenskaisers Augustus zum Geburtsjahr Jesu. Wie der (fast) allmächtige Assyrier Ninos, so ist auch der Beherrscher des Römischen Reiches, Augustus, ein Abbild Gottes auf Erden. Und so ist schließlich Konstantin, in dessen Regierungszeit die Chronik Eusebs gelegt wurde, als ein Vorbild für das Wirken des Gesalbten hochstilisiert worden: Er habe das geteilte römische Weltreich wieder geeint und das Christentum zur Staatsreligion erhoben. Alle diese Herrscher sind Statisten im Heilsgeschehen Gottes. Mehr noch: Mit Jesu Auftreten endet das jüdische Hohepriestertum (durch Herodes), „auf Daniels Weissagung hin“. Die Gemeinsamkeiten zwischen dem Juden Josephus und dem Christen Euseb sind an dieser Stelle unübersehbar, was nicht nur auf Gleichzeitigkeit der Abfassung, sondern auch auf Gleichartigkeit des religiösen Hintergrundes schließen läßt; sie wurden also mehr oder weniger zugleich von denselben Leuten erfunden.

Nun haben sich allerdings einige spätere „Kirchenväter“ gegen diese noch recht heidnisch anmutende Gesinnung gewandt. Gregor von Nazianz, besonders aber Augustin, lehnten diese Verknüpfung von Gottessohn und Weltherrscher ab. Das gehört wohl eindeutig in die Renaissance, wie an Augustin ja des öfteren deutlich wird. Sein *Gottesstaat* hat den Konkordanzstreit lange hinter sich, die Kirche kämpft nicht mehr um die Macht mit dem Kaiser, sondern ist schon ewig geworden. Der Manuskriptkrieg hat sich — wie sollte es anders sein — gelohnt.

Wenn Euseb und seine Gruppe während des 13. Jahrhunderts verfaßt wurden, wie ich gerade darlege, dann müßte dies auch an anderen Merkmalen noch erkennbar sein. Da wäre zunächst einmal die Sprache. Auch das Kirchenlatein hat eine — wenn auch geringfügige — Entwicklung durchgemacht. Es wurde zunehmend besser. Das ist bei einer künstlich erzeugten Sprache zu erwarten. Entsprechend müßten sich die Vorzüge der späten Texte — also Augustin gegenüber Hieronymus — auch sprachlich zeigen lassen. Das gilt tatsächlich, wenn auch nur innerhalb dieser relativ homogenen Gruppe, nicht allgemein. Denn die *Große Aktion* — siehe oben — spulte eben doch recht chaotisch ab.

Und an einer weiteren Stelle kann man den Hebel ansetzen: an der Sittenstrenge. Die ist nämlich äußerst zeitgebunden. Auch dazu bedarf es ausgedehnter Studien, die ich hier nicht anstellen will, offensichtlich ist aber: Euseb und seine Leute waren wild darauf, Morde, Sex-Sünden und Zauberei anzuprangern, was nicht zu jedem Zeitpunkt paßt. Es paßt aber recht gut zu 1260 und mehr noch zum Beginn der Pestepidemien (ab 1347). Augustin dagegen, der mit solchen Wörtern sparsam umgeht, fügt sich mehr ins Bild der Humanisten. Die frühe Renaissance erlebte ja gerade eine Befreiung in dieser Hinsicht, konnte also auf allzu scharfe Attacken verzichten.

Und schließlich müßte das eschatologische Bewußtsein ein klares Indiz liefern. Euseb und Hieronymus lehnen jegliche Apokalyptik ab, sie erwähnen fast nirgends Julius Africanus, um sich in diesem Punkt von ihm abzugrenzen. Man spürt, wie heikel das Problem damals war. Natürlich — 1260 war ja das Weltuntergangsjahr von Joachim von Fiore, dem gefährlichsten Ketzer, gewesen!

Folgen wir noch kurz der weiteren Entwicklung der Chronographie, die Bodmann so sachkundig, wenn auch ohne den hier dargestellten Durchblick, ausbreitet.

Da ist ein gewisser Orosius aus Braga (in Portugal), der von Augustin beauftragt wird, nach Bethlehem zu Hieronymus zu reisen, um dessen griechische *Chronographie* fortzusetzen. Er lernte sie allerdings, wie man annimmt, nur in der von Rufinus 395 erstellten lateinischen Übersetzung kennen. In seiner Erweiterung kommen Wortspiele vor, die einen ganz bestimmten Geist verraten. Da wird „ab orbe condito“ (von der Weltgründung an) dem Begriff „ad Vrbe conditam“ (bis zur Stadtgründung Roms) entgegengestellt, und „Vrbis orbis“ steht nebeneinander, wie bei den Päpsten des 16. Jahrhunderts. Er kennt sogar Jahre „ante urbem conditam“, vor Gründung der Stadt (Rom), eine sehr abstrakte und späte Vorstellung, die — wie Bodmann zu Anfang sagte — eher um 1600 erst üblich wird. Orosius bestärkt damit die „Ewigkeit“ Roms, ein Programm, das nun nicht mehr der heidnischen Stadt gilt, wie die UC (ab urbe condita)-Jahreszählung eigentlich suggeriert, sondern dem päpstlichen Rom. Bei aller Politisierung vergißt Orosius fast das christliche Anliegen, etwa die Taufe Jesu im Jordan, um die Geburt Jesu zu betonen. Auch das ist recht spät erst möglich. Hinzu kommt sein Antisemitismus, der ebenfalls erst im 16. Jahrhundert in dieser krasen Weise ausgesprochen wurde.

Bodmann unterstellt — durchaus nachvollziehbar —, daß ein Zahlengerüst mit Ereignissen als Orientierungshilfe für Chroniken im Mittelalter noch nicht existierte. Darum müssen die aufgestellten Chroniken untereinander verbunden werden durch Zitate und durch „Fortschreiben“, etwa so: Gregor von Tours (gestorben 594) schreibt eine Zusammenfassung der Chronik des Euseb (332), die Hieronymus (378) und Rufinus (395) weitergeschrieben hatten, und führt sie fort bis zum Tod von Sankt Martin („412 Jahre nach der Auferstehung Jesu“), und dann sogar weiter bis zu seiner eigenen Zeit (591).

Über den unmöglichen Inhalt seiner Chronik wäre viel zu sagen, hier möchte ich die Technik des Fortschreibens vorstellen. Wenn ich als Chronist an vorhandene Texte anknüpfe, brauche ich nur deren

erstelltes Zahlengerüst anzunehmen und daran weiterzubauen, bis ich selbst wieder einen Fixpunkt gewinne. Dieser liegt für Gregor zunächst beim Tod von Sankt Martin, („dem Kriegerischen“), dessen Mütze zur Kriegsfahne der Frankenkönige wurde, einem Santiago vergleichbar. Er stammte aus Pannonien (dem heutigen Ungarn) und wurde im Jahre 375 Bischof von Tours, aber sein Todesjahr ist unbekannt. Man nimmt „um 400“ an. Das ist schon seltsam, denn sonst weiß man bei den Märtyrern immer auf den Tag genau, wann sie starben. Noch seltsamer aber ist, daß Gregor, der über diesen Heiligen soviel schrieb, sein Todesjahr mit »412 Jahre nach der Auferstehung Christi« ansetzt, also etwa ins Jahr 444, und das ist 44 Jahre zu spät. Von diesem falschen Fixpunkt rechnet er nun die Frankenkönige weiter, nämlich Chlodwigs Tod »112 Jahre nach Martins Tod« usw. für Theudebert bis Sigibert (in die Lebenszeit Gregors), wo dann die Zahlen wieder „stimmen“, also mit den heutigen Geschichtszahlen bis auf die gewohnheitsmäßigen Fehler von 1 bis 2 Jahren übereinstimmen. Das kann nur dadurch passiert sein, daß es keine von Gregor unabhängigen Zeugnisse gibt, daß also unsere Geschichtsschreibung völlig auf diesen offensichtlich fabulierten Angaben beruht.

Nachrechnen sollte man lieber nicht!

Aber wenn schon alles fabuliert ist, dann — sagt sich der heutige Zeitgenosse — hätte man doch im 16. Jahrhundert, als man die Manuskripte erstmals druckte, zumindest die Rechenfehler beseitigen können! Diese Merkwürdigkeit kann ich mir nur so erklären: Man wußte keine bessere Lösung. Es existierte eben um 1520 noch immer kein verlässliches Chronologiesystem, das man als Maßstab hätte ansetzen können. Und als Scaligers System 1629 endlich fertig zum Gebrauch vorlag, waren die meisten Texte schon gedruckt und in großer Zahl verbreitet, also in Benutzung und in die neue Geschichtsschreibung eingebaut, untrennbar hineinverwoben. Wo hätte man anfangen sollen mit den Korrekturen?

Im Grunde tun das unsere Geschichtswissenschaftler heute noch. Sie erkennen überall Mißlesungen, Abschreibfehler, Irrtümer, die zu „emendieren“ (ausbessern) sie sich größte Mühe geben. Allerdings wird der Flickenteppich dadurch nicht besser, sondern dicker, indem immer neue Flecken aufgenäht werden.

Schlimmer als falsche Zahlen ist jedoch ein *geistiger Sprung*. Gregor versuchte sich (so Bodmann, S. 179 f.) an der Messung der Nachtstunden, um das Psalmodieren der Mönche zu regeln, und hat nach Ansicht von heutigen Fachleuten alles selbst beobachtet, nichts theoretisch ermittelt, sondern aufgrund von Messungen exakte astronomische Angaben gemacht. Das führt uns geradenwegs in die Renaissance, wo diese Vorgehensweise selbst den *großen* Astronomen erst schrittweise wichtig wurde, indem sie sich vom Abschreiben arabischer Sterntafeln lösten und selbst Beobachtungen anstellten.

Damit liegt die Entstehungszeit der Gregor-Chronik etwa fest: zwischen dem Beginn des Buchdrucks um 1470 und dem Ende des 16. Jahrhunderts.

Beda Venerabilis

Und nun schreibt wieder ein wichtiger Mann Gregors *Chronik* fort: Es ist Beda, der „Verehrensweite“ mit seiner *Chronica maiora* („725“). Den dazwischenliegenden Isidor von Sevilla, dessen Chronik „von 626“ (in der *Etymologia* am Ende des 5. Buches) ich schon erwähnte, übergehe ich, um mit Bodmann das Wesentliche an dem Engländer Beda aufzuzeigen.

Seine Chronik hat sauber durchgezählte „Weltalterdaten“, also eine Jahreszählung, die (natürlich paketweise) von der Schöpfung der Welt bis zu seinem persönlichen Fixpunkt führt. Diese Welterschöpfungsdaten fußen auf der »Wahren Hebräischen Bibel«, also nicht auf der *Septuaginta*, und das allein schon macht sie verdächtig, denn der Text der Hebräischen Bibel wurde erst durch die Juden im 11. Jahrhundert im Abendland zugänglich. Aber nehmen wir ruhig an, dieser eifrige Romreisende hätte sich eine Übersetzung verschaffen können; seine Probleme tauchen an ganz anderer Stelle auf.

Er verwendet nämlich — abgesehen von den beiden Daten 532 und 716 in seiner *Chronik*, die fragwürdig sind — in seiner *Geschichte der englischen Kirche* durchweg Anno Domini-Jahre, oder Inkarnationsjahre, wie man sie in Anpassung an seinen Ausdruck »seit der Fleischwerdung des Herrn« besser nennen würde. Er stellt allerdings Querverbindungen her zu den Kaisern von Byzanz, etwa zum Jahr 603 =

1. Jahr des Phokas (602 wäre heute akademischerseits korrekt, aber diese kleinen Fehler übergehe ich fortan). In diesem Jahr führte der englische König Aethelfrit einen Krieg gegen seine britischen Nachbarn. Byzanz liegt völlig fern. Bodmann meint, der Bezug auf Phokas wäre nötig für Bedas Leser in dieser »Zeit des Umbruchs, der Umstellungsweise« auf die AD-Zählung, zum Zweck der Anschaulichkeit. Das leuchtet mir nicht ein. Wieso wird Aethelfrit zeitlich besser bestimmt durch den Soldatenkaiser Phokas, der Byzanz acht Jahre regierte und an den man sich ein Jahrhundert später in England wohl kaum noch erinnerte? Das kann nur im nachhinein einen Sinn abgeben. In Byzanz ist nämlich im 10. Jahrhundert erstmals Geschichte neu geschrieben worden, indem man Kaiserlisten aufstellte. Die Berührung mit dieser Neuschöpfung hatte im Abendland die AD-Zählung aufkommen lassen. Der Anschluß zwischen den beiden mußte nun – zumindest punktuell – versucht werden. Und wie hat Beda diesen „Synchronismus“ hergestellt? Es ging nur über eine Weltalter-Zählungsweise, die aus Byzanz stammte. Diese war im Westen wohl nie richtig verwendet worden, nur im großen ganzen als Zeitbündelrechnung. Dafür schrieb Beda die *Chronik*.

Ihr letztes Datum ist Weltalterjahr 4680, das wäre, da Christi Geburt im Jahr 3952 liegt, das Jahr 728 n.Chr.; dazu nennt Beda das neunte Regierungsjahr von Kaiser Leo (Isaurios, das wäre heute akademisch 727). Das Jahr 716, das kurz vorher steht, mit Ecberectus und seiner Propagierung des korrekten Osterdatums, wird nun im Anfang seiner Kirchengeschichte wiederholt. Damit sind die beiden Texte verknüpft. Die *Kirchengeschichte* wird damit zu einer rückwirkenden Geschichtsschöpfung, in der auch die Engländer ihre Kirche erhalten, ihren katholisierten König und ihre Märtyrer.

Im Prinzip geht das in gleicher Weise vor sich wie bei Gregor für Frankreich und bei Isidor für die Westgoten und Sueben. Die Frage ist nur: Bauten diese Schriftsteller ein fiktives Rom als Vorlage und Bezugspunkt in die „echte“ Geschichte ihrer jeweiligen Völker ein, oder schufen sie Germanenreiche, die sie mittels der allgemein bekannten Römerherrschaft legitimierten? Die gegenseitige Bestätigung ist offensichtlich der erwünschte Effekt, aber das eigentliche Ziel ist doch die Konstruktion eines römischen Weltreichs. Die Schreiber waren katholische Christen, keine Germanenführer, wie besonders

an Isidor deutlich wurde. Sie schufen Volksgeschichte mit Helden und getauften Königen als Rahmen und Deckmantel für das *künftige* Rom, den Mittelpunkt einer allumfassenden Kirche.

Beda hat es leider nötig, durch Hinweis auf römische Bauten, »Städte, Leuchttürme, Brücken und Straßen«, zu *beweisen*, daß die Römer tatsächlich 470 Jahre lang in England herrschten. Wurde das etwa in Zweifel gezogen? Seit ich den *Agricola* des Tacitus zur Hand nahm, kommt mir dieser Beweis allerdings notwendig vor. Denn so schlecht gefälscht wie Tacitus (um 1428) ist kaum eins der alten Manuskripte (siehe das Kapitel »Humanisten«).

Und die Bauten? Oh je, herrschen die Amerikaner etwa in Bombay oder Shanghai, weil es dort Wolkenkratzer gibt?

Dieser Beweisversuch macht Beda fragwürdig. Wenn die Römer bis zur Übergabe ihrer Hauptstadt an Alarich (410) England als Provinz regiert haben, dann braucht Beda 300 Jahre später das nicht umständlich nachzuweisen. Dann ist es Allgemeinwissen. Im 11. Jahrhundert vielleicht nicht mehr? Aber sicher doch! Oder die Herrschaft der Römer in England (und vielen anderen Ländern ebenfalls) ist eben doch eine späte Konstruktion (siehe hierzu Geise 1995).

Nehmen wir noch Bedas Angabe zu König Aethelberht von Kent, der dort 56 Jahre bis zu seinem Tod 616 n.Chr. herrschte und dann »zu den ewigen Freuden des himmlischen Reiches aufstieg«. Ohne Zwischenstufe (Limbus oder Fegefeuer)? Bestattet wurde er in der Kirche der »seligen Apostel Peter und Paul«. Wer ein bißchen Gefühl für die Entstehung der kirchlichen Dogmen hat, sieht sofort, daß diese Ausdrucksweise im 8. Jahrhundert unmöglich klingt. Genauso wie Bedas Ausdruck »Heiliger Vater« für den Papst von Rom.

Die Argumentation für Rom als Mittelpunkt der Kirche, weil die »seligen Apostel Peter und Paul dort lebten, lehrten, starben und begraben liegen«, ist typisch für das 12. und 13. Jahrhundert. Man denke an den damaligen Streit der Bischöfe von Santiago in Galicien, die sich über ein Jahrhundert lang als Gegenpäpste ansahen, weil bei ihnen der Herrnbruder Jakob begraben liegt, was schließlich mehr als ein einfacher Apostel zu Macht und Ansehen berechtigt. Beda verlegt seine Argumentation in eine »Synode von Whitby, 664 n.Chr.«, wobei er auch die Größe der Universalkirche ins Feld führt, die in Afrika, Asien und Ägypten zu Hause sei (S. 209). Damals müß-

ten diese Gebiete aber schon größtenteils in islamischer Hand gewesen sein. Und katholisch waren sie eigentlich nie.

Schade, daß Bedas Buch im Jahre 731 endet; dennoch kennt er die Schlacht bei Tours und Poitiers (732), in der die Sarazenen vernichtend geschlagen wurden (S. 213). Und völlig unmotiviert bringt Beda *auch* eine Liste der heiligen Orte in Palästina.

Der ganze Osterfeststreit, der für Beda von großer Wichtigkeit ist, mutet anachronistisch an, denn er bedeutet eine Lösung vom Judentum (Bodmann, S. 214). Diese ist entweder schon im 4. Jahrhundert erfolgt — nämlich, wenn es damals schon eine Kirche gegeben hätte — oder erst ab dem 11. Jahrhundert nötig (historisch gesehen). Der Osterdatumsstreit wird uns noch oft begegnen. Er kann immer als Hinweis auf die Entstehung des Textes verwertet werden.

Das Hauptproblem ist nämlich: Wann ist die Frühlings-Tagundnachtgleiche? Nach den »sogenannten Akten des Konzils von Cäsarea (5. / 6.Jh.)« war sie am 25. März, wogegen die Gemeinde von Alexandria am 22. März festhielt. Dieser Tag war ja der letztmögliche von den Juden selbst beobachtete Termin vor dem Beginn ihrer Vertreibung, danach war keine Korrektur mehr möglich. Die Verlegung auf den (heidnischen) 25. März sollte die Vormacht Roms sichern und eine Abgrenzung gegen das jüdische Pessah bilden. Aber Beda erhebt nun ganz unabhängig davon den 21. März zum Fixpunkt. Dies kann er im 8. Jahrhundert nicht beobachtet haben, denn durch den Fehler des julianischen Kalenders hätte er den 14. März als Frühlingsbeginn ermitteln müssen. Der 21. März ist ein Rückgriff auf den echten Sonnenkalender des Augustus, der zu Lebzeiten Jesu gültig war. Nur wenn man auf diesen zurückgreift, geht der julianische Kalender im 15. Jahrhundert falsch, was seit Nikolaus Kusanus und Regiomontanus immer wieder festgestellt wurde. Als Papst Gregor (1582) endlich die astronomisch ermittelte Korrektur vornahm, die jedoch nur 10 Tage betrug, berief er sich auf ein anderes „großes Ereignis“, das als Fixpunkt an die Stelle von Jesu Lebensmoment treten mußte: das Zwanzigjahrfest des „ersten christlichen“ Kaisers Konstantin 325, das man mit dem „ersten weltweiten Konzil“ (von Nizäa) ausschmückte.

Aber dieses Ergebnis des ganzen Streites, die Festlegung auf den 21. März, kommt bei Beda um gute 700 Jahre zu früh.

Und noch ein typischer Fehler: In der Zeittafel des Beda und im 2. Kapitel seines ersten Buches der *Kirchengeschichte* taucht ein Datum »vor Fleischwerdung des Erlösers« auf, nämlich ein wichtiger Fixpunkt, die Eroberung Englands durch Cäsar 693 UC = 60 v. Chr. Nun nimmt Bodmann an (S. 200), »daß sich durch die Nähe zum Fixpunkt (gemeint ist 1 n.Chr.) diese Subtraktion wie selbstverständlich ergab«. Damit reißt Bodmann aber ihr ganzes schön aufgebautes Gedankengebäude, daß Daten „vor Christi Geburt“ erst in der Renaissance üblich wurden, wieder ein. Denselben Fehler (bei einem anderen Datum) beging Isidor.

Ein weiterer Fehler, den Isidor und Beda gemeinsam aufweisen, ist die verfrühte Form der Landkarten. Vor der Ebstorfer Karte (13. Jahrhundert) gab es nur Portolane, also Küstenkarten für die Schifffahrt. Eine Weltkarte wie die katalanische (1375) ist im tiefen Mittelalter noch undenkbar. Wie sie in Isidors und Bedas Handschriften gelangt sind, müßte jedem Kenner rätselhaft erscheinen. Aber deutlicher wird dieser Mißgriff noch, wenn wir erfahren, daß dem katalanischen Weltatlas vorn eine Zeittafel und eine Osterfestberechnung angefügt sind, wie Bodmann (S. 219) schreibt. Das 14. Jahrhundert ist also der rechte Zeitpunkt und Zusammenhang für dergleichen Erörterungen! Geographie, Astronomie und Kirchendogma hängen sehr wohl miteinander zusammen.

Am Wendepunkt

Nun kommen wir mit Bodmann zu Regino von Prüm (gestorben 915), den ich zunächst — mit Regine Sonntag — als ersten ernst zu nehmenen Chronisten ansah. Allerdings wurde er — wie sein „Vorgänger“ Beda — seinerzeit nicht verstanden, ein Lieblingsausdruck *heutiger* Wissenschaftler, der eigentlich nur unser Unverständnis dieses Phänomens kennzeichnet. »Soweit war *die Zeit* noch nicht«, sagt Bodmann (S. 223). Wir kennen sie ja, diese großen Unverstandenen, die ihren Zeitgenossen immer weit voraus waren. Nur daß sich mir da immer stärkere Zweifel breitmachen.

Reginos Fixpunkt ist der Tod des heldenhaften Retters des Abendlandes, des Sarazenenbesiegers Karl Martell 741. Die „Fortschreibung“

des Beda ist damit bewerkstelligt. Reginos Chronik beginnt jedoch im Jahre AD 1 (= 1 n.Chr.), eine Vorzeit gibt es nicht mehr. Oder noch nicht? Hier zeigt sich die Scharnierstellung des Mönchs von Prüm. Er ist der erste, der wirklich schon Inkarnationsjahre verwendet (also vermutlich erst nach 1000 geschrieben wurde), ein amphibienhaftes Zwischenglied zwischen humanistischer und hochmittelalterlicher Fälschung.

Regino führt seine byzantinische Kaiserreihe in AD-Jahre über, das ist der nötige Anschluß an die Weltchronik. Bodmann nennt (S. 222) das Vorgehen »doppelgleisig«, wenn nämlich die Regierungsjahre von Karl Martell neben die Kaiser Leos gestellt werden. Dies ist wieder ein Synchronismus, durch den erst die Geschichte der Frankenkönige ins Leben tritt. Dann werden sie als Funktion der Zeit in AD-Jahren bezeichnet. Das ist keineswegs doppelgleisig, sondern ein Schöpfungsvorgang einer Geschichte aus dem Nichts. Reginos AD-Zählung »kann also die uns selbstverständliche Eigenständigkeit eben jener Einzeljahre noch nicht erreicht haben« (S. 223). Sehr wichtig: Die Eigenständigkeit der AD-Jahre entsteht erstmals in diesem Augenblick. Ihre Übernahme in spätere Chroniken macht sie dann zur Realität, etwa bei Hermann von Reichenau (1013-1054).

Der benützte ein „Konzept“, die *Allgemeine Sueven-Chronik*, in der zwar immer noch der Fixpunkt AD 1 auf die alte Art definiert werden muß, nämlich als 42. Jahr des Augustus, andererseits aber die Jahre nach 1000 schon „exakt“ den deutschen Kaisern zugeordnet werden. Damit erweist er sich wieder als ein Jahrhundert zu früh, ist also ebenfalls rückdatiert.

Dieses ständige Altermachen der ersten echten Chroniken hat aber einen klaren Sinn. Im Augenblick des Abschlusses der Chronik, also in der (vermeintlichen) Lebenszeit des Chronisten, konnte man dieses Machwerk keinem Zeitgenossen zumuten. Jeder hätte es als Fälschung angeprangert. Es handelte sich ja bei den letzten Kapiteln um Zeitgeschichte. Aber ein Jahrhundert später nimmt man diese „Aufzeichnungen“ schon für bare Münze, denn sie wurden ja tatsächlich nicht damals gemacht, sondern gerade erst, also mit den Wertvorstellungen der eigenen Zeit geschrieben, so daß sie nicht als Fälschung auffallen konnten. Einige Jahrhunderte später, als sich diese Vorstellungen gewandelt hatten, fielen die meisten dieser Chroniken dann auf und wurden

durch bessere ersetzt oder umgemodelt. Da war es dann zu spät, um völlig neue Geschichtsfakten zu erzeugen. Die Fälschung war als Chronik in die Geschichtsschreibung eingegangen und nicht mehr daraus zu lösen. Sie war zur Wirklichkeit geworden, selbst wenn die einzelnen Manuskripte abgelehnt wurden.

Ein krasses Beispiel für die schon bei Regino erkannte Scharnierfunktion ist der berühmte Sigebert von Gembloux, geboren 1030 in Brabant, gestorben am 5. Oktober 1112, der in Metz von 1050 bis 1070 lehrte. Unter seinen zahlreichen Schriften, die im Mittelalter sehr beliebt waren, diente das *Chronikon* für die Jahre 381 bis 1111 als Grundlage für ungezählte Geschichtswerke, obgleich es fast keine eigenständigen Nachrichten enthält. Er schließt nämlich direkt an „Euseb“ an, beziehungsweise natürlich an Hieronymus und bezieht in spätantiker Weise auch die Heidenvölker wieder mit ein. »Aber war die Methode angemessen angesichts der dazwischenliegenden 700 Jahre?« fragt Bodmann (S. 225) und fährt fort: »Kein Historiker unserer Zeit könnte es sich leisten, so naiv-selbstverständlich für sein eigenes Werk sich ein 700 Jahre altes Vorbild zu nehmen. Heute müßte man diese Distanz zu überbrücken versuchen, indem man sie ausdrücklich verbalisierte, ehe man überhaupt an die Arbeit ginge.«

Nimmt man sein *Zehnjahresbuch* von 1092 zur Beurteilung hinzu, dann wird der Vorgang noch seltsamer: Die Weltgeschichte wird von Adam an in Osterfestzyklen von 532 Jahren aufgeteilt, um das Geburtsjahr Jesu zu korrigieren. Indem er diesem Fehler, den er dennoch nicht ausmerzen kann, so ungeheure Wichtigkeit beimißt, zeigt er sich als Humanist, denn erst Mitte des 15. Jahrhunderts wird das Problem der genauen Bestimmung von Jesu Geburtsjahr akut. Vermutlich ist das *Zehnjahresbuch* eine der frühen Fälschungen, die aber noch nicht in die Spätantike gelegt wurde, aus verständlichen Gründen, und darum eben 700 Jahre zu spät liegt. So ist sein Geschichtswerk für uns heute »schwer zu verstehen« (Bodmann S. 225), denn es hängt zeitlich in der Luft.

Ein wohlgemeinter Versuch ist auch die *Kirchengeschichte* des Ordericus Vitalis (1075 bis nach 1141), in einem Kloster in der Normandie verfaßt und schon den Stil späterer Klosterchroniken „vorwegnehmend“. Wiederum werden Euseb, Isidor und Beda „ausgewertet“, aber dann kommen (nach 754) erste echte Daten: 993, 999, 1002

usf. (S. 227). Hier ist die Zeitfortschreibung alten Stils mit den neuen Gegebenheiten gekoppelt. Eine Päpsteliste wurde ihm ebenfalls untergeschoben. Anmerkung nach Ideler (1825): Die erste „echte“ Päpsteliste mit AD-Jahren stammt von Eugen IV. (1431).

Hier ist eine weitere Anmerkung nötig, die ich bei Ginzel (1914) las: Neben den AD-Daten wurde im 12. Jahrhundert im Vatikan auch eine andere Ära verwendet, die Marianus Scotus (1028-1082) eingeführt haben soll. Durch eine Bulle von Papst Urban II., die das Jahr 1121 dieser Ära angibt, kann man herausfinden, daß sie im Jahre 22 oder 23 v.Chr. anfängt, denn die Bulle wird ins Jahr 1098 AD datiert. Dieses Durcheinander hat Methode, besagt aber auch, daß im 12. Jahrhundert frühestens mit der AD-Zählung auf Dokumenten zu rechnen ist. Darum ist meine obige Bemerkung, daß die Chroniken des 11. Jahrhunderts um hundert Jahre zu früh kommen, auch aus diesem Grund berechtigt.

Bodmann betrachtet nun im Ausklang noch grundsätzliche Probleme, nämlich das schon mehrfach erwähnte Zahlengeheimnis: Das Rechenbuch des Leonhard Fibonacci (1202) verwendet erstmals die indischen Ziffern mit Stellenwert und Null. Es bringt sogleich klare Arithmetik mit quadratischen Gleichungen usw. für kaufmännische Zwecke. Das, meint BODMANN mit Menninger, ist erst *Ende des 15. Jahrhunderts* in Deutschland eingedrungen. Druckfehler? Die Verbreitung der indischen (= „arabischen“) Ziffern ging ja ab 1240 stürmisch durch ganz Europa.

Und noch eine andere Ausnahme erwähnt sie. Ein anonymen Mönch soll schon 1292 in seinem Buch *Flores Temporum* von Christi Geburt rückwärtszählende Jahresdaten („ante Christum“) angegeben haben. Sie hält das für »wenig wahrscheinlich« und denkt an einfache Subtraktionen von Zahlenpaketen, wie sie bei spätantiken Schriftstellern auch schon vorkommen. Die ersten echten ante-Christum-Daten hat nämlich Werner Rolevinck 1474; im Jahrzehnt darauf werden sie häufiger. Aber erst der Protestant Scaliger und der Jesuit Petavius nehmen das Jahr 1 AD (n.Chr.) als Zentrum der Zeit, von dem aus symmetrisch vor- und rückwärts gezählt wird, und zwar unbegrenzt in beiden Richtungen.

So recht bekannt wurde diese Jahreszählweise erst durch den Theologen Denis Pétau (Petavius) aus Orleans (1583-1652) und sein Buch

De doctrina temporum (Zeitenlehre, Paris 1627), mit dessen verkürzter Fassung mehrere Generationen lang an allen Schulen gelehrt wurde, bis man gar nicht mehr anders denken konnte. Seine Zeittafel der Könige, Dynastien, Städte und Sachen berühmter Männer (Paris 1628) wurde maßgebend.

Grundlage für diese Chronologie war Scaligers Arbeit gewesen. Schon Scaligers Vater war ein großer Kenner des Altertums; er hatte eine Abhandlung über das Gelehrtenlatein verfaßt: *De causis linguae latinae* (*Die Grundlagen der lateinischen Sprache*, Lyon 1540). Sein Sohn Joseph Justus (1540-1609) schrieb viele Übersetzungen aus dem Latein ins Griechische und umgekehrt und legte eine Sammlung antiker Inschriften an, die bis heute wertvoll ist. Wichtig wurden seine „Zeitkorrekturen“ *De emendatione temporum* (1583, also gleich nach der Kalenderreform erstmals erschienen, stärker beachtet erst in der Ausgabe von Genf 1629). Darin erfindet er die (später so genannte) „julianische Periode“ von 7980 Jahren, indem er die bekannten 532 Jahre des Osterzyklus mit 15, der Indiktionszahl (für die Steuererhebung) multipliziert. Er legt den Beginn der Periode auf 4713 v.Chr. fest. Das klingt alles sinnvoll und aufgeklärt, ist aber doch verdächtig: Die Indiktionszahl ist eine reichlich späte Erfindung. Alle Urkunden, in denen sie vorkommt, sollten als gefälscht ausgeschieden werden.

Ginzel (1914) hat sich ausführlich mit der Indiktionszahl beschäftigt und wird seitdem in diesem Punkt von allen abgeschrieben. Ich halte diese Zeiteinteilung in 15er-Jahrgruppen für eine bewußte Irreführung. Sie hat keinen organischen Hintergrund, weder kosmisch (also kalendarisch) noch biologisch (generationsmäßig). Sie ist eine Erfindung der Schreiber. Angeblich sei sie Anfang des 4. Jahrhunderts in Ägypten aufgekommen und Ende desselben Jahrhunderts in Europa verwendet worden. Ihr Periodenbeginn liege aber im Jahr 3 vor Christus, sagt Dionysius, der skythische Hinker („525“). Dümmer konnte er sich das nicht ausdenken.

Vom 5. Jahrhundert bis 1087 sei die Indiktion für päpstliche Datierungen die *ausschließliche* Zahlenangabe gewesen. (Das ist leicht zu behaupten, wenn es keine Päpste gab.) Ab 1218 unter Friedrich II. von Hohenstaufen sei sie für das Deutsche Reich die *einzig gültige* Zeitangabe auf den Dokumenten. Über den Jahresbeginn dieser Zeit-

einheit zur Steuererhebung habe man sich aber nie einigen können, und so seien mehrere (!) verschiedene Indiktionen, auch nebeneinander in derselben Kanzlei (sic!), in Gebrauch gewesen. Das haben uns die Kleriker natürlich nicht selbst mitgeteilt, das haben unsere eifrigen Diplomforscher erst herausgefunden. Wäre da nicht der Schluß zwingend, daß die größere Zahl dieser Diplome unecht ist?

Ganz selten (Ginzel III, S. 148 f. nennt drei Fälle) hat man sogar versucht, die Indiktionen als fortlaufende Zeitrechnung anzuwenden, auf einer Osterkerze (!) und im berüchtigten Fälscherkloster Corbie in Frankreich.

Zur Ehrenrettung der Humanisten ist anzumerken, daß einige ihre Schöpfungen unter dem eigenen Namen herausgaben, ohne eine Projektion in die ehrwürdige Vergangenheit vorzugaukeln. Als bestes Beispiel sei Hartmann Schedel aus Nürnberg genannt, dessen *Weltchronik* von 1493 nicht in altertümlichem Latein, sondern erfrischend klarem Hochdeutsch verfaßt ist und mit einer Deutschlandkarte von H. Münzer aufwartet. Hier beginnt wissenschaftliches Denken in unserem Sinne.

Noch einmal möchte ich betonen, daß Gertrud Bodmann uns einen großen Dienst erwiesen hat mit ihrer kritischen Untersuchung und daß einige Schlüsse, die ich daraus zog, zwar keineswegs in ihrem Sinn sein dürften, aber doch erst durch ihren neuen Blickpunkt möglich wurden.

Da sie sich stellenweise auf Le Goff beruft, der mit seinen Schriften ebenfalls ein neues Fenster zum Mittelalter geöffnet hat, werde ich sein berühmtestes Werk anschließend betrachten.

Die Geburt des Fegefeuers

Da gibt sich ein berühmter Historiker, Jacques Le Goff, größte Mühe und schreibt 1981 (teils aufbauend auf Bar 1946) ein grundlegendes Werk über *Die Geburt des Fegefeuers* (Purgatorium), wobei er die Entwicklung dieser Vorstellung aus kirchlicher Sicht darstellt. Doch leider fehlt ihm der Durchblick, ja schlimmer noch: Er muß seiner sehr genau vorgefaßten These zuliebe immer wieder Veränderungen an den Vorlagen vornehmen. Als gläubiger Katholik sperrt er sich gegen fremde Gedanken. Ich werde mich dennoch mit seinem Buch beschäftigen, denn erstens stellt es den augenblicklichen Stand der Wissenschaft zu diesem Thema dar und wurde auch schon reichlich von den neuesten Autoren verwendet (wie Bodmann), und zweitens kann gerade aus seinen Fehlern und Verrenkungen auf das eigentliche Problem geschlossen werden, das er verdeckt.

Zunächst einmal stellt er formell fest (S. 12), daß es das Hauptwort *Fegefeuer* (*Purgatorium*) vor dem 12. Jahrhundert nicht gab, es gab nur das Eigenschaftswort reinigendes (*purgatorius*, -a, -m) Feuer. Diese Spitzfindigkeit, die schon bekannt war und keineswegs mit dieser Strenge gültig ist, veranlaßt ihn zu der großen Erkenntnis, daß das Fegefeuer erst gegen 1170 im Abendland verbreitet wurde und somit einen neuen theologischen Schritt darstellt. Wo ältere Texte das Wort *Purgatorium* doch schon haben, muß LeGoff dies als Kopistenfehler, „Emendation« (moderne Ausbesserung) oder Fehldatierung des Manuskriptes beseitigen.

Purgatorium war aber ein ganz gebräuchliches Wort jener Zeit, ohne theologischen Hintergrund. Es bezeichnete ein juristisch gültiges öffentliches Gottesurteil, meist in Zusammenhang mit Feuer (griech. *pyr*, „Feuer“), auch eine medizinische Aktion, nämlich das Austreiben und Reinigen (*purgare*), und auch sinngleich verwendet mit *Purgamentum* („Abfall, Kehrriech“, aber auch „Entschuldigung“, „Entsöhnung“).

Die Texte der sogenannten Kirchenväter, die angeblich schon in der ausgehenden Antike davon sprechen, verwenden meist *ignis*

purgatorius, also „reinigendes Feuer“, wobei der Begriff „Feuer“ gleich zweimal vorkommt: *ignis* und *pur*. Es soll aber auch *flumen purgatorius*, „reinigender Fluß“, und ähnliches vorkommen, so daß man den Eindruck gewinnt, daß jenen „antiken“ Autoren der Wortsinn „schon nicht mehr bewußt“ war, das *Feurige* also nur im übertragenen Sinne benutzt wurde. Dies stelle ich mir als eine späte Entwicklungsstufe, nicht den Anfang der Begriffsbildung vor.

Die Reihenfolge dürfte also eher so aussehen: Zuerst sprach man von *Purgatorium* als körperlicher oder seelischer Reinigung, dann von *Ignis purgatorius* im Sinne eines theologischen Konzepts. Oder anders gesagt: Zuerst haben wir die Schriften des 12. oder 13. Jahrhunderts über das Fegefeuer, dann die rechtfertigenden Kirchenväter des angeblich 2. bis 4. Jahrhunderts, die aus dem etwas primitiven Fegefeuer als (heidnischer) Örtlichkeit in der Renaissance einen vergeistigten Sinn schufen, der eine in der Jenseitswelt liegende Straffaktion bezeichnet. Wenn wir uns aber in dieser fast noch heidnischen Welt des 12. Jahrhunderts dem örtlich vorgestellten Fegefeuer von Sankt Patrick in Irland nähern, ergeben sich ganz ungewohnte Einblicke.

Wir wissen ja — ob Laie oder Fachmann, Christ oder Anarchist —, was es mit diesem für das Abendland so ungemein wichtigen *Fegefeuer* auf sich hat: daß es gewissermaßen das Unterscheidungsmerkmal zwischen Ostkirche (Byzanz) und Westkirche (Rom) war; daß es zum Ablaßstreit führte, der die Westkirche noch einmal spaltete in eine Reformierte (oder Evangelische) und eine Katholische; daß es ein Begriff ist, der auch unsere allermodernste Relativitätstheorie noch übersteigt: ein Ort, der jenseits aller geographischen Bestimmung und jenseits aller bekannten Zeitdimensionen liegt. Das Fegefeuer ist die Bestrafung, die gute Seelen erleiden müssen, weil sie der Erbsünde unterliegen. Es befindet sich in einer Parallelzeit, die nach dem Tod der Einzelperson und vor dem Jüngsten Gericht liegt, also völlig ausgeschlossen aus unserem normalen Zeit- und Raumbewußtsein. Im Fegefeuer leiden Adam und Moses und Papst Petrus I. und der heilige Augustin und Papst Johannes XXIII. (ich meine den des 20., nicht des 14. Jahrhunderts). Dennoch ist dieser Ort nicht außerhalb unserer Welt, sondern durch Fürbitte und Opfer zugänglich. (s. auch Abbildung, Seite 101)

Übrigens will Le Goff die katholische Vorstellung auf diese Dreiteilung festlegen: Himmel — Fegefeuer — Hölle. Dreigeteilt ist die ka-

tholische Gottheit. Aber in den Texten des Mittelalters gibt es vielseitigere Ansichten. Oft kommt die symmetrische Vorstellung vor: Himmel als ewiger Ort der Geretteten, Hölle als ewiger Ort der Verdammten, dann Refrigerium (Erfrischung) als vorübergehender Ort der guten Seelen und Purgatorium (Straflager) als vorübergehender Ort der bösen Seelen.

Diese Symmetrie war im 11./12. Jahrhundert vorherrschend. Darum hat auch das Neue Testament, das damals geschrieben wurde, klare Vorstellungen davon. Lukas (16, 22-31) bringt in seinem Lazarus-Beispiel den Gedanken an Abrahams Schoß als Refrigerium. Vorher war das Refrigerium kein Zwischenreich, sondern das Gemeinschaftsmahl der Angehörigen am Grab eines Verstorbenen (Erinnerungsfest). Daraus haben Kirchenschriftsteller einen eigenen Ort im Jenseits gemacht. Paulus (1. Kor. 3, 13-15) weist auf das Fegefeuer hin, noch in etwas unklarer Sprache. Vielleicht wurde dieser Wortlaut auch erst später verdunkelt, um nicht allzu entschieden auszusprechen, was sich ohnehin mit dem gesunden Volksempfinden wieder ändern könnte.

Die dem Refrigerium und Purgatorium zugrunde liegenden Vorstellungen sind völlig heidnisch. Wir können sie heute nur im indischen Sinne mit dem Karma-Denken erklären. Alle begangenen Taten, selbst so nebensächliche wie Lachen oder Schwatzen, werden in einem Buch im Himmel aufgeschrieben, für jede Seele einzeln, und diese Seele muß alle diese Taten im Jenseits, nach dem Tod, abbüßen in einem höllischen Bereich, in Feuer und Wüste, durstend und schmachkend, bis sie entweder die Schuld durch ihr Leiden bezahlt hat oder bis fromme Verwandte mit Heller und Pfennig die Sünden abgeglichen haben.

Das Karma-Denken ist eine Neuerung im Abendland, unchristlich in jeder Hinsicht, aber zeitlich genau bestimmbar: nach den ersten Kreuzzügen. Insofern hat Le Goff völlig recht mit seiner Zeitbestimmung: Die Geburt des Fegefeuers liegt erst im 12. Jahrhundert, vermutlich etwas später. Die Herleitung aus dem Neuen Testament und den Schriften der Kirchenväter ist unsinnig. Da besteht Gleichzeitigkeit.

Es liegt auch ein wohlgemeinter Versuch seitens der christlichen Kirche darin, die unerbittliche Mauer, die Islam und Judentum zwi-

schen der grausamen und ausweglosen Gehennem / Scheol/ Hölle und den herrlichen Gefilden der Seligen (Paradies) aufgerichtet haben, durch einen abgemilderten Zwischenbereich zu überbrücken. Wie begrüßenswert! Nur wer das in historischer Sicht an einer um tausend Jahre verschobenen Stelle ansiedelt, der entzieht dem Versuch den Boden. Nicht die Evangelien oder Paulusbriefe, sondern die Konkurrenzreligionen erforderten – in Angleichung an zeitbedingte Strömungen und an unausrottbaren Volksaberglauben – eine distanzierende Stellungnahme seitens der christlichen Kirche.

Le Goff untersucht alle möglichen Vorgänger, zum Beispiel jenen Text der Perpetua (verfaßt im Jahre 203), der eigentlich besser zu Thomas von Aquin (13. Jahrhundert) passen würde, wie Marie-Luise von Franz, eine Schülerin von C.G. Jung, deutlich ausführte. Diese *Passio Perpetuae et Felicitatis* (schon der Titel ist hinweisend: »Leiden der Immerwährenden und der Glückseligkeit«) ist eigentlich ein sufisches Traktat simpelster Art, etwas fremd noch im Abendland, aber doch schon annehmbar. Annehmbar gegen 1200 natürlich, der Hochblüte der Sufis. Die Rahmengeschichte von der Einkerkierung der beiden Jungfrauen Perpetua und Felicitas mit ihren drei männlichen Kameraden und ihrer Vertilgung durch Löwen in der Arena ist so wirklichkeitsfremd, daß man als Abendländer eigentlich nie Verständnisschwierigkeiten hatte. Man wußte ja, daß es sich um eine vergeistigte Darstellung handelte, die Einsicht und Besserung des Lebenswandels erwirken sollte. Ein eventueller geschichtlicher Hintergrund war gewiß nicht beabsichtigt. Le Goff allerdings, und mit ihm die anerkannte Geschichtswissenschaft heute insgesamt, halten es für über jeden Zweifel erhaben, daß Perpetua mit ihren Genossen im Jahr 203 unter Kaiser Septimus Severus in Karthago in der Arena getötet wurde. »Selbst die allerstrengsten Kritiker zweifeln nicht an der Echtheit des Kerntextes.« (S. 74) Und Tertullian, der Kirchenvater, hat diesen Text (ausnahmsweise) wirklich nicht geschrieben, wird uns versichert, aber er war Zeuge der Geschehnisse in Karthago. Für mich dagegen ist Perpetua, die „Immerwährende“, eine Imago (wie bei Spitteler), erfunden aus literarischen Gründen, liebevoll und liebenswert, doch hat sie mit Geschichte nichts zu tun. Sie ist ein Jahrtausend später geschrieben.

Da wir nun diesen Begriff immer wieder hören müssen: „ein Jahrtausend später“ –, möchte ich den Gedanken ausdrücken: Vielleicht

schrieb man damals die Jahreszahlen so, wie es eigentlich richtig wäre und bei einigen katholischen Nationen, zum Beispiel in Portugal, auch heute noch in Gebrauch ist, nämlich ohne das erste Jahrtausend; man schreibt dort in Dokumenten 998 für unser heutiges Jahr. Denn das Jahr, das wir als 1001 unserer Zählung ansehen, ist das Jahr 1. Damals wurde die Zeitrechnung „nach Christi Geburt“ gerade eingeführt. Wenn einem so alten Text das Jahr 203 zugeteilt wird, könnte 1203 unserer Zeitrechnung gemeint gewesen sein, und dann stimmt es eher.

Die jungfräulichen Märtyrerinnen in der römischen Arena mit den Löwen entstammen dem Zeitgeist des 12. Jahrhunderts und der Bereitschaft, solche vergeistigten Texte durch Kopieren der Nachwelt zu erhalten. Aber vielleicht waren das auch schon wieder spätere Mönche.

So wie Abaelard, der im 12. Jahrhundert eine revolutionär neue Biblexegese einführte, die — wie könnte es anders sein — Augustin sieben Jahrhunderte früher schon benutzte. Sagt Le Goff.

Oder wie man dem Cyprian (lateinisch, Mitte des 3. Jahrhunderts) einen Text anhängte (*Brief an Antoninus*), der das Purgatorium enthält. Le Goff lehnt das ab, zu Recht, schließt aber nicht daraus, daß dann dieser Text erst nach 1170 geschrieben sein kann.

Dabei ist schon der Widerspruch, den dieser berühmte Geschichtswissenschaftler aufdeckt, ein Schlüssel zur Erkenntnis. Eigentlich, sagt Le Goff (S. 79), haben zwei griechische Theologen das Purgatorium in die Kirche eingebracht, nämlich Klemens von Alexandrien und Origenes (beide im 3. Jahrhundert), aber das Patriarchat von Byzanz lehnte diese Erfindung ab. Rom dagegen nahm sie an, zwar erst auf dem Konzil von Lyon 1274 (genauer bestätigt eigentlich erst auf dem Konzil von Florenz 1438-1439), aber der Kampf der beiden Kirchen gegeneinander um dieses Purgatorium hat sich in unversöhnlicher Härte abgespielt.

Zweierlei möchte ich aus dieser Streitgeschichte schließen: Die beiden Griechen Klemens und Origenes sind von der lateinischen Kirche erfunden, und das echte Konzil von Lyon im 13. Jahrhundert hat *unmittelbar* nach dem Streit mit der Mutterkirche in Byzanz stattgefunden. Die Schriften des Klemens und Origenes stammen also aus dem 13. Jahrhundert.

Origenes zum Beispiel kennt schon die Erbsünde, die nur durch den Feuerdurchgang abgeglichen werden kann. Die Behauptung, daß alle Menschen durchs Feuer gehen müssen, ist im iranischen *Avesta* und vergleichbaren Texten festgelegt, und diese wurden uns Abendländern sehr spät bekannt, frühestens in den Kreuzzügen. Die Analyse von Le Goff (S. 83) suggeriert auch aus anderen Gründen, daß Origenes in dieser Zeit geschrieben sein müßte, denn dessen Vorstellung, daß *alle* Menschen gerettet werden, und besonders die Verwendung der Wochenrechnung als apokalyptisches Zeitmaß („Weltalterlehre“) sind typisch für das neue Erwachen im Hochmittelalter. Schließlich ist die Vorstellung, die Origenes vom Fegefeuer hat, nicht mehr bildlich, sondern schon sehr vergeistigt, weshalb sie wohl in die Spätphase gehört. Aber jener Origenes, der eigentlich glaubte, im Sinne der Kirche zu arbeiten, wurde doch schließlich fallengelassen, er galt später als Ketzer.

Über Klemens von Alexandria habe ich schon bei der Lektüre von Bodmann den Stab gebrochen.

Alle weiteren Purgatorium-Schriftsteller sind Lateiner.

Augustin

Mit Le Goff, der für das Fegefeuer wirklich kompetent ist (auch wenn ich gelegentlich seine Datierungen anzweifle), können wir feststellen, daß in der katholischen Kirche eine Entwicklung stattfand, die nach einigen harten Diskussionen das Fegefeuer einfügte. Aber diese Entwicklung ist in einem viel kürzeren Zeitraum abgelaufen, nämlich in drei Jahrhunderten, vom 12. zum 15. Jahrhundert.

Natürlich ist LeGoff in seinen Datierungen nicht naiv. Ein gewisses Maß an Textkritik läßt er gelten, zumindest bei weniger heiligen Texten. Das Buch Henoch, schreibt er, ist aus vielen Teilen zusammengesetzt, die sich widersprechen, weshalb sie nicht von jenem „Henoch“ (3. Jahrtausend v.Chr.) geschrieben sein können. Einige Teile sind erst am Ende des Mittelalters verfaßt, also ab dem 12. Jahrhundert. Aber: Henoch sollte eigentlich vorchristlich sein, ein Jahrtausend älter mindestens. Le Goff trifft nun nicht den einzig möglichen Schluß, daß dieser Text auch erst nach den Kreuzzügen geschrie-

ben wurde, sondern haftet weiter an alten Datierungen, die schon vor hundert Jahren von christlichen Gelehrten angegriffen wurden.

Dann gibt es da das 4. Buch Esdras (spätestens „120 nach Christus“), das als Beweis für die vorchristliche Ankündigung des Fegefeuers erhalten muß, da es als jüdische Schrift überliefert wird. Das älteste Manuskript soll schon im 9. Jahrhundert geschrieben sein, aber wahrscheinlich fehlen da noch ein paar Jahrhunderte bis zur tatsächlichen Abfassung. Natürlich ist das griechische Original verlorengegangen. Dieses Buch enthält das Streitgespräch, ob die Toten bis zum Gericht ruhen (wie es für Rechtgläubige eigentlich bis zur Renaissance üblich war) oder gleich nach dem Tod für ihre Vergehen bestraft werden (Fegefeuer-Idee). Man spürt, daß die Streitfrage ins 12. Jahrhundert zurückverlegt wurde, möchte aber nicht sehen, daß hier ein Sprung in vorchristliche Zeit gemacht wird, um dem Neuen Testament eine Grundlage zu verschaffen. Denn die im Text gegebene Antwort ist dogmatisch für das 12. Jahrhundert einwandfrei: Die Toten irren herum, wenn sie böse waren, und die guten Christen ruhen in ihren Kästchen bis zum Jüngsten Gericht. Da Klemens von Alexandria diesen Text zitiert, ist auch Klemens wieder einmal überführt. Er war ja einer der beiden »Väter des Purgatoriums« nach Le Goff.

Übrigens ging der heilige Ambrosius diesem Text auf den Leim, vor allem dem 4. Esdras, den er ausgiebig zitiert und für heidnisch hält, so daß er in diesem Spiel ebenfalls als humanistisches Produkt ausscheidet. Leider beruft er sich auf das Johannes-Evangelium (14,2, die vielerlei Wohnungen im Hause des Herrn), womit auch dieser Vers in den Verdacht einer späten Einfügung gerät.

Dann gibt es da noch einige Apokalypsen, zum Beispiel die des Esdras, in drei Teilen, die in zwei lateinischen Manuskripten aus dem 11. und 12. Jahrhundert erhalten ist und deren (hebräisches) Original selbstverständlich verloren ist. (Man vergleiche O. Wahl, Leiden 1977.)

Und dann gibt es die Apokalypse des Petrus, »geschrieben um 1000 n.Chr.«, die für den heiligen Patrick um 1200 wichtig war. Daute war von ihr begeistert. Außer dem griechischen Text gibt es auch einen äthiopischen, wie Hennecke und Schneemelcher bezeugen.

Durch LeGoff werden einem unbedarften Leser ganz nebenbei die neuesten Erkenntnisse der Fälschungsaktion unterbreitet, ohne daß

man daraus Konsequenzen zu ziehen hätte. Etwa so: Der berühmte Text des Petrus Damiani (er starb 1072) stammt nun (frühestens) von Nicolas von Clairvaux, der Privatsekretär des heiligen Bernhard war und 1176 noch lebte. Hier wird ein Manuskript einfach um ein Jahrhundert verschoben, noch dazu einem integren Mann als Fälschung untergeschoben, ohne daß auch nur eine Spur von Entrüstung oder Konsequenz verlauten würde. Im gleichen Sinne werden die Texte von Hildebert von Mans (er starb im Jahre 1133) einem »Peter, dem Fresser«, Schulmeister am College von Unserer Lieben Frau von Paris, der ein halbes Jahrhundert später starb, untergeschoben, aus stilistischen Gründen, nehme ich an – und anerkannt von Le Goff, um die Idee von der Entstehung des Purgatoriums um 1170 zu retten (S. 490 f.).

Oder noch großspuriger: Ein Text, der angeblich das ganze Mittelalter hindurch als Zeugnis des heiligen Augustin angesehen wurde, *De vera et falsa poenitentia* („Von wahren und falschen Strafen“), stammt nun aus dem 12. Jahrhundert; die älteste Handschrift wurde kurz vor dem Jahr 1200 geschrieben. Wie konnten denn dann die Schriftsteller des Mittelalters diesen Text schon kennen? Doch nur, wenn sie selbst erst danach geschrieben worden sind.

Übrigens, die früheste bildliche Darstellung des Fegefeuers ist (nach Le Goff) eine Miniatur von 1296, die nächste eine von 1380, und dazu ein Fresko in der Alten Kathedrale von Salamanca, das durch die Datierung *am Fresko selbst* auf ERA 1300 (= 1262 n.Chr.) festgelegt ist. Aus stilistischen Gründen wird das Datum um hundert Jahre später verschoben, wie Le Goff mit zitierten Fachurteilen plausibel macht (die ich seit meiner Besichtigung des Gemäldes für gerechtfertigt halte). Nicht einmal die bunt in Kalk vorhandenen Daten sind mehr gültig.

Aber der Mann hat ja recht! Selbstverständlich kam das Fegefeuer erst so spät auf, das merkt man schon an den Reaktionen der unkatolischen Kirchen, etwa der tschechischen. Hus wandte sich lebhaft gegen eine solche Idee. Oder die Waldenser, sie machten sich lustig darüber. Und die Katharer fanden diesen Begriff absurd. Wenn das Fegefeuer von den Kirchenvätern ein Jahrtausend früher schon vorgeprägt worden wäre, dann könnte man als Christ – ganz gleich welcher Strömung – das nicht mehr ablehnen.

Also: Diese Kirchenväter, die Le Goff anführt, die gab es gar nicht. Jedenfalls nicht damals, sondern frühestens ab dem 12. Jahrhundert und einige erst in der Renaissance.

Das Makkabäertextstück, das viele alte Kirchenautoren als vorchristliche Beglaubigung des Fegefeuers anführen (2. Makk. 12, 41-46), halten heute die meisten Theologen für eine späte Einfügung, weil zu jener Zeit die Gedanken von Totenauslösung durch Opfer und die Darstellung der Versündigung durch Amulette noch reichlich anachronistisch anmuten. Auch die Summe von 2000 Drachmen klingt nicht seriös. Nun fragt es sich, wie alle diese späten Einfügungen verkraftet werden können. Ob da überhaupt noch ein „Kerntext“ übrigbleibt? Vermutlich ist das alles erst im späten Mittelalter oder in der frühen Renaissance geschrieben worden.

Natürlich war Vater Augustin bei Le Goff auch der »wahre Vater des Purgatoriums« (S. 92), besonders ab 413, aber nun ahnen wir schon, wie wir die Jahreszahlen nehmen müssen. 1413 lebten Mönche, die uns bekannt sind und deren Gedanken durchaus denen von Augustin entsprechen. Wer genau es war, das herauszufinden, überlasse ich dem glücklichen Christen, der sich mit der Materie abgibt.

Dann kommt noch eine Schwierigkeit, die Le Goff (S. 133) so darstellt: »Zwischen Gregor dem Großen und dem 12. Jahrhundert – also 5 Jahrhunderte lang – entwickelte sich die Idee vom Fegefeuer nicht mehr.« Dafür findet er lange Erklärungen, die nur eins klarstellen, nämlich, daß diese Zeit nicht stattfand. Denn eine Lebensform ohne Entwicklung ist undenkbar.

Darum treten drei spanische Bischöfe auf den Plan, um die Zwischenzeit zu retten: Tajon von Saragossa, Isidor von Sevilla und Julian von Toledo. Da sie das Thema in gleicher Weise angehen und sogar die griechischen Kirchenväter zitieren, bestätigen sie endlich, was ich nicht glauben wollte. Im 7. Jahrhundert, das für die Hispanier *barbarisch* bestimmt war (wie sich diese Bischöfe ausdrücken, wenn sie die Westgoten meinen), haben uns diese Schriftsteller über die wahre Lehre vom Fegefeuer informiert. Man hat zwar eine ganze Masse Handschriften von Isidors Büchern, aber älter als 10. Jahrhundert können sie aus gewissen Gründen nicht sein (wie schon Oliveira zeigte). Auch Julian kann nicht eher geschrieben worden sein. Und Tajon ist praktisch unbekannt.

Immerhin stammen Isidors Texte aus dem 10. Jahrhundert, das ist etwas! So also beginnt nichtarianisches Christentum in Westeuropa – etwa so früh wie in Byzanz, kaum eine Generation nach Armenien oder Arabien.

Da hilft es auch nicht, daß nun ein gescheiter Theologe, Manuel Diaz y Diaz (1972, zitiert in Le Goff), eine Schrift des Isidor einem unbekannten Iren desselben Jahrhunderts zuschreibt. Nicht die geographische Versetzung bringt uns der Wahrheit näher, sondern die zeitliche.

Rückprojektion

Wir müssen uns die Menschen jener Zeit, in der Le Goff die Entstehung des Fegefeuers (und des katholischen Christentums, denn darum geht es ja eigentlich) annimmt, also das ausgehende 12. Jahrhundert, kurz ins Gedächtnis rufen. Diese Leute glaubten noch an die Wiedergeburt und an die Vergeltung der Taten (wenn auch nicht in karmischer Weise). Eine nachträgliche Zuschreibung, die diesen Tatbestand einbezieht, wie etwa die Entstehung des Fegefeuer-Begriffs, kann nicht von der heidnischen Vorstellung gelöst werden. Nur wer an die Wiedergeburt glaubt, kennt das Fegefeuer. Oder anders gesagt: Das Fegefeuer ist der Ersatz für die Wiedergeburt, in der sich die Person reinigte.

Die Erreichung des Endziels – Unsterblichkeit – in einem einzigen Leben ist unmöglich, soviel war jedermann klar. Aber wenn Wiedergeburt ausgeschlossen war durch die neue christliche Idee der Endzeit, die ja keine Wiederkehr mehr zuließ, dann mußte Ersatz geschaffen werden. Für den, der die Wiedergeburt nicht mehr akzeptieren durfte, mußte eine neue Möglichkeit geschaffen werden, nämlich ein Feuerdurchgang nach heidnischer Art, der den neuen Zeitplan der Wiederkunft Christi nicht durchkreuzte. Das Fegefeuer bekam hierdurch seine Daseinsberechtigung. Ein Vergeltungsgesetz und die Notwendigkeit zur Reinigung durch ein Leben nach diesem jetzigen (also ein Purgatorium als Straflager oder Feueroffenbarung) sind die philosophischen Voraussetzungen für die Erfindung des Fegefeuers. Mithin handelt es sich um heidnisches Gedankengut, jedoch nicht um das (griechisch-römische) Gedankengut der Antike,

wie man uns weismachen will, sondern um unser eigenes, das man unterschlagen will. Die Heraufholung der antiken Götter im gotischen Italien und in Deutschland in der Renaissance (besonders ab 1430) ist kein anderer Akt als die Schöpfung einer neuen Zeitvorstellung zur Überwindung des deutschen Heidentums. Soweit war Kammeier auch schon gekommen.

Diesen Gedanken wollte ich mit der Lektüre von Le Goff vertiefen: Es gab zwei Phasen der Rückprojektion, die eine im 12. Jahrhundert, das erkennt man auch wissenschaftlicherseits schrittweise an, und die andere in der Renaissance, die viel tiefgreifender war, weil sie vor die historische Zeit von 1200 noch eine ganz irrealen „christliche“ Zeit setzte, einen Übergang von der römischen Antike zur neuen Gnosis, die so nie existierte. Dies ist — im chronographischen Sinne — Betrug.

Natürlich ist es schon Betrug, wenn uns von Mönchen ein Jahrhundert vorgegaukelt wird, wie etwa die dem Bernhard von Clairvaux oder seinem Sekretär untergeschobenen Texte, die erst hundert Jahre später verfaßt wurden. Aber die Schöpfung einer frühchristlichen Kirche in das Jahrtausend davor zu legen, ist noch eine ganz andere Sache. Das ist kein kleiner Betrug mit gefälschten Handschriften, den man als Skandal verkraften könnte. Das ist eine weltanschauliche Neuschöpfung!

Die Kirche wollte sich an die Antike anknüpfen, weil diese ihr machtmäßig genehm war, und schuf sich dann schrittweise eine fast christliche Antike. Zu ihrem Glück siegten zu dieser Zeit die Seldschuken über Anatolien und einige Zeit danach die Osmanen über Byzanz. Die damals schon recht finanzkräftigen Herren des Vatikans schickten keine Hilfe nach Konstantinopel, hatten aber Kaufverträge mit den Türken. Sie dachten nicht geopolitisch, sondern spirituell. Sie schufen sich eine eigene Kirche, geschrumpft, aber überschaubar, ohne Nestorianer oder Jakobiten.

Die christlichen Flüchtlinge aus Konstantinopel waren dabei die eifrigsten, die eine neue Geschichte schrieben. Sie erfanden sich ihre eigene Geschichte, adelten sich selbst mit einem Christentum, wie es dem Zeitgeist entsprach. Man spürt es in ihren Schriften und bewundert die Tapferkeit. Aber eine Rückprojektion um ein Jahrtausend war damals nicht nötig und ist heute absurd. Die Texte der griechisch-

lateinischen Schriftsteller, die als Kirchenväter bekannt gemacht wurden, sind Neuschöpfungen dieser Flüchtlinge und ihrer Schüler. Wieweit sie auf alte Texte zurückgriffen, die dann auch durch armenische und syrische, sogar äthiopische Manuskripte bestätigt wurden, kann man nur ahnen. Ob der ganze Vorgang auf Erinnerungen zurückgeht, die vor dem Jahr 1000 schon vorlagen, ist fraglich. Echte Querverbindungen gibt es nicht, und wenn es je welche gegeben hat, dann wurden sie durch das Heilige Büro (Inquisition) ausgeschaltet.

Aber es wurden Querverbindungen geschaffen, die später als brauchbare Textzeugen auftauchten.

Schauen wir uns mit Le Goff noch ein paar andere Helden der mittelalterlichen Kirche an, zum Beispiel den „Verehrenswerten“ Beda (er wird wirklich so genannt, *Venerabilis*), der im ersten Drittel des 8. Jahrhunderts mehrere Reisen von seiner Heimat England nach Rom unternahm. Die Vision vom Zwischenreich, die er in seiner berühmten *Kirchengeschichte* als Vision des Drythelm mitteilt, ist in ihrer Weise erstmalig in der Kirchengeschichte. Eigentlich ist es ein Sterbeerlebnis, wie es Platon von dem Helden Er überliefert hat (siehe auch Topper 1988, S. 19). Da kommen die vier Orte Himmel-Hölle und Paradieswiese-Fegefeuer nebeneinander vor, die Beichte spielt eine große Rolle (die gerade im 13. Jahrhundert zur Pflicht erklärt wurde). Und das Thema Purgatorium, das hier ganz selbstverständlich räumlich wie zeitlich eingeordnet ist, wird (meint Le Goff) erst im 12. Jahrhundert wieder aufgenommen. Auch die Fürbittengebete, das Fasten und Almosenzahlen für die armen Seelen, das Beda fordert, kommen eigentlich erst bei Abt Odilon (gestorben 1049) vor – falls dieser nicht auch um ein gutes Jahrhundert vorverlegt ist, denn es erscheint im *Buch der Visionen* des Othlon von Regensburg (siehe Bar, S. 106) als Erlebnis des Drythelm.

Völlig unzeitgemäß in Bedas *Kirchengeschichte* ist auch sein Wortkampf gegen die Vogelbeize, also die Jagd mit Falken, die erst durch die Araber in den Kreuzzügen nach Europa und England kam; und ebenso seine Verurteilung sexfördernder Pflanzendrogen, die in denselben Rahmen arabischer Neuerungen gehört.

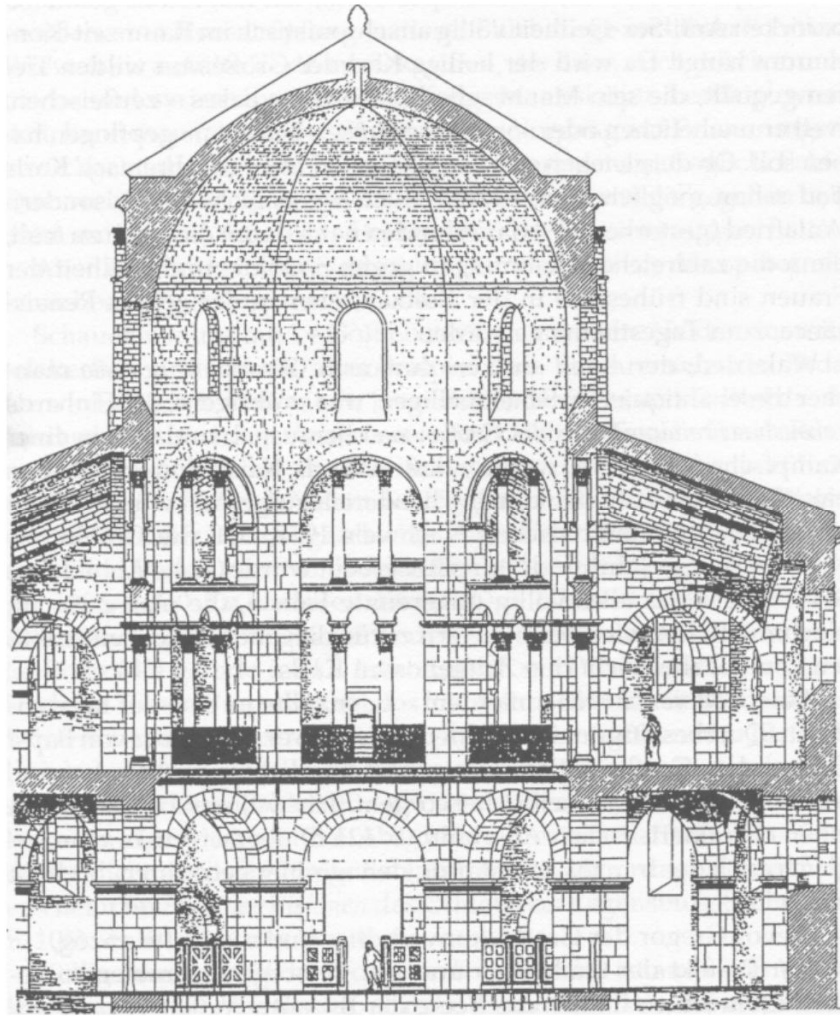
Aber es wird noch berühmter. Der Mönch Wetti (gestorben 824) im Kloster Reichenau hatte in der Nacht vor seinem Tod eine Vision, die der Klosterabt Heito aufschrieb und aus dessen Text der spätere

Abt Walafried Strabo ein Vers-Epos schuf, das mit seiner geradezu barocken Anti-Sex-Geilheit völlig anachronistisch im Raumzeit-Kontinuum hängt. Da wird der heilige Karl der Große von wilden Tieren gequält, die sein Mannesglied — aber nur dieses — zerfleischen, weil er unehelichen oder sogar inzestuösen Beischlafs gepflogen haben soll. Ob dergleichen Anschuldigungen wenige Jahre nach Karls Tod schon möglich waren? Aber auch wenn nicht Wetti, sondern Walafried (gestorben 849) das erfunden hat, kommt das noch zu früh, denn die zahlreichen Mahnungen gegen Sodomie und Geilheit der Frauen sind frühestens in der Pestzeit, eher in der späten Renaissance, zum Tagesthema geworden.

Walafried, der einen antiken Zunamen (Strabo) trug, wie mancher dieser antiquierten Scheinheiligen, war es übrigens, der Einhards *Lebensbeschreibung Karls des Großen* neu herausgab und sich in einer Kampfschrift dagegen wehrte, daß in Karls Kaiserdom in Aachen eine Statue des Ostgotenkönigs Theoderich aufgestellt würde. Selbst ohne Illigs architektonischen Nachweis 1977, daß die Grabkirche Karls erst einige Jahrhunderte später erbaut wurde (siehe Abbildung, S. 146), sind das alles völlig ungereimte Fabeln, die man zwar im Hochmittelalter wie über eine fern zurückliegende Sagenzeit erzählen konnte, aber nicht den Zeitgenossen Karls.

Walafried verrät sich außerdem — oder sollte es eine der notwendigen „Querbestätigungen“ werden? —, indem er die *Dialoge* von Papst Gregor dem Großen zitiert. Der gehört wirklich in die Renaissance, wie aus den *Dialogen* selbst hervorgeht. Ich will aus LeGoffs Buch einen charakteristischen Abschnitt (S. 121 f.) übersetzen, in dem zugleich auch der französische Autor, den wir hier betrachten, bildhaft wird:

»Bevor Gregor der Große „konvertierte“ und die Kutte anzog, . . . war er Präfekt der Stadt Rom und mit Versorgungsproblemen beauftragt in jenem Italien, das Beute der Byzantiner, Goten und Langobarden und der Pest war; außerdem war er Botschafter des Papstes beim Kaiser in Konstantinopel. Im Jahre 590 wird er unter dramatischen Umständen auf den Heiligen Stuhl berufen: Der Tiber ist schrecklich angeschwollen und überschwemmt die Stadt inmitten von angsterregenden Wunderereignissen; vor allem eine schreckliche Pestepidemie (eine der stärksten Ausbreitungen dieser großen



Zu den Anachronismen an der Aachener Pfalzkapelle (hier Querschnitt) zählen im Erdgeschoß der offene Sturz überm Eingangstor, im ersten Stock die schrägen Gewölbetonnen, die Fensterlaibungen und der senkrecht beschnittene Kämpfer im Umgang. Aus: Heribert Illig, *Das erfundene Mittelalter*, Düsseldorf 1997, S. 253 (nach Albrecht Haupt, *Die Pfalzkapelle Kaiser Karls des Großen*, 1913).

Seuche, der ersten schwarzen Pest, die sogenannte justinianische, die seit einem halben Jahrhundert schon den Mittleren Osten, die byzantinische Welt, Nordafrika und das mittelmeerische Europa heimsucht) dezimiert die Bevölkerung. Wie Cäsarius, *mehr noch als er*, entsprechend seiner Funktion, Persönlichkeit und dem historischen Augenblick, wird Gregor zum Hirten der Endzeit. Überzeugt, daß das Ende der Welt nahe bevorsteht, wirft er sich mit Leidenschaft in das große Unternehmen der Rettung des Christenvolkes, wofür er bald Rechenschaft vor Gott ablegen muß. Für die Christen im Inland ist er ein großer Organisator von Prozessionen und Zeremonien, . . . den fremden Völkern schenkt er Missionare: Den Engländern, die zum Heidentum zurückgekehrt sind, schickt er eine Gesandtschaft nach Canterbury, die die christliche Wiedereroberung Großbritanniens beginnt. Den Italienern schenkt er ein Buch mit Heiligenlegenden und zeichnet unter den italienischen Vätern einen kürzlich gestorbenen Mönch, Benedikt von Monte Cassino, aus, indem er ihn zu einem großen Heiligen der Christenheit macht. Gibt es unter den Christen, die gerettet werden müssen, keine wiederzugewinnenden Toten? Die Endzeitleidenschaft Gregors wirkt sich noch jenseits des Todes aus.«

Abgesehen von der pathetischen Sprache sind in diesem kleinen Abschnitt dermaßen viele Erfindungen zusammengestellt, daß allein schon diese Häufung eine völlige Streichung des romanhaften Superpapstes verlangt. Hinweisen möchte ich hier auf die zahlreichen Erwähnungen von Pestepidemien in den kirchlichen Texten – eine andere soll 744-747 gewütet haben –, die von geschichtlich forschenden Medizinern für Erfindungen gehalten werden. Vor den Pestausbrüchen im 14. Jahrhundert kann keine wirklich dingfest gemacht werden. Die Rückprojektion der Pest ist ein typisches Mittel der Kirche, derartige außerhalb ihrer Kontrolle liegenden Katastrophen zur Gewohnheit zu deklarieren, um Fragen nach den Gründen auszuschalten.

In den *Dialogen* (2. Buch) hat Gregor nicht nur den heiligen Benedikt von Monte Cassino (529, eine völlig legendäre Gestalt) als Neubegründer des Mönchtums »lanciert«, wie Le Goff (S. 241 f.) sich ausdrückt, sondern (im 4. Buch) auch die theologische Grundlage für das Fegefeuer geschaffen, und das kommt selbst nach Le Goff rund sechs Jahrhunderte zu früh. Erst in dem *Wunderbuch* des Petrus

Damiani (angeblich 1063-1072 verfaßt), eines Mönchs von Monte Cassino, kehren die Seelen aus dem Fegefeuer wieder, um die Lebenden um Hilfe zu bitten oder vor Sünden zu warnen. Die Jungfrau Maria hat nämlich einige Seelen, die in ihrer Jugend zuviel Sex hatten, für jeweils ein Jahr befreit, und zwar ausgerechnet in der Nacht vor dem 15. August, Mariä Himmelfahrt (S. 243). Damit springen wir zeitlich weit voraus, sowohl sprachlich als auch inhaltlich, die „Wiedergänger“ und den Marienkult betreffend.

St. Patrick

Le Goff schreitet unermüdlich voran. 1116 entstand in Nordostfrankreich durch Guibert von Nogent ein „psychoanalysierender“ Roman über das Fegefeuer, der noch übertroffen wird von jener Vision des Mönchs Alberic von Settefrati, die er als zehnjähriges Kind in einem neuntägigen Koma hatte (1110) und zehn Jahre später seinem Abt in Monte Cassino erzählte, die dieser sogleich aufschrieb. Die Weitergabe des Textes durch zu viele Mönche hatte aber zur Folge, daß er zu sehr verändert wurde, weshalb weitere zehn Jahre später Petrus Diakonus mithalf, ihn wieder zu bereinigen (um 1130). Dieser Text ist uns erhalten. Er paßt zu den Visionen, sagt Le Goff (S. 251), die uns auch sonst so von Monte Cassino bekannt sind, nämlich die schon erwähnten der heiligen Perpetua und Felicitas (2. Jahrhundert), des Wetti (9. Jahrhundert), das Leben des Sankt Brandan und anderen. Nicht nur diese Zusammenstellung, sondern auch die seltsame Überlieferungsgeschichte — Verderbnis des Textes schon nach zehn Jahren! — lassen nur sehr viel spätere Abfassung annehmen. Übrigens füllt diese Vision 20 Druckseiten (!) und ist ein chaotischer »Spaziergang, aus zahlreichen literarischen Quellen gespeist und von benediktinischem Patriotismus beflügelt« (S. 255).

Dadurch wird er keineswegs glaubwürdiger.

Einzufügen wäre hier eine hübsche Legende des heiligen Anskar, des Missionars des deutschen Nordens, dessen Lebensbeschreibung durch seinen Nachfolger Rimbert trotz aller scharfsinnigen Zweifel an den vielen im 18. und 19. Jahrhundert gefälschten Chronikbüchern aus Korvey meist als echt gilt. Schon als fünfjähriger Kloster-

schüler hatte er eine Vision der Maria, und als Jungmann war er beim Tod Kaiser Karls des Großen dermaßen niedergeschlagen, daß er eine Art Sterbeerlebnis hatte, wobei ihm Petrus und Johannes (der Täufer) das Fegefeuer zeigten. Drei Tage mußte er in dieser Feuerqual ausharren, was ihm wie tausend Jahre vorkam, dann kehrte er unter die Lebenden zurück mit der Gewißheit, die Märtyrerkrone zu erhalten (was sich aber dann doch nicht bewahrheitete). Auch die Sündenbeichte wird in dem Text eingeführt – alles Elemente, die frühestens ins 12. Jahrhundert gehören.

Folgen wir weiter Le Goff, der uns in dem lateinischen Bericht des Tnugdäl von Irland von 1149 (Bar, S. 106) – gedruckt 1882 in Erlangen – »indo-europäische Erbstücke« wie Wiedergeburt- und Karmadenken vorführt sowie die legendären Könige Irlands (ein typisches Produkt der Humanisten). Le Goff wundert sich, daß die irischen Könige als historisches Faktum geglaubt werden. Ich wundere mich, daß Le Goff die Datierung ernst nimmt.

Oder: Die Beschreibung des heiligen Patrick, Missionar von Irland („5. Jahrhundert“), geschrieben von H. von Saltrey, der den Ritter Owein aus dem Artus-Roman mitreiten läßt und zur theologischen Rechtfertigung seiner Fegefeuerstory den heiligen Augustin und Papst Gregor den Großen anführt (deren Schriften ich beide ins 16. Jahrhundert befördern möchte). Der Roman wurde erstmals 1624 durch Messingham und dann 1647 durch den Jesuiten Colgan in Löwen herausgegeben.

Le Goff, der die Verbindung mit Patrick für erfunden hält, beruft sich auf eine erste Erwähnung des Buches um 1180, wobei durch einige Wissenschaftler das Datum für diesen „Bestseller des Mittelalters“, der schon 1190 ins Französische übersetzt worden sei durch Marie de France, auch bis auf 1210 hinaufgesetzt wird. 1497 wird die Pilgerstätte des Patrick in Nordirland durch den damaligen Papst verdammt, 1632 (und mehrmals später noch) sogar gewaltsam zerstört, aber ab 1790 wieder stark besucht und ist heute einer der meistbesuchten Wallfahrtsorte Irlands. Aus all dem geht meines Erachtens klar hervor, daß sich die christliche Verehrung dieses Ortes und die dazugehörige Legende erst sehr spät geformt haben.

Einige dieser Fälschungen wurden ja schon recht bald aufgedeckt. So hat Abaelard (im 12. Jahrhundert) schon klargestellt, daß in dem berühmten Kloster Saint Denis von Paris zahlreiche Fälschungen — häufig Karl dem Kahlen zugeschrieben — verfaßt wurden. Und was ich gerade vorhin von Abt Odilon von Cluny vermutete, scheint sich schon zu bestätigen: Der Mönch Jotsuald schrieb ihm zu, was Petrus Damiani wiederholte und Jacob a Voragine im 13. Jahrhundert in seine *Goldene Legende* aufnahm, nämlich daß man eifrig beten, fasten und spenden solle für die armen Seelen im Fegefeuer. LeGoff dazu (S. 173): »Aber als Jotsuald und Petrus Damiani das *Leben des Odilon* schrieben, war das Purgatorium noch nicht geboren.« Und der Ver-ehrens-werte Beda, der das ein halbes Jahrtausend vorher schon aufgebracht haben soll, wohl auch nicht (geboren).

Denn — wieder Le Goff (S. 177): »Das 12. Jahrhundert ist das Jahrhundert der Explosion (Ausbruch) des lateinischen Christentums.« Eben! Vorher war die Kirche ein Jahrhundert lang ein Embryo, und davor lag sie im Paradies der Ungeborenen.

Aber wie wir schon wissen (S. 183): »Die Literatur des 12. Jahrhunderts ist belastet mit Apokryphen«, nämlich mit Texten, die früheren Autoren untergeschoben wurden, weil diese einen guten Ruf genossen. Die Originale fehlen allesamt. Die Manuskripte stammen frühestens aus dem 13. und 14. Jahrhundert, sagt Le Goff. Keine Einwände.

Für den heiligen Augustin begann die Prüfung und Reinigung der Gläubigen schon durch die Leiden hienieden auf Erden; im Jenseits wurde sie — vor dem Gerichtstag, sonst hätte es gar keinen Zweck — fortgesetzt. Das ist eine recht späte Entwicklung des Fegefeuerkonzepts, die ich nicht vor dem 13. Jahrhundert ansetzen würde. Gregor der Große geht da noch einen Schritt weiter: Schandtaten konnten durch Foltern direkt an den Orten, wo sie begangen worden waren, abgegolten werden. Das ist psychologisch durchaus plausibel, aber keineswegs spätantik, sondern frühestens Gedankengut der Renaissance. Übrigens, von Augustin gibt es sogar ein Traktat über die Fürbitten und Almosen für Tote: *De cura pro mortuis gerenda*. Hat das einmal jemand auf seine Herkunft untersucht?

Der bekannte Ketzer Johannes Scotus Eriugena („9. Jahrhundert“) argumentiert höchst präzise über das Jenseits als »Nicht-Ort«, da die Seelen ja körperlos sind. Allerdings kommt diese Diskussion (wie auch der geniale Mann selbst) drei Jahrhunderte zu früh, denn im 12. Jahrhundert greift ein direkter Schüler von ihm, der mysteriöse Honorius von Autun, ein Ire in Regensburg, das Thema in derselben Weise »wieder« auf (Le Goff, S. 184).

Dann allerdings ist es an der Tagesordnung, und dem Nachlaß des Scotus wird nun endlich seitens der Kirche der Prozeß gemacht.

Man nimmt von jenem Zeitpunkt an ganz allgemein alle „Ketzer“ aufs Korn, nämlich alle jene Mitbürger, die sich zwar irgendwie als Christen fühlen, aber das Fegefeuer ablehnen. Da gab es die Passaginer, die noch stark judaisierend an Christus glauben wollten und Beschneidung und Altes Testament bevorzugten, bezeugt in den Jahren zwischen 1184 und 1291, vor allem in der Lombardei. Parallel zu ihnen die wohlbekannten Albigenser (Katharer). Oder die Anhänger von Petrus Walden, die Waldenser. Und dann die Paulikianer, deren Name zu Publikaner verunstaltet wurde, womit man bald alle Ketzer bezeichnete.

Die meisten Gruppen waren Vegetarier, hielten es mit der Ehe recht frei (zumindest nicht als „Heiliges Sakrament“) und hatten diesen gemeinsamen Fehler: Das Fegefeuer kam ihnen absurd vor. Ein Abtrünniger der Katharer, Rainer Saceoni, der 1250 Inquisitor der Kirche wurde und seine ehemaligen Glaubensbrüder verfolgte, hat dies als Anklagepunkt betont.

1235 war die Diskussion ums Fegefeuer bereits Zankapfel mit der byzantinischen Kirche geworden, die damals im Exil in Nizäa saß (Konstantinopel befand sich in den Händen der „römischen“ Katholiken). Das *Buch gegen die Irrtümer der Griechen*, das eigentlich die Einheit der beiden Kirchen wieder herstellen sollte (1262), war eine »Sammlung von Falschem, Gefälschtem und falsch Zugeordnetem«, wie Le Goff (S. 381) sich ausdrückt. Auf dem lateinischen Konzil von Lyon 1274 wurde das Purgatorium zum Dogma erhoben.

Nun fehlt nicht mehr viel: 1319 vollendet Dante seine *Göttliche Komödie*, und damit ist das christliche Fegefeuer fertig gebaut. Die Dreiteilung ist nun beschlossene Sache. Die erfrischende Wiese als Vorhimmel für die guten Christen ist verschwunden, es gibt sie nur

noch als zwei Wumfortsätze: den Limbus für ungetaufte Kinder und eine Art Wartesaal für antike Heiden, im Vorgefühl der nun einsetzenden Renaissance.

Die Heiligen und Märtyrer kommen dafür direkt in den Himmel, ohne Gerichtsverhandlung. Diese völlige Abkehr von der jüdischen Eschatologie und die vernunftmäßige Durchgestaltung der Jenseitswelt sind das Ergebnis langer Vorbereitungen, Streitschriften und Machtkämpfe mit viel Blutvergießen, Folter und Vertreibung. In diesen Wehen ist die katholische Kirche entstanden. Nur durch die Abgrenzung gegen die vielen anderen Bewegungen konnte sie zu ihrer geschlossenen Form finden.

Der baltische Theologe Adolf Harnack hat (1893, Einleitung) diese Wandlung des Kirchendogmas ganz deutlich ausgesprochen. Einst angesehene orthodoxe Schriftsteller fielen später in Ungnade. Man unterschlug ihre Werke, kopierte sie nicht mehr, beziehungsweise anders: Man legte ihnen neue Texte unter, um die Rechtgläubigkeit dieser Männer, die ja inzwischen zum Fundus des theologischen Apparates gehörten, zu beweisen. In Handschriften von Irenäus-Texten wurden Erwartungen des Tausendjahrreichs ausradiert, weil sie überfällig geworden waren. Bei der ständigen Umgestaltung der „apostolischen“ Schriften behielt man manchmal nur die Titel und den Umfang bei, da diese in lexikalischen Werken verzeichnet waren. Wo Änderungen gar unmöglich waren, fügte man hinzu, der jeweilige Heilige habe zum Schutz der Kirche gelogen oder seinen Irrtum auf dem Totenbett bereut oder durch den Märtyrertod gesühnt. Man schuf laufend neue Märtyrer, Konzilien und Schriftsteller, um dem Tagesgeschehen, das sich in der Renaissance mit rasender Geschwindigkeit wandelte, gerecht zu werden. So wandelte sich mit der Kirche auch ihr eigenes Bild von ihrer Entstehung.

Wichtige Texte wurden überschattet durch die immer stärker ausgemalten Heiligenlegenden. Und es wurden unlautere Methoden angewendet, um gegnerische Schriften auszuschalten. „Schon“ Augustin arbeitete so. Man erklärte unangenehm gewordene Texte für gefälscht oder spaltete die Verfasser in zwei oder mehr Personen auf und behauptete, das echte Zeugnis sei verloren. An Origenes („um 400“) wurde das durchpraktiziert: Rufinus schreibt im Vorwort sei-

ner Übersetzung der *Principiis*, die ehrwürdigen Sätze seien durch Ketzer verändert worden. Auch ganze Konzilsakten wurden als Fälschungen bezeichnet, wenn sie nicht mehr paßten.

Den Alten die Aufrichtigkeit absprechen und Fälschungen suggerieren ist aber nur möglich in einer Zeit, in der das gang und gäbe ist, nämlich in der Zeit der Inquisition, als Aufrichtigkeit gefährlich war und Lüge an der Tagesordnung.

Die seltsame Tatsache, daß die Klöster so viele antik-heidnische Werke kopiert und bewahrt haben, jedoch sehr wenige altchristliche, löst Harnack im selben Sinne: Vor dem Heidentum brauchte sich die Kirche nicht zu fürchten, das war pass; nur die eigene Vergangenheit konnte gefährlich sein. Sie mußte dauernd umgestaltet werden, den jeweiligen Erfordernissen der Gegenwart angemessen. Trotz aller Schärfe der Kritik sieht Harnack noch nicht, daß auch die heidnische Literatur größtenteils neu geschaffen wurde. Man mußte die „Kirchenväter“ ja in einen geschichtlichen Rahmen einbetten, ohne diesen würde die konstruierte Vergangenheit der Kirche in der Luft hängen.

Harnack entschuldigt die »litterarischen Sünden« der Kirche mit dem »Kampf auf Leben und Tod« gegen Ketzer und Heiden. Das Ergebnis, sagt er, ist die Schaffung und Bewahrung des Alten und Neuen Testamentes. Wenn Harnack diese Aussage in ihren rechten Zeitraum angesiedelt hätte, also in die echten Ketzerkriege (gegen Juden, Moslems und Katharer), dann wäre sie identisch mit meinen eigenen Gedanken.

Grundsätzlich, sagt Harnack (§2), sind alle christlichen Schriften, die vor Nizäa verfaßt sind, dem byzantinischen Dogma vollständig fremd und erforderten ständig verdrehende Auslegungen. Aber den naheliegenden Schluß, daß diese Texte dann gar nicht in jenen Rahmen gehören können, sondern in einen anderen, sei er römisch oder später, hat Harnack noch nicht gewagt. Fälschung und Rückprojektion sehr viel modernerer Ideen usw. hält er für die beste Erklärung, aber völlige Erfindung erkennt er noch nicht. Die Einzelheiten, die Harnack bestens darstellt, sprechen aber deutlich genug: Viele „Autoren des 2. und 3. Jahrhunderts“ wurden, damit sie an Gewicht gewannen, durch Euseb, Origenes, Pamphilus und andere zu Apostelschülern gemacht und damit um mehrere Generationen vorverlegt,

obgleich Euseb und seine Kollegen das doch wirklich besser wissen mußten. Zwei Autoren namens Klemens oder drei Johannesse wurden übereinandergestapelt, was erst durch moderne Kritik wieder aufgelöst werden kann. Hätten die Autoren des 4. Jahrhunderts das ihren Zeitgenossen bieten können? Ich glaube nicht.

Die Konzilsformeln von Nizäa und Chalcedon müssen übrigens sehr spät erfunden sein, wohl im 16. Jahrhundert erst, als man die Kirchenväter, die noch stark dagegen verstoßen, wirklich nicht mehr umgestalten konnte. So blieb nur noch der Kunstgriff, Tertullian, Origenes und andere zu Ketzern zu erklären. Sogar Euseb wurde zeitweise zum Arianer abgestempelt.

Mit einer aufschlußreichen Entdeckung möchte ich das Kapitel „Kirchenväter“ abschließen:

Es geht um die große Wirkung der Bücher des Dionysius Areopagita (siehe Ritter in Camphausen 1991). Die erste lateinische Ausgabe erschien gedruckt in Florenz 1516. Dionysius wird in der *Apostelgeschichte* (17, 34) genannt, wo er von Paulus in Athen zum Christentum bekehrt wird. Natürlich wurde er als Bischof von Athen mit dem Märtyrertod gekrönt. Die ihm zugeschriebenen Schriften sind aber „wohl um 500 im palästinensischen Syrien“ entstanden, denn in ihnen werden Plotin und Proklos verarbeitet. Da durchmischen sich christliche Lehre und neuplatonische Spekulationen, woraus sich ein gnostisch-mystisches Gebäude entwickelt. Johannes Scotus Eriugena (bis „877“) habe ihn viel abgeschrieben und ins Lateinische übersetzt. Ein Schlaumeier, der Abt Hilduin von Saint Denis (um „832“, also ein halbes Jahrhundert vorher), habe das erste vollständige lateinische Korpus hergestellt und den Areopagiten des 1. Jahrhunderts mit dem Heiligen und Märtyrer (um 250), dem das wichtigste Kloster Frankreichs geweiht ist, dem Bischof Dionysius (Denis), gleichgesetzt. Das ergab nun eine Dreieinigkeit in einer Person: den Apostelschüler D., den gleichnamigen Missionar Frankreichs 200 Jahre später und den unbekannten Schriftsteller in Syrien 300 Jahre darauf.

Wer die Werke wirklich schrieb, bleibt ein Geheimnis. Zwischendurch war längere Zeit auch der Ketzer Apollinar (4. Jahrhundert) Favorit im Autorenstreit. Spanische Jesuiten vertraten diese Meinung noch im 17. Jahrhundert. Pierre Abaelard (12. Jahrhundert) bestritt

die Personalunion dieser Dionysiusse, und Lorenzo de Valla (1457) wies auf die unmöglichen Widersprüche hin: Kein Lateiner vor Gregor und kein älterer Grieche kannte diesen Dionysius. Dessen Behauptung, fern von Palästina die Sonnenfinsternis beim Tode Jesu gesehen zu haben, wurde durch Rückberechnung als Lüge entlarvt.

Stützig machen muß auch die hervorragende Überlieferungslage, die ganz ungewöhnlich ist: Es gibt über 150 griechische Handschriften, davon 120 vollständige! »Alle sind gleichzeitig bekannt geworden; und von späteren Bearbeitungen fehlt in der handschriftlichen Überlieferung, auch der (älteren) syrischen, jede Spur.« Selbst die in den Werken genannten anderen Schriften »hat es so gut wie sicher nie gegeben!« (S. 117)

Was machen wir aus diesem Durcheinander, in dem drei fiktive Personen ein Werk vertreten, das sicher von keinem von ihnen stammt und das nur deshalb so große Autorität besessen hat, weil es einem dieser sagenhaften Märtyrer zugeschrieben wurde? Seine Schriften »übten auf das abendländische Mittelalter eine fast nur noch mit Aristoteles und Augustin vergleichbare Faszination aus«. (S. 124)

Es ist gezeigt worden, daß weder Aristoteles noch Augustin im Mittelalter bekannt waren und daß die tatsächlich greifbare Diskussion um die Schriften des Dionysius nicht vor dem 13. Jahrhundert beginnt, zugleich mit der Aufnahme des Aristoteles (über das islamische Córdoba).

Eine Textprobe aus seinem Werk *Über die mystische Theologie* zeigt uns in wenigen Sätzen, wohin er gehört:

»Hinausschreitend aus der Welt, wo man gesehen wird und wo man sieht, dringt Moses ein ins wahre mystische Dunkel der Unwissenheit. Dort stillt er sein drängendes Wissen, entgleitet vollkommen jeder Art von Ergriffensein oder Vision, denn er gehört nun ausschließlich dem, der jenseits von allem ist. Er gehört nicht mehr sich selbst und auch niemandem außerhalb seiner selbst, sondern ist verbunden durch sein Bestes mit dem, der jenseits der Erkenntnisse ist, da er allem bejahenden Wissen entsagt hat und dank dieser Unwissenheit Einsicht hat in das, was jenseits des Wissens liegt.« (zitiert nach Davy, S. 478, meine Übers.)

Oder knapp formuliert: Hier ist Gott nicht mehr der Gegenstand der mystischen Vision, sondern Gott ist die Vereinigung selbst, die

dem Mystiker unverständlich bleiben muß. Wer könnte das geschrieben haben? In welche Zeit und Kultur würde das passen? Die Einbettung in das Moses-Geschehen am Sinai ist natürlich nur stilistischer Rahmen.

Asin Palacios, der spanische Gelehrte und Kenner des Sufismus, hat den Fingerzeig (1931, Kap. X) gegeben: Es war der „Größte Meister“, der andalusische Sufi Ibn Arabi (1165-1240). Der hier zitierte Text könnte eine freie Übersetzung aus den *Futuhat el Mekkiya* sein. Nicht nur sinngemäß, sondern bis in die einzelnen Ausdrücke hinein stimmen diese mystischen Gedanken überein.

Und noch etwas haben die beiden gemeinsam, Dionysius und Ibn Arabi, was sonst fast nirgendwo in dieser ausgeprägten Weise vorkommt: Beide schreiben und zitieren erotische Hymnen, in denen Gott sich in der Schönheit der Frau offenbart.

Der Sufi-Meister lebte später im Orient und starb in Damaskus, aber seine Ideen wurden vor allem im Maghreb und in Andalusien aufgegriffen und weitergeführt. Der Wirkungsbereich der Schriften des Dionysius war vor allem Frankreich, Süd- und Westdeutschland und Norditalien. Ich denke, daß der Weg über Andalusien geführt hat.

Dann überrascht auch nicht mehr, daß der vorhin zitierte Autor Ritter mit begeisterten Worten auf den hochstrebenden gotischen Kirchenbau und die Papstbulle von 1302, die für die Kirche den Status einer Großmacht beansprucht, als *direkte* Folgen der Dionysius-Rezeption hinweist. Die Mystik des Dionysius trägt deutlich sufische Züge und wurde von Meister Eckehart übernommen.

Jede Zeit hat ihren eigenen Geist. Wenn den Theologen heute die Zurückverlegung dieser Schriften ins 1. Jahrhundert unsinnig erscheint, ins 3. auch schon sehr zweifelhaft, ins 6. aber noch korrekt, dann müssen wir wohl noch lange warten, bis man ihre Entstehungszeit in dem Jahrhundert sieht, in dem sie ihre erste und größte Wirkung entfalteten, dem 13.

Ketzer und Heiden

Arianismus

Die Kirche schuf sich eine eigene Gnosis als Gegner, um sie zu bekämpfen. Auf dem eigenen Terrain siegt sich's leichter. Natürlich gab es die Gnosis: Pauliniker, Bogomilen, Katharer, alle nach 900. Alle zu bekämpfenden Ideologien schrieb man den Gnostikern zu: Dualismus (iranischer Prägung), Demiurg (ein Schöpfergott zwischen dem Allmächtigen und den Menschen, hervorgegangen aus dem griechischen Heroenkult, wie der Halbgott Herkules), Christus als Engel (Doketismus, Islam). Man schuf sich gnostische Schriftsteller wie Valentin, der um 180 schon aus fast allen Büchern des Neuen Testaments zitiert, was ich für absurd halte. Das gelingt den „Kirchenvätern“ selbst zwei Jahrhunderte später noch nicht, obgleich die recht ordentlich erfunden sind. Valentins *Evangelium der Wahrheit* gab es wohl nie, und das in Nag Hammadi (Ägypten) gefundene gleichen Namens ist etwas ganz anderes als das, was angeblich Klemens und Irenäus von Valentin überlieferten. Wenn da jemand frappierende Übereinstimmungen sieht, die mehr als den Titel betreffen, dann ist das entweder Wunschdenken eines Wissenschaftlers oder raffinierter Schachzug der Kirche oder beides.

Entsprechend ist der Kommentar zum Johannes-Evangelium von Herakleon, einem Schüler des Valentin, eine junge Schöpfung der humanistischen Kirche.

Und ein anderer Schüler von ihm, Ptolemaios, zitiert in seinem Brief an Frau (oder Fräulein?) Flora (wie hübsch sich die Mönche das dachten!) ständig das Matthäus-Evangelium, außerdem Paulusbriefe. Das ist auch im 3. Jahrhundert noch undenkbar.

Wenn wir also die Funde von Nag Hammadi richtig einordnen wollen, dann wohl gegen Ende des 10. Jahrhunderts oder später. Die Zitate aus der Heiligen Schrift sind zahlreich und willkürlich, oft sogar kombiniert, was natürlich voraussetzt, daß sie schon bekannt waren. Da auch ein winziges Bruchstück aus Platons *Politeia* vor-

kommt (588b-589b) und dreimal sogar Homers *Odyssee* zitiert wird (im Traktat »Über die Seele«), kann es sich nicht um einen christlichen Bibliotheksrest handeln, sondern nur um das typisch synkretistische Gut, das ab 1000 etwa in Umlauf kam.

Leider bringt auch eine Untersuchung der Gotenbibel des Wulfila („4. Jahrhundert“) keine Anhaltspunkte für ein so frühes Christentum, und sei es noch so arianisch und barbarisch. Man glaubt, daß diese Übersetzung »auch einen griechischen Text verwendete, aber doch immer wieder auf die lateinische (Itala!) zurückgriff«. (*Meyers Lexikon*, 15. Bd.) Wulfila stammte aus Kappadokien und sprach Griechisch als Muttersprache. Kannte er hauptsächlich lateinische Evangelien? Oder ist dieses berühmte Einzelstück auch eine humanistische Schöpfung? Die erhaltenen Fragmente der Westgotenbibel kamen aus Italien (dem Ostgotengebiet) ins Kloster Werden an der Ruhr und gelangten dann über Prag 1669 nach Stockholm, wo man zu dieser Zeit gerade eine frühere Verwandtschaft der Skandinavier mit dem Gotenvolk herausfand (was inzwischen als absurd erkannt wurde, siehe v. See 1970). Der Weg dieses *Silbernen Codex* zeigt das Handelsinteresse der Kirche. Entweder aus reiner Geldgier oder zum Zweck der Verbreitung dieses Textes lag der Kirche viel daran, daß das Prachtstück auf Reisen ging.

Zwar hat man auch ein Palimpsest (Überschreibungs)-Fragment mit 40 Versen 1758 in Wolfenbüttel entdeckt, und 1817 tauchten in Norditalien noch einmal einige Palimpsest-Bruchstücke auf, doch reichen sie nicht aus, um den *Silbernen Codex* des Wulfila vor dem Verdacht der Fälschung zu retten. Das dreist gefälschte zweisprachige (lateinisch-gotische) Pergamentblatt aus Gießen spricht eigentlich „Bände“.

Für die Schrift und Sprache des *einmaligen* Buches der Westgoten gibt es nirgendwo Vergleichsstücke. Die wenigen gotischen Wörter, die Philologen anderweitig herausgefunden haben, klingen völlig anders als jene der Wulfila-Bibel. So kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß es sich um eine phantasievolle Schöpfung der Renaissance handeln dürfte.

An dieser Stelle wäre eine Überlegung angebracht, die sich mit der Mentalität jener Forscher beschäftigt, die uns die Palimpseste als Beweise für die Echtheit alter Texte vorführen. Man schrieb also gern



Eine Seite aus der Wulfila-Bibel mit gotischem und lateinischem Text, umgekehrt überschrieben mit einem Text des Isidor von Sevilla (Codex Carolinus, in Wolfenbüttel, aus: Henning 1913).

und viel auf Pergament, denn es ist sehr haltbar und leicht herzustellen. Man braucht das Leder nicht einmal zu gerben, abschaben reicht schon. Und wenn man es einmal benutzt hat, kann man es wieder abwaschen und abschaben und noch einmal darauf schreiben; das nennt man »Palimpsest«. Zwar scheint die untere Schrift oft so stark durch, daß man nun weder den neuen noch den überschriebenen Text ohne Mühe lesen kann, aber der Kunde muß zufrieden sein, sagt der Wissenschaftler.

Und er hat eine klare Begründung für dieses Vorgehen: »Natürlich war die Wahl des Pergaments auch eine Kostenfrage, da für die Herstellung eines umfangreichen Kodex viele Tiere ihr Leben lassen mußten.« (Martin Bodmer, in Hunger 1961, S. 35). Beim ersten Lesen bekam ich einen Lachanfall. Dann überlegte ich, daß hier vielleicht ein Vegetarier oder gar Veganer spricht. Aber selbst wenn die mittelalterlichen Mönche auch Vegetarier gewesen sein sollten, gab es doch stets Felle von Rindern, Schafen, Ziegen usw. in so rauen Mengen, daß man nur einen Bruchteil davon verarbeiten konnte. An Pergament mag es mal in einer Notzeit in einem abgeschiedenen Kloster gefehlt haben, aber mußte man dann gerade die gotische Wulfila-Bibel wieder abschreiben? Über einen klassischen Text vielleicht?

Übrigens waren die Tinte und die Farben, die man zum Schreiben und Illuminieren brauchte, um vieles teurer als das Pergament. Und wenn man bedenkt, wie selten ein Buch (ab)geschrieben wurde und wie lange der Schreiber dazu brauchte — manchmal Jahre —, dann wird die Erklärungsweise, es habe ihm an Pergament gemangelt, absurd.

Man bedenke auch die Mentalität dieser Wissenschaftler, die allen Ernstes annehmen, daß ein Mönch einen antiken Text abschabt, der ihm als heidnisch oder sonstwie anstößig nicht mehr paßte, um dann das heilige Wort Gottes darüberzuschreiben. Oder gar umgekehrt, was auch vorkam: Eine dieser romanhaften Heiligengeschichten wird über den viel älteren ehrwürdigen Text des Kirchenvaters Gregor von Nazianz geschrieben (S. 38). Und einige klassische Texte besitzen wir überhaupt nur als Palimpseste, so etwa Ciceros *De republica*.

Und warum sollten sich gerade diese Palimpseste soviel besser gehalten haben als die Originale? Oft haben wir ja nur einige Blätter

in dieser schnöden Sparmanier von einem antiken Werk oder als Beweisstücke für ein antikes Werk. Man machte sich gar nicht erst die Mühe, den ganzen Kodex zu fälschen.

Ab dem 12. Jahrhundert wird Papier, zunächst aus China, dann aus Arabien eingeführt und sehr bald auch in Mitteleuropa in hervorragender Qualität hergestellt, billiger als Pergament. Man gab das Ledermaterial auf, weil es unhandlich war. Aber in der Zeit der Humanisten gewinnt es ganz plötzlich wieder an großer Beliebtheit. Unzählige alte Texte werden nun — da die Buchdruckerkunst voll in Gang gekommen ist — wieder auf Pergament geschrieben. Der Zusammenhang mit der *Großen Aktion* scheint mir die beste Erklärung dafür. Natürlich hat nicht jeder Humanist hemmungslos gefälscht, wenn er seiner Liebe zum Altertum frönte. Aber wenn wir heilige und theologische Schriften auf Pergamentreststücken (mit Löchern!) oder als Übersreibungen haben, dann kann meines Erachtens nur Fälschung vorliegen. Man nahm vorsichtshalber ein altes Lederstück, das liegengeblieben war, und beschrieb es in archaisierender (manchmal recht phantasievoller) Weise, um Geschäfte damit zu machen oder eine Ideologie durchzusetzen.

Und warum sollte die Kirche eine gotische (ketzerische) Version des Neuen Testaments wie die Wulfila-Bibel hergestellt haben? Eben weil die Gegner der Kirche — hier die Protestanten des Nordens — sich nicht die Beweismittel ihrer Sonderstellung unter dem Gesäß wegziehen werden. Sie werden die Echtheit dieses unmöglichen Buches mit Klauen und Zähnen verteidigen. Und was ist der Nutzen davon? Es ist damit der Beweis erbracht — sogar durch die Gegner der Kirche —, daß es „damals“ (im 4. Jahrhundert) schon das Neue Testament gab und dieses sogar zum Zweck der Heidenmission in exotische Sprachen übersetzt worden war.

Die kleinen Kunstfehler — nämlich Benützung einer lateinischen Vorlage und einer ausgedachten Schriftart — fielen seinerzeit nicht auf, sie waren innerhalb des Renaissance-Denkens und der damaligen Geschichtserfindung durchaus genial. Man hatte sogar Anklänge an skandinavische Runen einfließen lassen, um den Kunden zu erfreuen.

Erst heute wird spürbar, wie absurd das Ganze ist.

Auch der Ketzer Arian selbst könnte eine erfundene Gestalt sein, die eine viel mächtigere Religion, eben das, was wir als Arianismus noch ahnen, als „Ketzerpriester“ verdecken soll. Ein simpler Mann wie dieser Arian kann als Gegner bekämpft werden, eine Weltreligion schlichtweg nicht. Man schafft sich seinen Gegner, den man besiegen will, möglichst schwach. In einigen Kirchen in Westeuropa sind bis heute nicht die arianischen Symbole ausgekratzt, sind die heidnischen Steinfiguren an den Außenwänden nicht zerstört. Wenn Gott vergeßlich ist, sieht man den Teufel.

Heidentum

Und wie sieht dann die Christianisierung bei uns aus? Wir wissen es nicht. Auf keinen Fall so, wie es die kirchlichen Texte erzählen, weder in zeitlicher Hinsicht noch in der Art des Vorgehens. In den Legenden ist das Oberste zuunterst gekehrt und alles verdreht.

Der englische Missionar Winfried, genannt Bonifatius, der die Donar-Eiche fällte, um die Hessen zu bekehren, starb als Kirchenvater der Deutschen natürlich den Märtyrertod (754), aber seine Schriften sind typisch für die Bemühungen der Humanisten, das Latein aufzubauen: Traktate über Grammatik und Metrik sowie Gedichte (!). Außerdem gibt es einen dicken Band mit seinen Briefen, denen sinigerweise die Antwortbriefe der Korrespondenzpartner gleich angefügt sind, wie auch die Briefe seines englischen Begleiters Lul. Ohne zu zögern, möchte ich diesen Briefkorpus einem oder mehreren Humanisten zuschreiben. (s. auch Abbildung Seite 103)

Und die christliche Architektur?

Die „Wehrkirchen“, vor allem im Wendengebiet, wurden angeblich »zum Schutz der Bevölkerung« (Brockhaus 1996) angelegt, doch schützten sie weder Ort noch Bevölkerung, sondern einzig die in den Kirchen verschanzten Missionare, die einen leichten Stand hatten gegen das umwohnende Volk, das nämlich aus friedfertigen Bauern bestand, äußerst tolerant war in religiösen Fragen und sich einen Deut um die Priester kümmerte.

Wehrkirchen wurden angelegt, weil man in Franken dergleichen nötig hatte und das Muster einfach übertrug. Denn auch die Fran-

ken waren keine Christen, wie die große Frankenausstellung (Paris-Mannheim—Berlin 1997) mit ihrer dummdreisten bis lächerlichen Propaganda durchblicken ließ. Da merkte man erst so recht, wie schlimm die Kirche dran ist: Es gab weder in der Franken- noch in der Karolingerzeit Christen in Mitteleuropa, jedenfalls nicht romhörige Katholiken. Darum mußte man all diese Artefakte fälschen.

Unser gesamtes Geschichtsbild vom frühen christlichen Frankenreich beruht auf zwei lateinischen Texten, nämlich den „Geschichtsbüchern“ des Bischofs Gregor von Tours und der Dichtung seines „Freundes und Weggenossen“ Venantius, des „Glücklichen“, im 6. Jahrhundert. Daß beide sehr spät geschrieben sein müssen, legen Stil, maßlose Übertreibungen und missionarisches Pathos nahe. Der riesige Palast auf dem Berg bei Breitenstein über der Mosel, den Venantius bis in Einzelheiten beschreibt, mit seinen 30 Türmen und der säulengerahmten Eingangsfront, wurde zwar nie gefunden, gilt aber in der Wissenschaft als Faktum, aus dem weitreichende Schlußfolgerungen gezogen werden über das soziale Leben jener Zeit: Da tauchen Fremdarbeiter auf, die als Fachleute aus Gallien herangezogen werden, den einheimischen Steinmetzen allerdings keine Arbeitsplätze streitig machten, so, als würde die damalige Geschichte der heutigen europäischen Einigung Vorschub leisten.

Gregors Spinnereien hat Regine Sonntag (1987) zerlegt. Sie fand, daß zwar architektonische Angaben im Grunde verlässlich klingen, aber Zahlen über Heeresstärken oder Zeiträume ins Reich der Fabel gehören, also wohl viel später erst geschrieben wurden. Der Trick, mit dem durch teilweise stimmende Architekturbeschreibungen ein ganzer Bereich von ausgedachten Mythen und Königslisten gemeindet wird, war mir, wie erwähnt, schon an den spanischen „Chronisten“ des 16. Jahrhunderts begegnet.

Ob es zu Gregors Zeit („5.-8. Jahrhundert“) in Mitteleuropa Arianer gab, bleibt zu ergründen. Wahrscheinlich beteten die Leute in Hainnen und bei Steinen, hatten ein synkretistisch-heidnisches Weltbild und wußten noch nichts vom gekreuzigten Palästinenser. Der Übergang zum irischen Christentum war unmerklich und gewaltlos. Dazu brauchte man keine Wehrkirchen.

Die „Chorschränken“ aber, die man in diesen „Wehrkirchen“ fand,

wie etwa das Reiterrelief von Hornhausen (Abbildung, S. 165), zeigen deutlich, wes Geistes Kind die damalige Bevölkerung war. Wie ein Wotan sitzt der unbehelmte Reiter auf seinem Roß, während sich unter ihm die Midgardschlange windet. Für die Frankenausstellung wurde daraus ein behelmter »christlicher Reiterheiliger aus der 1. Hälfte des 7. Jahrhunderts« – für Franken etwas fern, nämlich am Nordharz gefunden – als Teil einer »sechsteiligen Kirchenchorschranke«. Zum Beweis führt man (auf 200 Jahre später datierte) Pferdegräber ebendort an. Wohl bekomm's, es steht im Katalog.

Aber auch die Reste der Kirche des Heiligen Willibrord aus dem Rheinland mit prachtvollem Sarkophag und steinernem Leseputz („738 n.Chr.“) weisen trotz reliefartiger Dekoration kein einziges christliches Symbol auf.

Mit den durchaus nicht so seltenen fränkischen Grabsteinen mit christlich anmutenden Inschriften steht es nicht besser. Selbst ein Abt mußte sich einen Stein ohne Kreuz gefallen lassen. Andere Steine wiederum tragen nur Kreuze, sonst nichts; allerdings Kreuze in spätgotischer oder gar Jugendstilmanier. In vielen Fällen ist die späte Fälschung (teils in der Renaissance, teils erst im 19. und 20. Jahrhundert) offenkundig. Manchmal verrät sie sich durch die handwerkliche Technik, nämlich den Einsatz moderner Schleifgeräte (Flex), öfter durch den unmöglichen Text, wie etwa diesen:

HIC. PAV
SAT. COR
PUS ALD
UALUHI.CV
IUS. ANIMA
GAUDET. IN
CAELO.

»Hier ruht der Körper des Aldualuhus,
dessen Seele sich im Himmel erfreut.«

Man schreibt dies einem „Priester (?)“ im „8. Jahrhundert“ zu, der im Bergkloster bei Worms beerdigt wurde. Als moderner Scherz ist das wohl gelungen. Da jedoch auch heutige Historiker wissen, daß die



Der Wodanstein von Hornhausen, germanischer Reiter mit Mitgardschlange (Abb. aus David M. Wilson, *Kulturen im Norden*, München 1980, S. 55) wurde für die Ausstellung „Die Franken“ in Paris und Berlin 1997 katholisch getauft: »Christlicher Reiterheld« von einer »Kirchenchorschranke«.

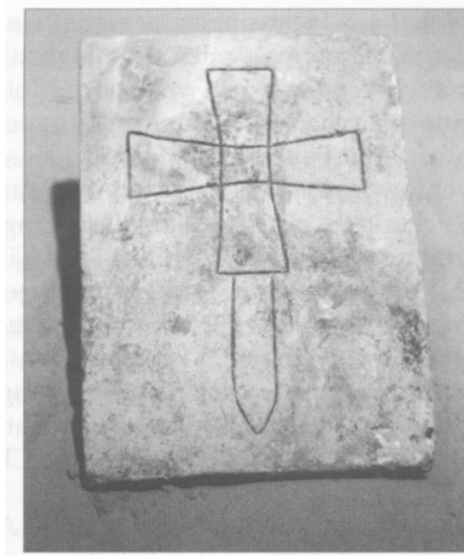
Vorstellung, der Körper warte im Grabe, während seine Seele schon im Himmel weilt, erst nachreformatorisches Pastorenhirnen entsprungen sein kann, ist die Darbietung eines solchen »priesterlichen Grabsteins« auf einer Ausstellung, die von Kohl und Chirac als Schirmherren getragen wird, recht abgeschmackt.

Ansonsten sah man dort einen elfenbeinernen Buchdeckel, der die Taufe Chlodwigs dokumentieren soll; einen anderen, der mit einer ganzen Liste die Herrscher von Austrasien zwischen 575 und 662 belegen möchte; oder jenen, auf dem die Namen mehrerer posthumer Bischöfe des 6. Jahrhunderts aufgezählt werden, die man zwar 1659 noch für echt hielt, später aber wieder abwusch, weil sie gar zu unglaublich waren.

Und Dagoberts Thron (»Hauptteile 7. Jahrhundert, ergänzt 9. Jahrhundert«) mit seinem Stilmischmasch, wie er nur in einem synkretistischen Zeitalter wie der Renaissance geschaffen worden sein kann: flankiert von Löwen mit maurischer Fellmusterung, dazu antikem Dekor und spätgotischer Ornamentik. Er ist »einzigartig« und »einmalig für seine Zeit«, technikgeschichtlich also unmöglich. (s. S. 185)

Apropos Technik: Da sieht man in einer zentral postierten Glasvitrine als Prunkstück ein eisernes Messer (von nicht ganz kanonischer Form), in dessen Klinge Messingzahnradchen einer modernen Taschenuhr tauschiert sind. Auf beiden Seiten. Aus einem »Männergrab des 4. Jh.« – »Durch die Fundumstände ist die Echtheit absolut gesichert«, lautet der offizielle Kommentar. Diese Fundumstände reichen als Beweis nicht einmal bei den Prinzengräbern unter dem Kölner Dom. Tauschierung bei Schmuckstücken und Waffen mag vorgekommen sein, aber von Hand kann man Gelbguß nur so genau zu Zahnradchen stanzen, wie man mit einer Lupe sichtbar machen kann, nicht aber mit der Präzision von Bruchteilen von Millimetern, die moderne Gußstücke aufweisen.

Ebenso wenig gelungen ist eine andere Fälschung, bei der ein Grabstein in „Palimpsest“-Manier das hohe Alter bekommt: Die Rückseite ist als antikes Götterstelenbruchstück gearbeitet; allerdings, wie die geritzte Vorderseite, wohl erst im vorigen Jahrhundert, nämlich als heidnischer Beweis. Jetzt dient er dem Christentum, obgleich weder die Wale noch die Ledermesser irgend etwas mit katholischen Zeichen zu tun haben können. »Die Gesamtkonzeption ist einmalig



Zwei Exponate der Frankenausstellung (Berlin 1997). Links: Angeblicher Grabstein eines Franken, „7. Jahrhundert“, im schlichten Jugendstil der Kriegsteilnehmer des Ersten Weltkriegs gehalten. (Foto: Uwe Topper)



»Frankenkönig beim Schatzwurf«. Krakelei in einem angeblich merowingischen Manuskript.
Laut
Ausstellungskatalog
(S. 496) »Gesetzgeberbild in der *Lex Ribuaria* ..

und macht das Steindenkmal aus Helmsingen zu einem einzigartigen Kunstwerk der jüngeren Merowingerzeit.« (Katalogtext)

Ähnlich heidnisch ist auch der Grabstein von Niederdollendorf (s. S. 186) entworfen. Heute dient er als Christennachweis, auch wenn der Krieger mit Kurzsword und Beutelflasche unmöglich an Christus erinnern kann, sowenig wie der geritzte Mann mit Lanze und Strahlenkranz auf der Rückseite. Sieht man sich Nase, Finger und Füße näher an, dann staunt man über die Unfähigkeit des Fälschers.

Daß die ausgestellten Handschriften nicht besonders gelungen sind, war vorauszusehen. Daß zahlreiche Steine und Schmuckstücke durch raffinierte Kunsthändler eingeschleust sind, gehört zum Leidwesen der Museumsdirektoren. Aber daß man Fälschungen, die im vorigen Jahrhundert das germanisch-fränkische Heidentum beweisen sollten, jetzt als Schlüsselbeweise für ebensolches Christentum vorstellt, grenzt an Frechheit. (s. Abb. S. 186 u. 187)

Ich will dem Leser den weiteren Rundgang durch diese Ausstellung mit ihren oft kindlichen, selten gekonnten Fälschungen ersparen (siehe mein Vortrag und Aufsatz 1998, im Druck) und nur noch einmal das Fazit wiederholen: Wenn es nötig ist, durch so aufwendigen Betrug eine christliche Vorgeschichte Mitteleuropas vorzugaukeln, dann ist der Schluß berechtigt, daß hier nicht einmal minimale Ansätze vorlagen, die eine christliche Kirche *vor* den Ottonen beweisen könnten.

Wie Franken, Slawen, Germanen und Angelsachsen das Christentum annahmen, schreibt Blüher (1921, S. 23), »ist zunächst eine völlig dunkle Sache«. Er kann sich die Übernahme der neuen Religion nur als echte Wahlverwandtschaft denken. Da wird kein fremder orientalischer Kult (und schon gar nicht gewaltsam) übernommen, sondern eine eigene religiöse Form gestaltet. »Das Christentum ist nicht in geographischer Ausbreitung von Galiläa über Kleinasien, Griechenland nach Italien „verkündet“ worden, sondern es brach fast zu gleicher Zeit in der damaligen Menschheit aus. Dieses Ereignis. . . war die Epidemie der damaligen Welt.« (S. 184)

Diese Gleichzeitigkeit — mit Islam und Judentum — möchte ich mit diesen Zitaten betonen, wenn auch Blüher den genauen Zeitpunkt (980-1090) noch nicht sah.

Hinzu kommt die behauptete „Fremdartigkeit“ des Christentums, die nur eine dünne Tünche über der eigentlichen Aussage ist, denn die Grundaussage ist zutiefst europäisch. Das hat Männer wie Ernest Renan oder seinen neuesten Erwiderer, Maurice Olender, dermaßen schockiert, daß sie mit aller Energie, die ihnen zu Gebote stand, diesen Umstand aufhellen oder verdrängen wollten. Einerseits würde das Christentum als europäische Kopfgeburt jenen Nimbus verlieren, der zum Aufbau der Autorität unverzichtbar war: aus dem fernen uralten Orient zu stammen. Und andererseits ist die Erkenntnis, daß unser Christentum nur eine Fabel zur Darstellung unserer eigenen Ethik war, ernüchternd und Anstoß zu selbständigem Denken. Da sei Gott vor!

Sprache

Die sprachliche Unsicherheit spielt eine weitere Rolle bei der Beurteilung. Die Humanisten bemühten sich um immer besseres Latein, schrieben immer „klassischer“. Während die mittelalterlichen theologischen Schriften oft in einem ganz eigenwilligen („verderbten“) Vulgärlatein verfaßt sind, schrieb Erasmus makellooses Hochlatein. So könnte man als Faustregel für christliche Texte aufstellen: je besser das Latein, desto später der Text.

Eine Analyse der Vokabeln, wie Baldauf sie vorlegte, würde deutliche Ergebnisse über das Alter der Evangelien bringen. Wenn zum Beispiel der Pharisäer zu Jesus sagt: »*Rabbi, peto ut mecum hodie velis manducare*« = Rabbi, bitte ob mit mir heute willst essen« – dann ist das fast unsere eigene Sprache, außer dem letzten Wort: *manducare*. Das Wort ist im Alten und Neuen Testament häufig, kommt aber in der Offenbarung und in normaler Literatur nicht vor (Rönsch, S. 214). Man rechnet es zur „silbernen Latinität“ (ein Behelfsbegriff) und erklärt es als Zusammenziehung aus *mandere* („in die Hand geben“) und *masticare* („kauen, zerkleinern“), woraus „logischerweise“ *manducare* = „essen“ wird. Oder ob hier an das „romanische“ *mangare* angeschlossen wurde, also ein lateinisches Wort aus der Umgangssprache abgeleitet wurde? Dieser Vorgang ist ungemein häufig! Die Echtheit eines Schriftstücks müßte an einem entsprechenden Sprachkri-

terium ablesbar sein, besonders in der Übergangszeit zwischen Antike und Mittelalter. Schauen wir uns zwei Schriftsteller dieser Zeit an:

Die wichtigste Person bei der Weitergabe der antiken Überlieferung war Cassiodor „Senator“ (468 in Kalabrien geboren und dort 562, also 94jährig gestorben). Er war zunächst Beamter des Odoaker und nach dessen Niederlage Berater und Schreiber des Gotenkönigs Theoderich. Nach dessen Tod ging er 70jährig ins Kloster und kümmerte sich fortan um die Erhaltung der antiken heidnischen und der katholischen Literatur. Er schuf eine große Bibliothek, indem er alle erhältlichen Bücher, die auf vergänglichem Papyrus geschrieben waren, auf Pergament abschreiben ließ. Durch ihn kam der Kodex (also unsere heutige Buchform anstelle der Buchrolle) in der Kirche in Gebrauch. Das Abschreiben alter Werke rechnete dieser kluge Mann zu den höchsten Pflichten aller Mönche und bestimmte damit für ein Jahrtausend das kulturelle Leben des Abendlandes. Ohne seine vorbildliche Anleitung wäre die klassische Literatur verloren, heißt es. Oder vielleicht sollten wir sagen: Durch Cassiodors Auftrag besitzen wir nun eine ganze Bibliothek neugeschriebener Klassiker.

Von ihm selbst ist leider nur ein kleines Büchlein aus seinem letzten Lebensjahr erhalten, und zwar über Rechtschreibung, das heute in Petersburg liegt. Ansonsten sind einige Zitate, zum Beispiel bei Jordanes, überliefert. In seiner *Chronik* stellte er für den Arianer Theoderich die Weltgeschichte von Adam bis zum Jahr 519 n. Chr. dar. Diese Art katholischer Chronik haben wir schon mehrfach als viel spätere Fälschungen aufgedeckt, für einen Schreiber im Dienst eines gotischen (arianischen) Königs ist sie ohnehin unglaubwürdig. Desgleichen wird ihm eine Osterfesttafel — also parallel zu seinem Zeitgenossen Dionysius Exiguus — zugeschrieben, heute aber meist als nachträglich angesehen.

Und wie liest sich dieses Latein? Josef Eberle, einer der letzten lateinschreibenden Deutschen (1956, S. 130 f.), möchte »verzweifeln« an Cassiodors Stil und Wortwahl. Von klassischem Latein kann noch nicht gesprochen werden; es sind die ersten Versuche einer Neuschöpfung. In den wenigen Proben, die mir vorlagen, haben wir eine interessante Mischung „mittellateinischer“ Ausdrücke, es kommen sogar arabische vor, die besser in die Zeit kurz nach den ersten Kreuzzügen passen. Auch die kunterbunte Thematik seiner *Varia* — das

sind eigentlich Amtsschreiben gewesen, wo die Heilkraft von Mineralquellen, die Konstruktion von Sonnen- und Wasseruhren und die Geschichte der Musik beschrieben sind und auch etwas über Bernstein vorkommt — lassen eher Wortschatz und Themenwahl des Hochmittelalters durchscheinen. Typisch für ihn ist außerdem die Eingemeindung der heidnischen Antike in den katholischen Glauben, und das kann ich mir vor Petrarca und Dante nicht gut vorstellen.

Der berühmteste Zeitgenosse von Cassiodor war Boethius (480-525), der „letzte Heide“ der Antike. Er ist eine „komplexe Gestalt“, offensichtlich zusammengesetzt. Sein Alterswerk, *Consolatio philosophiae* (*Trost der Philosophie*), ist spätantikes Heidentum, aber seine frühen Traktate sind katholische Kampfschriften. In einem Manuskript „aus dem 9. Jahrhundert“ ist die Schrift *De fide catholica* noch nicht dem Boethius zugeteilt. Man kann fast miterleben, wie Gestalten geschaffen, erweitert und verändert werden. So werden diese Klassiker für uns nun zu Scheinfiguren, aber wer ihre Ghostwriter waren, läßt sich nur ahnen. Reuchlin und Wimpfeling hatten vermutlich ihre Hand im Spiel. Doch wer wen schrieb, ist außer bei Roswitha und anderen Texten des Celtes-Kreises noch kaum geklärt.

Ein markanter Autor, dessen Schriften einmal untersucht werden müßten, ist der „mittellateinische“ Hrabanus Maurus (= „Schwarzer Rabe“, Mainz „9. Jahrhundert“, genannt „Lehrmeister Germaniens“, siehe Abbildung, S. 172). Sein Gesamtwerk, 1503 in Pforzheim herausgegeben, gilt als „Kompilation“ (Zusammenstellung) „alter“ Autoren, ohne eine eigene Meinung zu verraten. Er ermunterte seine Mönche zum Studium der antiken Klassiker und heidnischen Philosophen, was schlicht als karolingische Renaissance in heutigen Geschichtsbüchern geführt wird. Von seinen Schülern hatten wir einige schon als erfunden kennengelernt: Walafried Strabo und Otfried von Weißenburg; auch Gottschalk der Sachse und Rudolf von Fulda gehörten dazu.

Wichtig für uns waren seine Ausgabe der Evangelienharmonie („Tatian“) sowie des *Heliand* und des *Krist*, die unter seiner Leitung oder Anregung geschrieben sein sollen. Auch das deutsche *Hildebrandslied* gilt selbst nach kritischer Prüfung wieder als Werk des Hrabanus. Er war also mindestens zweisprachig. Derselbe Mann hat aber außer einer 22bändigen Enzyklopädie, die schon im 11. Jahrhundert illustriert worden sein soll, außer Grammatik und Rechenbuch auch



Hrabanus Maurus, *De laudibus sanctae crucis*, Widmungsgedicht an Ludwig den Frommen mit Kaiserbild, Anstein um 1172-79, aus: *Die Zeit der Staufer*, Ausstellungskatalog, Stuttgart 1977, Abb. 508.

Kommentare zu fast allen Büchern der Bibel verfaßt, und hier wäre er zu fangen: Es gibt nichts, was sich schneller gewandelt hätte als theologische Ansichten, und kaum etwas, was persönlicher ausfällt, wenn es in so großer Menge vorliegt.

Die Entwicklung der deutschen Literatur im Mittelalter ist auch recht eigenartig (siehe de Boor I, 1979). Zwar werden in karolingischer Zeit die meisten Urkunden in Latein ausgestellt, aber wenn es um Genauigkeit im Ausdruck geht, fügt man gern deutsche Wörter hinzu, denn Deutsch war offensichtlich auch Schriftsprache und viel genauer als Latein. Heldendichtung wie auch frühe christliche Schriften (*Heliand*, *Krist. . .*) waren in (Althoch)Deutsch abgefaßt, und das ausgerechnet bis zum Jahr 911. Dann tritt eine 150jährige Lücke ein, denn erst ab 1063 haben wir wieder deutsche Texte. In der Zwischenzeit schrieb man Latein, und sogar ein klassisches, wie etwa Roswitha von Gandersheim oder die zahlreichen „Klosterchroniken“ jener Zeit mit ihren unmöglichen Sonnen- und Mondfinsternissen.

Und diese lateinischen Werke stehen isoliert, sie fügen sich nicht in den Entwicklungsgang der deutschen Literatur ein, werden nirgends zitiert oder verwertet oder weitergeführt.

Ganz „vereinzelte und einsam“, in seiner „Rätselhaftigkeit“ geradezu verräterisch, steht der *Roman des Ruodlieb*, den Schmeller (der auch *Heliand*, *Muspilli* und *Carmina Burana* veröffentlichte) und Jacob Grimm 1838 herausgaben. Er läßt eine rechte »Zickzackbewegung« (de Boor, S. 98) erkennen, denn er nimmt stilistisch und sprachlich vorweg, was erst in einer mehrere Jahrhunderte späteren Zeit möglich war. Von dem Versroman sind 2324 Verse oder Versteile erhalten, etwa 1500 gelten als verloren. Wir haben also ein recht großes Fragment, das uns einen Einblick ermöglicht. Auch die Auffindung ist unverdächtig: Nach der erzwungenen Schließung der Abtei Tegernsee 1803 fand man dort 1807 auf Pergamentstreifen, die dort zweckentfremdet als Buchbindematerial verwendet worden waren, diesen Roman, den niemand vorher gekannt hatte. Als man 30 Jahre später einige Pergamente mit genau demselben Text entdeckte, entschloß man sich zur Herausgabe. Die Einordnung der Handschriften ins letzte Drittel des 11. Jahrhunderts geschah einzig auf Grund der Schriftform!

Zu den lateinischen Büchern des 12. Jahrhunderts, die offensichtlich erst 300 Jahre später geschrieben wurden, gehört auch der *Saxo*

Grammaticus, der ein unmögliches Gemisch aus vertrackter Volksüberlieferung, romantisch nachempfundenem Heldenzeitalter und tendenziöser Geschichtsschöpfung bildet. In einem an Justinus geschulten Latein (Ettmüller 1869) wird die angebliche Geschichte Dänemarks in 16 Bänden verfaßt. Zumindest die ersten 9 Bände, die eine kostbare Sagensammlung sein könnten, sind reiner Quatsch. Durch Ettmüllers gereimte rhythmische „Rückübersetzung“ der Liedstrophen gewinnt man den Eindruck, daß die Romantiker den Renaissanceschriftstellern an Erfindungsgabe nicht nachstanden. Da fehlt es nicht einmal an orientalisierenden Einschüben (II, 2, Hödh) mit echt islamischem Budenzauber, der sich „zu unserer Zeit“ abspielt und den „alle Nachkommen“ noch fürchten.

Auch erotische Spinnereien à la Boccaccio sind vertreten: Wodan tut Dienst als Magd bei der Königin (wie der maghrebinische Sufi Bu Azza bei der Frau seines Lehrers). Byzanz darf nicht fehlen, und slawische Stämme heißen schon so wie im 15. Jahrhundert. Die Götter der *Edda*, Wodan, Ullr, Baldur usw., werden lächerlich gemacht, zu Menschen degradiert und mit der Korruption von Byzanz verbunden. Die Erwähnung einer Wasseruhr macht das Werk weiter verdächtig, selbst für Ettmüller, ohne daß er die Folgerungen ziehen würde. Man kann den *Saxo* als Persiflage auf die hochmittelalterlichen Ritterromane ansehen, wobei die Mystik der Vorlagen zunichte gemacht wird.

Der schon erwähnte moderne lateinische Dichter Eberle hat übrigens (S. 112 f.) mit seiner enormen Lateinkenntnis einige Grundzüge dieser Sprache herausgestellt, die mir seit längerem seltsam erschienen waren: Die Stellung der Wörter im Satz ist dermaßen wahllos und chaotisch, daß man den Satz erst versteht, wenn er zu Ende gesprochen ist und sortiert wird. Eigentlich kann man sich das nur für eine Schriftsprache vorstellen, wenn man den Satz optisch vor sich hat und in aller Ruhe analysieren kann. Das gesprochene Latein muß ganz anders gewesen sein. Eberle stellt auch fest, daß wir die Volkssprache nur aus einigen Zitaten und von Inschriften und »Kritzeleien« kennen. Die lateinische *Dichtung*, sagt er, ist »grotesk«. Sie wurde nämlich nach griechischem Vorbild geschaffen und hat deren fremde Metrik in einer Weise übernommen, daß die Poesie für das Volk

völlig unverständlich war. Das Lehrer-Schüler-Verhältnis von Griechisch zu Latein ist eine so starke Abhängigkeit, daß es ohne Hellas keine lateinische Literatur gegeben hätte. Übrigens gab es keinen echten »Stadtrömer« unter den römischen Dichtern, sagt Eberle. Horaz, Vergil, Terenz usw. – alle kamen aus den Provinzen, wo man italische oder andere Dialekte sprach.

Und wenn diese Sprache sich von Anfang an als reine Schriftsprache herausstellt, dann behielt sie diesen Charakter auch stets bei, denn weder im Mittelalter noch in der Neuzeit sprach irgend jemand Latein als Muttersprache. Alle Lateiner mußten diese Schriftsprache wie eine Fremdsprache erlernen.

Der Eindruck, daß sie sehr spät konstruiert wurde und daß ihre gesamte Literatur rückprojiziert ist, wird noch verstärkt, wenn man sich die frühen Texte des Hochmittelalters ansieht. Die *Carmina Burana* (spätestens 1250 in Kärnten geschrieben) enthalten zahlreiche deutsche Lieder von beliebten Dichtern, die mit fester Melodie gesungen wurden. Gar manche der dabeistehenden lateinischen Strophen sind elegante Nachdichtungen, vielleicht von fahrenden Schülern verfaßt, die sich international fühlten. Moderne Übersetzungen der lateinischen Verse gelingen überraschend gut und wirken eher wie Rückübersetzungen.

Über dieses Vulgärlatein sagt Harry Schnur (1979, S. 21), daß es kein verdorbenes klassisches Latein sei, sondern eine eigene Sprachentwicklung hatte. Es beginne schon mit Plautus. Dieser wird gemeinhin als römischer Theaterdichter des 3. Jahrhunderts v.Chr. angesetzt. Varro zählt 130 Komödien von ihm auf, hält aber nur 21 für echt. Heute haben wir genau 20 Stücke von ihm und einige Bruchstücke. Der Name Plautus bedeutet soviel wie Applaus, und auch der Rest dürfte mittelalterlich erfunden sein, wie Baldauf (siehe oben) recht schlüssig gezeigt hat.

Nach Plautus haben wir in dieser Vulgärsprache erst wieder die Bibelübersetzungen (dazwischen liegt offiziell rund ein halbes Jahrtausend). Und warum schrieben die Kirchenväter ihre Bibeltexte und viele theologische Abhandlungen in diesem „korrupten“ Latein, obgleich sie doch persönlich die beste klassische Ausbildung genossen hatten? »Um sich dem Volk verständlich zu machen.« Als ob das Volk theologische Dispute gelesen hätte.

Im Januar 1998 ist ein neues Pergament-Fragment des *Nibelungenliedes* im Benediktinerkloster Melk a.d. Donau gefunden worden durch die Germanistin Christine Glaßner. Es steckte zerschnitten als Buchfutter in einer Handschrift des 15. Jahrhunderts, stammt aber wohl aus dem 13. Jahrhundert. »Was die Mönche bewegte, die Handschrift zu zerstören, läßt sich nicht nachvollziehen.« Es handelt sich um 15 Strophen, zum Teil unvollständig erhalten, des 20. Abschnittes des *Nibelungen-Liedes*: Markgraf Rüdiger von Bechelaren reist zu den Burgundern am Rhein, um im Namen des Hunnenkönigs Etzel um Siegfrieds Witwe Kriemhild zu werben.

Mich bewegt nun nicht so sehr die Frage, warum man im 15. Jahrhundert diese Kostbarkeit zerschnitt, sondern eine gegenteilige: Was veranlaßte eigentlich die Mönche, dieses fast noch heidnische Ritterlied abzuschreiben und zweihundert Jahre lang aufzubewahren? Warum wurden überhaupt diese alten Lieder abgeschrieben und bewahrt? Waren die Klöster noch heidnisch, oder sind die alten Stücke damals — im 13. Jahrhundert — mit verfälschender Absicht neu geschaffen worden (etwa um Christentum rückzuprojizieren)? Ist die Verwendung als Buchfutter „im Falz einer anderen Handschrift“ eine Zerstörung oder eine Bewahrungstaktik?

Zu den vornehmsten Aufgaben der Renaissance gehörte ja die Bewahrung der überlieferten Texte. Dabei floß immer persönliches Wissen und Urteil mit in die Niederschrift. Die Trennlinie zwischen wohlmeinender Nachgestaltung und bewußter Fälschung ist schwer zu ziehen. Gerade hier sollte die Sprachuntersuchung wirksam werden. Der Dichter MacPherson (18. Jahrhundert) konnte die gälische Sprache des 12. Jahrhunderts nicht erfinden, er beherrschte Gälisch nicht einmal ganz, denn er hat oft Übersetzungsfehler gemacht. Ähnlich wie sein *Ossian* (1760) ist auch *Igors Heerfahrt* angezweifelt worden. 1795 in einem russischen Kloster gefunden, als Handschrift ins 16. Jahrhundert datiert, dürfte sie „halbecht“ sein, also eine späte Verarbeitung eines mündlich überlieferten Gesanges.

Mit dieser Kompromißlösung ist die *Edda* (12.-13. Jahrhundert verfaßt, aber erst 1640 aufgefunden) gerettet, wenn man auch die starke Durchdringung mit christlichem Glaubensgut nicht übersehen kann. Snorri Sturlusons Zuhörer waren wohl gerade christianisiert worden.

Nicht gerettet ist die Wulfilas-Bibel und nicht der Tacitus. Und nicht Saxo Grammaticus.

Aus diesem ganzen Chaos, dessen Ausmaß noch gar nicht überschaubar ist, geht meines Erachtens schon hervor, daß es sich um einen Jahrhunderte währenden Vorgang mit unterschiedlichen Zielen handelte. Diese Mönche schrieben Geschichte, etwa wie Science-Fiction-Autoren heute Zukunft schreiben, nur daß die Mönche nicht vorausseilten, sondern zurückblickten. Die für eine spätere Vereinheitlichung freigelassenen Datumszeilen sprechen für eine großangelegte Aktion, die selbst die Möglichkeiten einer zentral verwalteten Kirche überstieg.

Kunst

Auch eine flüchtige Sichtung der Kunstschatze in europäischen Museen bringt unerwartete Ergebnisse, wenn man stilistische Kriterien anwendet. Wieviele dieser herrlichen Miniaturen und Evangeliare des Mittelalters sind erst viele Jahrhunderte später geschaffen worden! (s. Abb. S. 104) (Man beachte etwa die Renaissance-Perspektive in den mittelalterlichen Illustrationen, die anachronistischen Waffen oder die Kleidung, die barocken Engelchen oder den „illuminierten“ Gesichtsausdruck der Heiligen! Musterfall: das Evangeliar von Aachen mit der Apotheose von Otto III., „um 990 aus Kloster Reichenau“. Wenn weibliche Engel auftreten, wird es ohnehin fragwürdig. Engel sind immer Männer gewesen. Und dazu die stilfremden Madonnen und Kruzifixe! Oder man sehe sich den Marmorthron Gregors des Großen (590-604) in Rom an mit seinen arabisierenden Löwenfüßen und Filigrandekor!

Wenn das weibliche Geschlecht der Engel, die ursprünglich nur männlich sein konnten, sofort verrät, ab wann das Buch illustriert wurde, wenn Perspektive und Kleidermode eindeutige Maßstäbe setzen, dann möchte ich noch ein weiteres Motiv zur Feineinstufung heranziehen: Wenn die vier apokalyptischen Gestalten als Sinnbilder der großen Religionen auftreten, sind sie vor 1100 möglich, wenn sie als Symbole der vier Evangelisten gemeint sind, liegt eine spätere Stufe vor. Bei solchen Merkmalen kann der Fälscher (oder spätere Fehldatierer) schlecht mogeln, denn es geht um „Inhaltliches“, um Dogmengeschichte, wie bei den Texten.



Matthäussymbol vom Vordeckel des Helmarshausener Evangeliiars um 1000 (Trier, Dombibliothek), aus: *Kunst und Kultur im Weserraum*, Münster ²1966, Abb. 179.

Ein frühes Motiv in der Buchillustration ist die Anbetung des Jesuskindes durch die drei Magier, die Könige aus dem Morgenland. In einem spanischen Kodex (*Roda*), der vom Anfang des 10. Jahrhunderts stammen soll und die „Chronik“ von Alfons dem Großen enthält, ist die Szene schon abgebildet. Dieser schöne Kodex, der in Madrid aufbewahrt wird, hat viele Anzeichen, die für seine Echtheit sprechen: die byzantinische Starre der Figuren, die arabisierenden Züge und das zeitgemäße Latein; die Datierung könnte um ein bis zwei Jahrhunderte später ausfallen, wenn Fachleute unter neuen Gesichtspunkten sich damit abgeben. Daraus könnte sich ein Maßstab für zeitliche wie bildnerische Beurteilung anderer Kodizes ergeben.

Es gibt echte christliche Buchmalerei, die ein hohes Alter hat: die sogenannten „präromanischen“ Illustrationen zur *Offenbarung des Johannes* in Nordspanien. Das berühmteste, das Prachtwerk *Beatus von Liébana*, habe ich mir angeschaut. Es soll im 8. Jahrhundert geschaffen sein, gleicht allerdings ähnlichen Buchmalereien aufs Haar, die mit ausreichenden Gründen ins Jahr 1047 datiert werden (*Beatus von Fernando I. und Doña Sancha*). Alle Einzelheiten wie Gesichtsausdruck, Faltenwurf, architektonische Darstellungen und selbst die Farbgebung dieser Apokalypse-Illustrationen sind erstaunlich gleich. Die frühesten werden auf 968 (*Beatus des Magius*) und 970 (*Beatus von Tàbara*) datiert. Auch eine Frau, Eude, beteiligte sich an der Arbeit (*Beatus von Gerona*, 975).

Älter kann auch der *Beatus von Liébana* nicht sein, denn die apokalyptischen Reiter benutzten schon Steigbügel, und die wurden erst durch die „Ungarn“ im 10. Jahrhundert in Europa bekannt. (s. S. 188)

Warum hat man das Prachtstück dann um zwei bis drei Jahrhunderte älter gemacht? Weil man christliche Zeugen brauchte für den Beginn der „Wieder“-Eroberung Spaniens im 8. Jahrhundert. Dieser *Beatus* schrieb angeblich ein Kampflied, das den Helden der „Reconquista“, Santiago, einführte. So wurde der leere unchristliche Zwischenraum mit Legenden aufgefüllt. Das ist auch modernen spanischen Historikern aufgefallen. Bis zu einer ehrlichen Bereinigung der Geschichtsschreibung — etwa an den Schulen, um die Feindschaft gegen die islamischen Nachbarn abzubauen — ist aber noch ein weiter Weg.

Das geht uns nicht anders. Einzelne Geschichtswerke wie der Bericht des Mönchs Lambert über den „Gang nach Canossa“ von Kaiser

Heinrich IV. (s. auch Abb. S. 189) sind absolut unglaubwürdig, wie Historiker anerkennen. Trotzdem werden diese mit politischer Absicht hergestellten Fälschungen, die durch keine andere Quelle bestätigt werden, weiterhin als Tatsachen mitgeschleppt (Kammeier, S. 296).

Wann entstand unsere Bibel?

Was will diese Fragestellung provozieren? Für Theologen ist es doch längst entschieden, daß der *Pentateuch* (die fünf Bücher Mose) „erst“ nach dem babylonischen Exil geschrieben wurde, also rund ein Jahrtausend später, als dies naiverweise dem Propheten Mose zugeordnet worden war. Und auch, daß bis zur Ausbildung des gesamten Alten Testaments noch einmal einige Jahrhunderte vergangen sind, denn diese Buchsammlung war „erst“ Mitte des 3. Jahrhunderts v.Chr. in Alexandria festgelegt und wurde dort von 72 jüdischen Gelehrten ins Griechische übertragen, daher der Name *Septuaginta* (= 70). Sie ist „heute“ nur noch bei den Christen überliefert.

Beim Neuen Testament ist es noch einfacher. Es wurde nach theologischer Ansicht bald nach dem Tod Jesu begonnen, etwa um 65, und schon Anfang des 2. Jahrhunderts abgeschlossen, so gegen 120 n.Chr. Zwar war dann noch nicht völlig entschieden, welche Bücher zum neuen Kanon gehören, aber innerhalb eines Jahrhunderts war auch das geklärt, ausgenommen die *Offenbarung des Johannes*, die etwas unbequem war und erst später eingereiht wurde, besonders in Byzanz.

Und nun stellt ein Nichttheologe nachdrücklich fest, daß diese Datierungen völlig wirklichkeitsfremd erfunden sind. Er möchte noch einmal ein Jahrtausend einschalten, bevor er die Festlegung unserer heutigen Bibel sieht. Dabei meint er natürlich nicht die Veränderungen einzelner Verse oder Textstellen, die auch in unserem Jahrhundert noch vorkommen.

Sondern ganz einfach die *Entstehung* unserer Bibel.

Diese kann vor Beginn des 12. Jahrhunderts nicht abgeschlossen gewesen sein.

Dafür braucht er außer minutiösen Beweisen vor allem ein Motiv. Aus welchem Grund soll die Herstellung einer *Heiligen Schrift* im 11. Jahrhundert vorgenommen worden sein? Die Antwort ist einfach:

Damals war der Koran gerade fertig geworden, und die Thora hatte ihre feste hebräische Form erhalten. Nur die Christen hatten nichts Ebenbürtiges aufzuweisen. So mußten sie die Bibel schaffen. Konkurrenzkampf ist das Motiv.

Der Islam versteht sich als die Buchreligion *par excellence* und fordert im Koran von den anderen Religionen, daß sie „ihr“ Buch vorweisen, denn nur die „Familie des Buches“, das sind nach allgemeiner islamischer Ansicht Moslems, Juden, Christen und Sabäer, haben Recht auf Anerkennung als Gläubige, alle anderen sind Feinde. Es liegt also mehr als geistiger Konkurrenzkampf vor: Es geht um juristische Grundlagen, um Anerkennung als Staatsbürger, um diplomatischen Status als Gleichberechtigter.

Das mag damals lebensnotwendig gewesen sein, aber spielt das für uns heute noch eine Rolle? Kann uns Entstehungsursache und -zeit der Bibel noch berühren? Selbst wenn der Unterschied in der Entstehungsgeschichte ein ganzes Jahrtausend betragen sollte, könnte mich das gleichgültig lassen, da ich ja nicht an diese Geschichten glaube. Nicht einmal als historisches Dokument würde ich sie anerkennen, geschweige denn als Wort Gottes.

Mit der neuen Fragestellung entsteht ein völlig neues Problem, das bisher selten in dieser Schärfe gesehen wurde: Wie gut hat uns die Kirche hinters Licht geführt? Warum haben wir den Schwindel nicht bemerkt?

Nun, einige haben ihn bemerkt. Die bekanntesten wie den französischen Jesuiten Hardouin, den Schweizer Philologen Baldauf und den unermüdlichen Streiter Kammeier hatte ich schon zu Beginn vorgestellt.

Aber es steht fest, so richtig bekannt ist dieser Umstand nicht. Ich will ihn noch einmal in aller Klarheit sagen: Das *Heliandslied*, diese *Evangelienharmonie* in deutscher Sprache, die vermutlich kurz vor dem Jahr 1000 geschrieben wurde, ist einer der ältesten Texte des Neuen Testaments überhaupt. *Evangelienharmonien* sind die erste Stufe der heutigen Evangelien.

Wilhelm Kammeier sagte deutlich, daß die Sonnenfinsternis oder das Erdbeben beim Tode Jesu (»und der Vorhang im Tempel riß mitten entzwei von oben an bis unten aus«) symbolische Theaterku-

lissen sind, aber keine Erinnerung an Geschehnisse. Die Schöpfung der Bibel hat Zweckcharakter, sie ist nicht Erinnerungsstütze oder Lebenshilfe. Von Geschichte kann bei den Wundergeschichten nicht die Rede sein.

»Die Haupthandlungstriebfeder war gegeben in der Grundabsicht der Urheber, eine geschichtlich getarnte Bestallungsurkunde für die Priesterschaft zu entwerfen. Alle weiteren Absichten sind diesem Hauptzweck untergeordnet worden. Die geschichtliche Einkleidung wurde gewählt, weil es sich von selbst verstand, daß das „göttliche“ Gesetzbuch der Kirche vom „Stifter“ der neuen Religion erlassen war, d. h. daß die einzelnen Bestimmungen von Jesus selbst herrühren mußten. Die neue von den Urhebern ersonnene Philosophiereligion (Philosophie in Verkleidung mit religiösen Begriffen!) wurde daher als Geschichte des Jesus von Nazareth dargeboten. Man war sich bewußt, daß die Geschichte die geeignetste, weil als „Faktum“ nicht zu bestreitende und dabei als Erzählung höchst anschaulich wirkende Form der Gesetzgebung darstellt, zumal wenn sich diese Geschichte als eine solche gibt, in der Gott oder vielmehr Gottes Sohn unmittelbar die Hauptperson ist. Gleichzeitig soll die heilige Geschichte natürlich auch rein geschichtlich verstanden werden, als echte Überlieferung den Beweis bringen, daß Jesus wirklich eine „geschichtliche“ Person war. Das Evangelium soll eben Lehre in der Form von Geschichte verkünden. Im einzelnen wurde so verfahren, daß man für jede als notwendig erachtete Bestimmung des Priestergesetzbuches eine hierzu passende Kleingeschichte ersann. Nach den in den Evangelien vorliegenden topographisch-chronologischen Gesichtspunkten wurden dann die Kleingeschichten auf vierfache Weise am Handlungsfaden der Jesusdichtung aneinandergereiht.« (1981, S. 371)

Das Alte Testament

Vorausschicken muß ich, daß es nicht darum geht, den Bibelstoff lächerlich zu machen – das haben andere früher getan –, sondern aufzudecken, wann diese Geschichten geschrieben sein könnten, in welchen Zeitgeist sie einzuordnen wären. Da scheint mir nur das spätromanische und frühgotische Mittelalter zu passen.

Echte Textkritik an der Bibel beginnt erst mit dem Engländer Ken-
nicott, der 1776-1780 eine Ausgabe der hebräischen Bibel erstellte.
Der älteste Text, den er dafür verwenden konnte, stammt von 1106.
Der geniale Eichhorn erkannte daran, daß wir die süße Hoffnung
auf einen Urtext aufgeben müssen.

Aber nicht die Echtheit der Handschriften will ich hier untersu-
chen, sondern deren Inhalt.

Vertiefen wir uns zunächst einen Augenblick in das Alte Testa-
ment. Es ist eine kunterbunte Sammlung von archaisch anmutenden
Überlieferungsbruchstücken, heldenhaften Wandersagen und Fami-
lienchroniken, erbaulichen Liedern und Predigten, Liebesromanzen
und mystischen Gedichten, Anekdoten und Gerüchten, die mir we-
sensverwandt den so reichhaltigen Dichtungen der frühen deutschen
und fränkischen Literatur erscheinen. Vielleicht sollte ich als Beispiel
für alle den *Alexanderroman* nennen, der in jenen ersten Jahrhunder-
ten nach der Jahrtausendwende in fast allen gebildeten Sprachen der
Alten Welt kursierte, von Island bis Indonesien. Die darin vorherr-
schende exotische Wunderwelt gibt so recht den Charakter der Bibel
wieder, ohne daß eine direkte Übernahme festzustellen wäre. Die
gegenseitige Beeinflussung ist zwar spürbar, beruht aber doch mehr
auf allgemein umherschwirrenden Motiven als auf Abhängigkeit. Es
ist die gleiche Faszination für die ferne Vergangenheit, für das magi-
sche Ägypten und prächtige Persien, für gottgleiche Helden und schöne
Frauen. Kurz: Der Wind, der uns aus beiden anweht, ist noch heidnisch.

Hätte der *Alexanderroman* eins der kanonischen Bibelbücher sein
können? Von den *verlorenen* Büchern, die im Alten Testament zitiert
werden, zählt Delitzsch (1920) ein Dutzend »geschichtliche« und
weitere zehn »prophetische« Bücher auf, ohne daß er damit Voll-
ständigkeit anstrebte. Es ist demnach nur eine verhältnismäßig ge-
ringe Zahl der ursprünglich zitierten Bücher in unserer Bibel erhal-
ten geblieben, und diese wenigen sind außerordentlich fehlerhaft
überliefert. Oft werden sie Verfassern zugeschrieben, die weit über
ein halbes Jahrtausend früher gelebt haben sollen. Nach dem schon
bei den Kirchenvätern erkannten Prinzip dürfen wir annehmen, daß
viele der nur titelmäßig zitierten und „verlorenen“ Bibelbücher nie
geschrieben wurden. Der aufgestellte geschichtliche und literarische



Zu Seite 166: Thron des Dagobert mit orientalisierenden Löwen („7. Jahrhundert“). Frankenausstellung Berlin 1997. Aus: *Die Franken. Wegbereiter Europas*, Mannheim–Mainz 1996, S. 395.



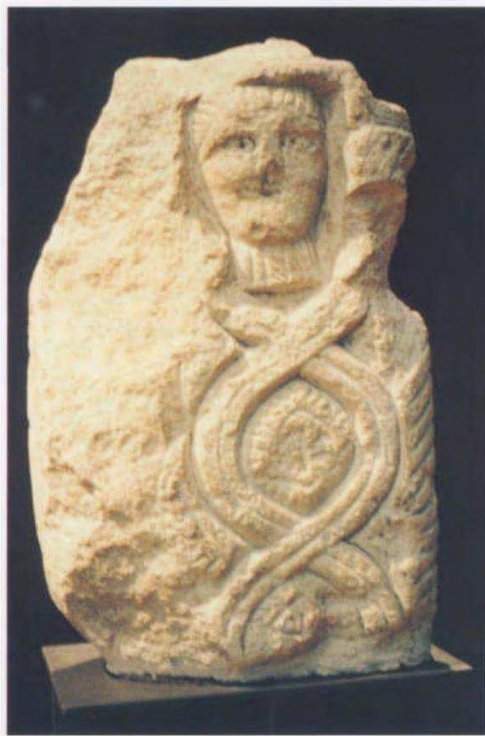
Zu Seite 166: Moderne
Kreuze als Beweis für das
Christentum der
Franken.
Frankenausstellung



Zu Seite 168: Barocker
Silberamu-
lettbehälter aus dem
Prinzengrab
unter dem Kölner Dom.



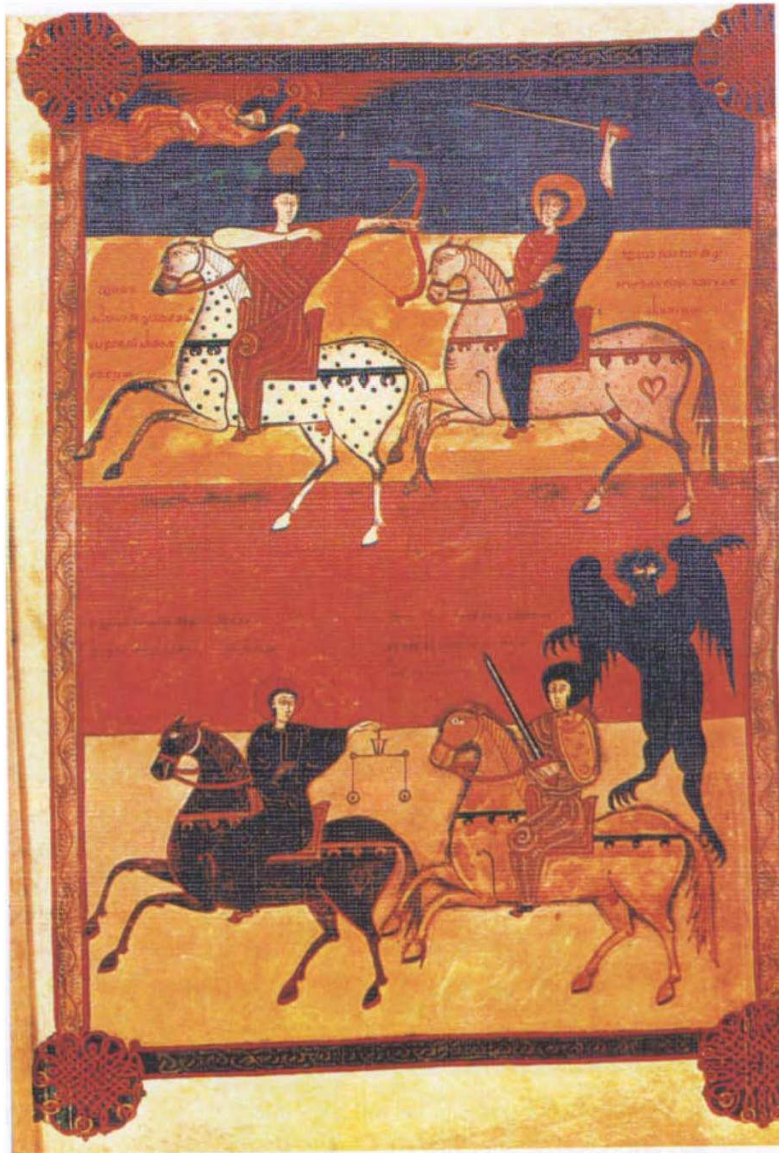
Zu Seite 168: Der „christliche
Grabstein“ von Niederdollendorf
(„7. Jahrhundert“), auf dem ein
heidnischer Krieger und die
Midgardschlange abgebildet
sind. Frankenausstellung Berlin
1997. (Foto: U. Topper)



Zu Seite 166: Kanzelpfeiler aus Kalkstein, Paris, Hötel Dieu, („7. Jahrhundert“). Frankenausstellung Berlin 1997. (Foto: U. Topper)



Zu Seite 166: Messer eines Franken, das mit Uhrzahnradchen des 20. Jahrhunderts tauschiert ist. Frankenausstellung Berlin 1997. (Foto: U. Topper)



Zu Seite 179: Die vier apokalyptischen Reiter tragen schon Steigbügel.
 Buchillustration von Liebana, Spanien, Ende des 10. Jahrhunderts.



Zu Seite 180: „Kaiser Heinrich IV. kniend vor der Markgräfin zu Canossa“. Aus der Pergamenthandschrift des Mönchs Donizo *Leben der Mathildis*, „1111“ vollendet. (Vatikanische Bibliothek Rom)

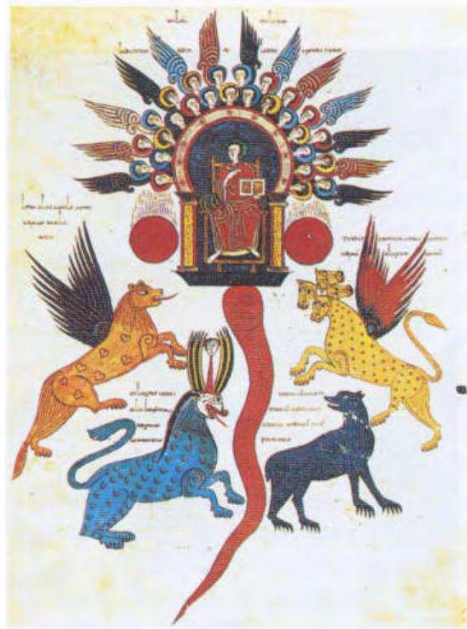


Zu Seite 201: Das bekannte Bild von Peña Tu in Asturien mit den vorgeschichtlichen Malereien, die wohl eher zur frühchristlichen Zeit der Westgoten gehören, ins 10. Jahrhundert. (Foto: U. Topper)



Zu Seite 201: Das Einweihungsgrab bei den Externsteinen: heidnischer Ritus mit christlichem Deckmantel. (Foto: U. Topper)

Zu Seite 211: Die Illustrationen zur *Apokalypse* sind die ältesten christlichen Buchmalereien: die vier Tiere vor dem Thron des Christus, Beato von Liebana, Spanien, Ende des 10. Jahrhunderts.



Zu Seite 211: Christus mit Alpha und Omega. Weiterentwicklung eines heidnischen Motivs. *Apokalypse-Illustration* von Liebana, Spanien, Ende des 10. Jahrhunderts.



Zu Seite 223: Das Relief der Kreuzabnahme an den Externsteinen. Die Irminsul ist gebrochen. Im unteren Teil erkennt man noch schwach eine heidnische Drachenszene. (Foto: U. Topper)

Rahmen, der eventuell ausgefüllt werden konnte, ist durch die Kanonisierung eingegrenzt worden.

Was Delitzsch dann an Hand genauer Untersuchung der vorhandenen Bibeltexte vorführt, gleicht einem Witzblatt. Die Bibelschreiber hatten keine Ahnung von den geographischen Gegebenheiten des Heiligen Landes und wußten praktisch nichts über dessen Bewohner oder deren Nachbarn. Von Kriegstechnik scheint kein einziger Schreiber auch nur einen blassen Schimmer gehabt zu haben, denn es werden die tolldreistesten Unternehmungen dargestellt, die nicht einmal in Grimms Märchen stehen könnten. Nur mit Schwertern bewaffnet — woher das Nomadenvolk aus Ägypten sie haben könnte, wird nicht verraten — erobern sie das gebirgige Kanaan mit seinen vielen Burgen und festen Städten, in denen zivilisierte Völker mit Reiterei, Streitwagen und Bogenschützen wohnten. Die oft recht detailliert beschriebenen Schlachten Josuas können weder in dieser noch in irgendeiner anderen (korrigierten) Weise stattgefunden haben. Stets werden auf Gottes Befehl hin alle Einwohner niedergemetzelt, Männer, Frauen und Kinder gleichermaßen.

Da geschehen auch immer wieder unnatürliche Ereignisse („Wunder Jehovas“). Wie das Schilfmeer trocken wurde, so auch der Jordan zwecks Überquerung; für den Rachezug bleibt die Sonne stehen, und vom Himmel fallende Steine erschlagen das ganze Feindesheer, ohne daß einer der eigenen Leute getroffen wird. (Ich schließe nicht aus, daß echte Erinnerung an ein kosmisches Geschehen darin enthalten sein kann, aber wann und wo sich das abgespielt hat, ist daraus nicht ablesbar.)

Die berühmt-berüchtigte Eroberung Jerichos liest sich dann bei Delitzsch (S. 24) etwa so: Da ausdrücklich alle Krieger die Stadt umschreiten müssen und wohl fünf jeweils nebeneinander gingen, ist die Schlange rund 90 km lang, das heißt — da Jerichos Mauer nur 1 km Umfang hat —, daß es 15 Stunden dauern würde, bis das letzte Glied der Kolonne an der Stelle des ersten Gliedes angelangt ist, und da diese Umwandlung täglich siebenmal geschehen sein soll, Bauerte ein Tag also.. .

»Der Unterschied zwischen Wahrheit und Dichtung kann in krasserer Weise kaum veranschaulicht werden als durch die Erzählung vom Falle Jerichos. Die Dichtung lautet: Einsturz der Mauern Jeri-

chos durch die Macht der von Priestern siebenmal um sie herum getragenen Bundeslade; die Wahrheit dagegen: Eroberung mittels Verrats einer zu diesem Zwecke bestochenen Hure.« (S. 26). In diesem Stil geht es viele Seiten weiter, was nicht an Delitzschs Ausdauer, sondern an der Verdrehtheit des Bibeltextes liegt.

Was soll nun diese ganze unmögliche Eroberung Kanaans?

Delitzsch sagt es klar heraus: »kein Gott ohne Land« (S. 40). Jehova muß sich ein Stammland erobern. Wie — das ist egal. Da haben wir einen festen Anhaltspunkt: Das nur in religiösem Sinne existierende „Volk“ der Juden braucht eine Heimat, zumindest in grauer Vorzeit. Diese schafft es sich durch Bücher, die dergleichen vorgaukeln. So wird durch einige Gemeinden, die überall Mission treiben und von Galizien in der Ukraine bis Galicien am Atlantik neue Gemeinden gründen, im 10. Jahrhundert eine Geschichte zusammengestellt, je verrückter und phantastischer, desto besser, die mehrere Jahrtausende zurückreichen soll und die hochgesteckten Ziele auch erreicht — nämlich einen Anfang aller Juden am Tag der Schöpfung, eine Gesetzgebung, die an Alter nicht zu überbieten ist, ein rückerobertes ursprüngliches Heimatland, Zentraltempel und Priesterkaste und was sonst noch so nötig ist zur Gestaltung einer ehrwürdigen Geschichte.

Delitzsch prangert auch die totale Verachtung der Frau an, die in allen biblischen Texten zum Ausdruck gebracht wird. Wenn nun festgestellt werden muß, daß diese Unverschämtheit im christlichen Neuen Testament (Jesus herrscht seine Mutter an: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?) und im islamischen Koran ganz ähnlich vorliegt, dann muß darin eine gleiche Zeitströmung gesehen werden, die durch eben diese Bücher verwirklicht wurde. Hier liegt am allerwenigsten ein Abbild der Entstehungszeit vor, sondern vielmehr ein Programm, das schrittweise soziale Tatsachen zur Folge hatte. Weder in der Antike noch im europäischen Heidentum ist dergleichen denkbar (Hunke 1958). Die Neuartigkeit dieses Programms läßt aufhorchen und die letzten Handgriffe am Text sehr spät ansetzen: nach der Pestzeit.

So verworren und widersprüchlich wie die Bücher des Alten Testaments kann eine echte Überlieferung nicht aussehen. Wir müßten schon annehmen, daß die Fragmente von Leuten zusammengestellt wurden, die aus einem völlig fremden Kulturkreis kamen und daß dieses Machwerk einen fabulierten Zeitabstand von 2 bis 3 Jahrtau-

senden vorspiegeln soll. Wie man gescheiterten Menschen dieses auftischen konnte, bleibt dennoch ein Rätsel.

Neues Testament

Wie Baldauf vertrat auch Kammeier die These, die Bibel – vor allem das Neue Testament – sei erst im Hochmittelalter verfaßt worden. Es gibt da einige Punkte, die selbst den Laien stutzig machen. Betrachten wir einmal nur die ersten drei Evangelien und die Apostelgeschichte, so fällt auf, daß sie von Leuten geschrieben wurden, die Palästina nicht kannten, vom Judentum und seinen komplizierten Gesetzen und Sitten keine Ahnung hatten, Griechisch nur als Fremdsprache beherrschten, Aramäisch fast gar nicht konnten und vermutlich Vulgärlatein als ihre Hauptsprache schrieben.

Kammeier (1982, S. 328) stellt an sprachlichen Merkmalen fest: Je jünger die Evangelien, desto orientalischer werden sie.

Wenn Jesus, wie angenommen oder suggeriert wird, Aramäisch sprach, die gebildeten Juden aber Griechisch – denn die Thora wurde ihnen in der Synagoge in der griechischen Version der *Septuaginta* vorgelesen –, dann klappt hier eine sprachliche Lücke.

Einer der frühen Aufklärer dieser Problematik war ein ehemaliger Student des evangelischen theologischen Stifts von Tübingen, David Strauss. Das heutige Interesse an der Bibel, sagt Strauss (im Vorwort 1864), ist ein rein geschichtliches. Mit Wahrheitsfindung hat das nichts zu tun. Und doch sind wir alle Partei, wie Strauss danach ausführt: »Wer über die Herrscher von Ninive oder die ägyptischen Pharaonen schreibt, der mag dabei ein rein historisches Interesse haben; das Christentum ist dagegen eine so lebendige Macht, und die Frage, wie es bei seiner Entstehung zugegangen, schließt so eingreifende Konsequenzen für die unmittelbare Gegenwart in sich, daß der Forscher ein stumpfsinniger sein müßte, um bei der Entscheidung jener Frage eben nur historisch interessiert zu sein.«

Strauss hat erkannt, worum es bei diesem Spiel geht und wieviel gefälscht wurde. Er bringt ein typisches Beispiel, das uns die Mentalität jener Fälscherepoche so recht vor Augen führt:

Wenige Tage nach der Hinrichtung von König Charles I. von England erschien eine Denkschrift, in der er seine Verteidigung gegen die Anklage darstellt, und diese soll in der Zeit seiner Gefangenschaft von ihm selbst verfaßt worden sein. Man akzeptierte sie gern in diesem Sinne, die Schrift erreichte in kurzer Zeit 50 Auflagen. Dadurch wurde der hingerichtete König zum Märtyrer. Noch im selben Jahr 1649 schrieb der berühmte Milton, daß es sich bei dieser Schrift um eine Fälschung handelt. Heute weiß man, daß der Bischof von Exeter die Schrift verfaßt hat. Nur: Man wollte es damals nicht glauben. Wenn zu jener Zeit eine solche Fälschung 40 Jahre lang als echt verteidigt wurde – in einem aufgeklärten Zeitalter, wie es wohl kein zweites gab –, »dann kann ich mich nicht länger wundern, wie so viele unterschobene Schriften unter dem Namen Christi, seiner Apostel und anderer großer Personen haben veröffentlicht werden können«. (S. 21)

»Im 2. Jahrhundert vor Christus hatte ein alexandrinischer Jude, Aristobul, . . . angeblich Verse der ältesten griechischen Dichter zusammengetragen beziehungsweise selbst gemacht, worin diese sich nicht bloß im Sinne des Monotheismus, sondern auch ganz speziell für jüdische Religionssatzungen aussprachen. Wir finden jetzt die Frechheit kaum begreiflich, mit welcher der Jude im Stande war, den Orpheus von Abraham, Moses und den zehn Geboten, den Homer von der Vollendung der Schöpfung am siebten Tage und der Heiligung des Sabbats reden zu lassen; nicht nur ohnehin die Eitelkeit seiner Volksgenossen kam ihm gläubig entgegen, sondern auch gelehrte christliche Kirchenväter wie Clemens von Alexandria und Euseb berufen sich in vollem Glauben auf die von ihm geschmiedeten Beweisketten.«

Und er fährt fort (S. 23): »Ein besonders schlagendes Beispiel.. . ist der Briefwechsel Christi mit dem König Abgarus von Edessa, den uns Euseb als Ausbeute aus dem edessenischen Archiv in einer von ihm gefertigten Übersetzung aus dem syrischen Original mitteilt.«

Der Wortlaut dieses Briefes von Jesus an den syrischen König, der 500 Jahre später lebte, ist dermaßen dummdreist, daß es einem Theologen von heute schlecht werden würde. Da beruft sich Jesus auf die Schriften seines Jüngers Johannes (IX,39; XX,29 u. a.), die ja erst viel später geschrieben wurden. Diese Art Zitate biblischer Stellen, die

eine frühe Entstehung des Evangeliums bezeugen sollen, sind uns schon seit dem 16. Jahrhundert bekannt. Strauss bringt die Sache auf den Punkt. Er wurde einer der angesehensten Theologen seiner Zeit und ausgiebig diskutiert. Während sein erstes Werk rein theologisch gehalten war, mit minutiösen Nachweisen seiner Behauptungen, schrieb er 40 Jahre später das hier zitierte volkstümliche Buch als Endergebnis seines Lebens unter dem Titel *Das Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet*, womit er abermals heftige Streitgespräche auslöste, weil man diese Enthüllungen gern im Kreis der Akademiker zurückgehalten hätte.

In den beiden folgenden Generationen setzte sich dieser aufklärende Zug immer stärker durch, bis wir kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs einen Höhepunkt dieser Sichtweise erreicht haben. Einen der letzten dieser Schule will ich noch zitieren: Arthur Drews. Er hat (1921) in eindrucksvoller Weise gezeigt, daß die Christus-Mythe eine späte Erfindung sein muß. Die *zeitliche* Einordnung dieser Gestalt ist völlig mißlungen, von den psychologischen Unvereinbarkeiten in der Person Jesu ganz zu schweigen. Herodes, unter dem Jesus geboren sein soll, starb schon 4 v.Chr., der syrische Statthalter Cyrenius übte sein Amt 7 bis 11 n.Chr. aus. Als Johannes der Täufer auftrat, soll Lysanias Tetrarch von Abylene gewesen sein, er war aber schon 36 v.Chr. gestorben, und eine Tetrarchie Abylene gab es nie. Hannas und Kaiphas waren angeblich gleichzeitig Hohepriester, aber es gab immer nur *einen* Hohenpriester. König Herodes I. wird durch Josephus Flavius recht menschlich dargestellt, der »Kindermord zu Bethlehem« paßt nicht zu ihm usw. (Drews, S. 33). Man hatte also von den tatsächlichen wie auch später rekonstruierten geschichtlichen Umständen der Zeit Jesu in Palästina keine Ahnung, als die Evangelien geschrieben wurden. Das kann weder in der ausgehenden Antike noch in der Renaissance gewesen sein, sondern dürfte irgendwann dazwischen liegen. Die Zeit vom 10. bis 14. Jahrhundert käme in Frage.

Das Nichteintreten der Wiederkehr Jesu (»Naherwartung«, etwa Markus 13, 7-13) mußte das Christentum – wenn es schon in der Antike bestanden hätte – nach mehreren Generationen der Lächerlichkeit preisgegeben und damit ausgelöscht oder völlig verändert haben. Erst durch den konstruierten große Zeitabstand konnten die

Voraussagen als echt hingestellt werden. Die Zerstörung von Jerusalem durch die Perser wird eine große Bewegung von Flüchtlingen ausgelöst haben, die über ganz Europa neue Ideen ausbreiteten; sie dürften Anstöße zur Abfassung der Evangelien gegeben haben, gleichzeitig natürlich auch das Verlangen zur Rückgewinnung der heiligen Stätten und damit die Kreuzzüge geschürt haben.

Schon der erste christliche Märtyrer, Stephan, hat eine propagandistische Aufgabe zu erfüllen. Er steht unter Einsatz seines Lebens gegen den Tempelkult der Juden auf. Diese Abgrenzung entspricht dem byzantinischen Ikonenstreit, der ja eine Auseinandersetzung mit dem aufstrebenden Islam war, zugleich auch die ersten Selbstbestimmungsversuche der europäischen Christen gegenüber dem Judentum; also etwa 11. Jahrhundert.

Die ältesten christlichen Texte waren Sammlungen von Aussprüchen, die im Laufe der Zeit einem Erlöser in den Mund gelegt wurden. Origenes, einer der frühen „Kirchenväter“, kannte eine ganze Anzahl Jesu-Sprüche, die keine Aufnahme in die heutigen Evangelien mehr gefunden haben. Auch die Moslems haben gute hundert Sprüche Jesus zugeschrieben, die nur sie kennen (gesammelt von Asin Palacios, 1916).

Bei dem Versuch, Zitate nach Evangelienversen in mittelalterlichen Autoren nachzuprüfen, mußte ich leider feststellen, daß diese Zitate oft ganz vage sind oder – daß sie in Texten stehen, die ohnehin den Eindruck machen, sie seien erst in der Renaissance geschrieben oder zumindest verändert worden. Auch inhaltlich sind gewisse Punkte außerordentlich verdächtig: Es kann nicht angehen, daß Paulus nach Damaskus in Syrien reiste, um Christen zu verfolgen, wie die Apostelgeschichte des Lukas (Kap. 9) berichtet. Es war wohl eher so, daß er „dort“ die Wiederkehr Christi erwarten sollte, einer „alten“ Überlieferung zufolge. Zeitweise war Damaskus als der Ort des Bundes und des Jüngsten Gerichts so bedeutsam, daß die ersten Kalifen des Islams, die Omayyaden, Damaskus zu ihrer Hauptstadt machten. Das dürfte also eher ins 7. Jahrhundert gehören. Auch die große Bedeutung von Nazareth im Evangelium muß auf einem argen Mißverständnis beruhen, denn Nazareth als Stadt existiert erst seit der Kreuzfahrerzeit (siehe hierzu auch Baigent und Leigh 1991, S. 220).

In den Ungereimtheiten und zahlreichen Widersprüchen in Evangelien und Briefen spiegelt sich die Diskussion der werdenden Staatskirche, die aus verschiedenen streitenden Strömungen zusammengewachsen ist. Manche Paulusbriefe sind Kommentare zu anderen Paulusbriefen (siehe Detering 1995), und beide stammen nicht von Paulus. Die drei sogenannten „Pastoralbriefe“ des Paulus (zweimal an Timotheus und einmal an Titus) sind von einem ganz anderen Autor geschrieben, der sich nicht an die Lebensumstände des später als „Paulus“ konstruierten Mannes hielt, nicht einmal an dessen Glaubensaussagen. Sie waren also ursprünglich gar nicht als Fälschung zu den Paulusbriefen geplant.

Die Zusammenfügung der Schriften des Neuen Testaments zu einem Kanon sollte beide Parteien, die Petrus- wie die Paulus-Anhänger, zufriedenstellen. Der daraus entstandene Flickenteppich beinhaltet zwar insgesamt die wichtigsten Meinungen, läßt aber keine als eigenständig gelten. Dies war das Ziel der Kanonisierung, und da die Zersplitterung bis in die Versteile hineinreicht, ist eine Entwirrung kaum noch möglich. Man glaubte wohl auch, auf diese Weise die Textklitterung selbst unkenntlich zu machen. Es entstanden geheimnisvolle, aber uninterpretierbare Texte, vielseitig verwendbar. Zur „Bestätigung“ und endgültigen Korrektur schuf die Kirche schließlich im Hochmittelalter die Anti-Ketzerschriften (eines Irenäus, zum Beispiel), in denen sich ein sehr später Zustand der theologischen Diskussion spiegelt.

Wenn man die widerstreitenden Diskussionargumente herauslöst, stellt man überrascht fest, daß sie thematisch nicht, wie behauptet, in die Antike gehören können, sondern erst nach der Jahrtausendwende einsetzen.

Erste Ergebnisse: Mysterienspiele

Die christliche Kirche formiert sich als Antwort auf die etwa gleichzeitige Ausbreitung des Judentums in Mitteleuropa, dessen Thora zum Heiligen Buch schlechthin wurde. In aller Eile mußte man sich ein entsprechendes Dokument zulegen. Dieser angestrenzte geistige Prozeß im 11. Jahrhundert ist nur als Gegenbewegung zur gleichzei-

tigen islamischen Religionsbildung im Orient und zur jüdischen Dominanz in Mitteleuropa zu verstehen. Das Bewußtsein, eine Heilige Schrift nötig zu haben, entstand durch die Präsenz der jüdischen Thora, die gerade im Orient durch die Qariten neu formuliert worden war. Sowohl der Koran (*Qur'an* ist von *Qar'a*, „Lesen“, abgeleitet) als auch das Neue Testament sind direkte Folgen davon. Die gegenseitige Beeinflussung ist auf Schritt und Tritt spürbar, wenngleich sie stets abgeleugnet wird. Nur in diesem wechselseitigen „Hochschaukeln“ entstanden die komplizierten Dogmen der drei Monotheistenreligionen.

Die Juden hatten mit ihrer Thora und ihrer selbstgebastelten „Vätergeschichte“ einen enormen Vorsprung. Der Koran wurde stückweise aus älteren syrischen und äthiopischen Liedern und Gebeten zusammengesetzt, ergänzt um die Visionen des Propheten Arabiens (Lüling 1974).

Auf christlicher Seite ging man ebenfalls von vorhandenen Texten aus, nämlich den Rollentexten der Mysterienspiele. In ihnen war in gnostischer Manier schon das Geheimnis vom sterbenden und aufstehenden Jüngling enthalten.

Diese Spiele waren zunächst rein heidnische Begleitgänge für Gestorbene, deren Seelen mittels des Schauspiels ins Jenseits eingeführt wurden. Der Seelengeleiter (Psychopomp) begab sich mit den Seelen der Verstorbenen in die Unterwelt und machte sie mit den neuen Lebensbedingungen vertraut. Spürbar ist diese Absicht noch in der „Niederfahrt zur Hölle“ des Christus, wo er einige Seelen rettet, die nicht getauft waren, wie im Evangelium des Nikodemus dargestellt; andere Seelen gingen dort für immer verloren, weil dieser Christus die Hölle eigenhändig versiegelte. Nun entstand ein neues Zwischenreich, ein Limbus antiker Art, für die Erretteten, die ja nicht ins Paradies eingehen konnten. (Das ist eine sehr späte Schöpfung, wie wir bei der Untersuchung des Fegefeuers schon feststellten.)

Vorbild für die Höllenfahrt war ein altes Kultspiel zum Tod eines Königs: Der Gestorbene tritt vor das Tor der Unterwelt und bittet um Einlaß, was ihm nach einer Prüfung gewährt wird. Die frühen Osterspiele fanden stets „am Grab“ statt, oft an einem Grab, das in Körperform aus dem Felsen gehauen ist, wie zum Beispiel bei den Externsteinen.

Zu den Theateraufführungen für Verstorbene, die ja nicht eigentlich öffentlich waren, sondern nur von den jeweiligen trauernden Hinterbliebenen besucht wurden, benutzte man auch Gebäude, die man als Vorläufer romanischer Kirchen bezeichnen kann. Typisch sind die Rangstufen, auf denen die Teilnehmer Platz nahmen (oder standen), und die „Szene“ — eine Art Empore, die in den späteren christlichen Kirchen zum Altarraum wurde und durch eine Schranke, die spätere Altarschranke (Ikonostase), mit Eingängen und Durchblicken, abgetrennt war. Reste derartiger Gebäude, vollständig in Fels gehauen, fanden wir bei unseren Entdeckungen vorgeschichtlicher Felsmalereien in Südspanien (Topper U. und U. 1988). Und die Felsbilder, die offensichtlich in Zusammenhang damit stehen, zunächst von Fachleuten als jungsteinzeitlich-bronzezeitlich oder genauer (von Breuil 1929) als kupferzeitlich eingeordnet, erweisen sich nun in zunehmendem Maße als spätrömisch bis frühchristlich, wie aus den verwendeten Symbolen hervorgeht, die auch den Namen Jesu und die Zeichen der Offenbarung, Alpha und Omega, bringen. Das angeblich vorgeschichtliche Heiligtum von Peña Tu in Asturien zeigt typisch christliche Kreuze. Der Zusammenhang mit den asturischen Kirchenbauten der Westgoten, den wohl ältesten „christlichen“ Gebäuden in Westeuropa, ist in jeder Hinsicht auffällig, gerade auch durch die dort als Wandfresken weitergeführte rote Malerei, die ins 10. Jahrhundert datiert werden kann. (s. Abb. S. 190)

Zu den spanischen Felsmalereien gehören die menschenförmigen Gräber, die aus dem gewachsenen Fels herausgehauen sind. Oft liegen die Höhlen mit den Malereien, die thematisch fast stets zum Totenkult gehören, ganz nahe bei den Körpergräbern oder bringen sogar Abbildungen davon. Diese Gräber werden von den meisten Archäologen ins 9. bis 11. Jahrhundert datiert. Sie stehen in direktem Zusammenhang mit der frühen religiösen Entwicklung, die uns heute so fremd anmutet, weil sie die unbekannte Vorform des Christentums ist, mit großen Taufbecken und Mönchszellen, aber ohne Kreuze. Je mehr Leute sich mit den Felsgräbern beschäftigen, desto mehr werden gefunden, von Nordportugal über Andalusien bis Algerien. Selbst im Elsaß und — wie schon erwähnt — an den Externsteinen gibt es sie.

Ein wichtiges Ritual war dabei die lebendige „Grablege“. Wer sich einweihen oder sich aufnehmen lassen wollte, mußte sich in zeremoni-



Felsgräber in Körperform in der spanischen Provinz Cádiz (Foto: U. Topper, 1972)



Ein typisches Felsgrab auf einem Dorfplatz in Nordportugal, das der Einweihung diente (Foto: U. Topper).

eller Weise in das Körpergrab im Fels legen und wurde nach einem vergeistigten Todesdurchgang wieder erweckt. Als „Zweimalgeborener“ gehörte er nun zu denen, über die der Tod keine Macht hat.

Daraus entstand bruchlos Tod und Auferstehung des Jesus von Nazareth als Stellverteter für alle Menschen. Passionsspiele, die im Hochmittelalter in allen Gebieten Europas aufgeführt wurden, halte ich für die direkte Fortsetzung der „Seelenführungen“. Man schaue sich die traditionelle „Loa“ in spanischen Städten an, die teilweise noch Texte aus dem 16. Jahrhundert wörtlich benutzt. Im deutschen Bereich haben wir zum Beispiel in der Liederhandschrift der *Carmina Burana* mehrere gut erhaltene Rollentexte zu Passionsspielen aus dem frühen 14. Jahrhundert.

Mehrere Worte Jesu gehen auf heidnische Trinksprüche zurück, die zu rituellen Gelagen gehörten, aber nun anderen Sinn erhielten, wie etwa der (Matthäus 26, 39-44) von Jesus im Garten Gethsemane, der Geist sei willig und das Fleisch schwach.

Bekannt ist auch, daß ein Detail im Bekehrungserlebnis des Paulus vor Damaskus aus dem *Bakchen* fest des Euripides stammt (Ranke-Heinemann bei Detering 1995, S. 30).

Ich nehme an, daß die Urform der *Offenbarung des Johannes* ebenfalls szenisch aufgeführt oder mit verteilten Rollen gelesen wurde. Nach Ansicht vieler Theologen war sie das erste christliche Buch und hat sich darum so spät gegen den neu zu schaffenden Kanon durchgesetzt. Man mußte die Apokalypse erst zur Seite schieben, bevor man sie angleichen konnte. Das geschah wohl im 11. Jahrhundert. (Diese Datierung stammt nicht von den Theologen, sondern von mir.) Wann die *Offenbarung* geschrieben wurde, ist nicht mehr erkennbar, aber soviel ist sicher: Vor dem 10. Jahrhundert gibt es keine Illustrationen zu diesem (oder einem anderen) Bibelbuch. Die Illustrationen des *Beatus von Lijbana* in Nordspanien sind wahrscheinlich die ersten Illustrationen zu einem Bibeltext; sie können nicht vor 980 geschaffen sein, wie Vergleiche mit den anderen *Beaten* gezeigt haben. Alle Evangeliare sind jünger. 987 wurde die Offenbarung ins Georgische übersetzt, es gibt eine Handschrift des heiligen Euthymius. Wenn diese Jahreszahlen verlässlich sind – was keineswegs selbstverständlich ist –, haben wir einen ersten Datierungsansatz für den Beginn der Bibelniederschrift.

Zuerst gab es noch kein Evangelium, das eine fortlaufende Geschichte geboten hätte, sondern nur Sammlungen umlaufender Sprüche, die unter der noch nicht ausgeformten Person Jesu vereinigt wurden.

Ein heute nicht mehr anerkanntes, aber offensichtlich recht altes Evangelium ist das des Thomas. Es enthält 114 Aussprüche Christi. Diese Zahl ist kennzeichnend, weil sie sonst keinen Sinn macht. 112 wäre als 28 mal 4 eine sinnvolle Sakralzahl, die zum Kalenderbereich gehört: Wem die kürzeste Abfolge von 5, 6, 11 und 6 Jahren zur Erreichung desselben Wochentages für den Jahresbeginn (oder Ostern) zu kompliziert war, der nahm gebündelt 28 Jahre; da dies außerdem noch die Summe aller Zahlen von 1 bis zur heiligen Sieben ist, wurde 28 zur heiligsten Zeitrhythmuszahl. Und wer noch einen olympischen Vierjahreszyklus mitbeachten wollte, der mußte einen 112jährigen Rhythmus anlegen.

Der Koran enthielt ursprünglich 112 Suren, denen noch zwei Gebete am Schluß angehängt wurden, um zur Zahl 114 zu gelangen. Hier ist die gegenseitige Abhängigkeit zwischen Evangelium und Koran offensichtlich. Die Aussprüche Jesu im Thomas-Evangelium, aufgeschrieben von seinem Zwillingsbruder Judas, liegen übrigens dem Matthäus-Evangelium recht nahe. Die Gleichzeitigkeit der Abfassung — im weiteren Sinne, das heißt eine Generation umfassend — scheint mir naheliegend.

Die gegenseitigen Korrekturen, die bei der fast gleichzeitigen Abfassung der Evangelien nötig waren, sind stellenweise noch zeigbar. Man nehme sich die Abendmahlsgeschichte vor, die zuerst bei Lukas vorkommt, wo Jesus noch enthaltsam den Wein ablehnt und nur seinen Jüngern ausschenkt; besser gestaltet in Markus, wo er nach dem Essen sagt, daß er von nun an keinen Wein mehr trinken wird; zurück zu Lukas, wo der Kelchsegen nun doch nach dem Essen angefügt wird; und dann endlich in richtiger Reihenfolge und mit theologischer Begründung („Sündenvergebung“) bei Matthäus. Damit ist keine Reihenfolge der Entstehung dieser Texte angegeben, sondern ihre Gleichzeitigkeit und gegenseitige Abhängigkeit. (Der romanhafte Johannes hat dieses heidnische Mahl mit Gottesurteil weggelassen, es paßte nicht in sein mystisches Konzept.)

Übrigens gibt es auch im Koran — wenngleich nur ganz knapp — eine dreistufige Ablehnung des Weingenusses.

Jahreszählungen

Mit bewundernswertem Fleiß und großer Kenntnis hat August Strobel (1977) noch einmal alle erreichbaren Hinweise auf das genaue Todesdatum Jesu zusammengestellt und dadurch herausgefunden, daß es praktisch sicher am 7. April des Jahres 30 erfolgt sein muß. An seiner Auswertung der Literatur spürt man so recht, *wie viele* Menschen sich die Mühe machten, dieses wichtigste Datum der Christenheit zu bestimmen. Der Aufwand an Gelehrsamkeit und Zeit, der insgesamt investiert wurde, läßt einen Kritiker erblassen. Alle neueren Forscher nahmen nämlich, ohne zu fragen, an, daß die Jahre von Cäsar (oder eher) bis zu uns ohne Unterbrechung durchgezählt worden seien, so daß astronomische und kalendarische Berechnungen ein schlüssiges Datum für Jesus ergeben müßten.

Doch durchgezählte Jahre sind nirgendwo belegbar. Man kann höchstens von einer angenommenen antiken Jahreszählung, etwa den Olympiaden, auf eine spätere, etwa die Märtyrer-Ara, übergehen und von dieser dann auf unsere heutige Anno-Domini-Zählung. An beiden Übergängen sind aber Fehler im Größenbereich von vielen Jahrhunderten möglich. Die älteste durchgehende Jahreszählung dürfte die islamische sein („Hedschra“ oder „Hegira“ genannt, abgekürzt H.), die heute das Jahr 1418 verzeichnet und vielleicht ab 100 H., spätestens aber ab 300 H. belegbar ist. Da die islamischen Jahre 11 Tage kürzer als die christlichen sind, kommen wir mit dieser Zählung maximal 1375 Jahre zurück.

Erst ab dem Jahr 1000 n.Chr. haben wir eine relativ vertrauenswürdige Gleichsetzung der beiden Zählweisen.

Wie man leicht ersehen kann, hat diese Behauptung den Nachteil, daß alle rückberechneten astronomischen Aussagen (Finsternisse, Kometen, Sternaufgänge oder Präzession) für den Zeitraum vor 1000 wertlos sind.

Wenn auch Strobels Arbeit damit hinfällig wird, möchte ich ihm doch hier stellenweise folgen, denn an seinen gewundenen Schluß-

folgerungen wird der Arbeitsvorgang der Textefälschung weiterhin sichtbar.

(S. 103): Aus dem Lukas-Evangelium geht hervor, daß Jesus im 15. Jahr des Kaisers Tiberius getauft wurde (28/29) und im selben oder spätestens im 16. Jahr (29/30) gekreuzigt wurde. Er konnte also höchstens ein Jahr wirken. »Dieser Standpunkt ist von einem vordergründigen Verstehen der Evangelien her eingenommen. Schon für die Gnostiker war er anziehend«, will sagen: die ältesten Texte bezeugen dies. Die byzantinischen „Kirchenväter“, die ja durchweg von den Scholastikern und Humanisten der lateinischen Kirche erst geschrieben wurden, nehmen lieber eine 2- bis 3jährige Wirkzeit Jesu an. In der Zeit, als die *Evangelienharmonie* des „Tatian“ verfaßt wurde, war die Diskussion voll im Gange. Man bringt zunächst ein Jahr (in der niederländischen, toskanischen und persischen Fassung), weitet dann auf anderthalb bis zwei Jahre aus (altenglisch) und erhält schließlich 2 bis 3 Jahre (altdeutsch und arabisch). Eine weitere Ausdehnung auf vier oder gar fünf Jahre wurde aber wieder abgeblasen. Nicht einmal alle großen Kirchenväter haben die lange Wirkzeit, bei Augustin mußte sie erst in seine frühen Schriften eingebaut werden; die späteren Schriften hatten wohl zwecks Archaisierung ein Jahr gebracht. Bei einigen Theologen wurden beide Standpunkte nebeneinander aufgeführt (Prosper von Aquitanien, „5. Jahrhundert“). Daß hauptsächlich eschatologische Gedanken zur Ausweitung führten, hat Strobel klar erkannt (ab S. 100, bes. 109). Das zeigt den frühesten Zeitpunkt für den Änderungsvorgang an, um 1250. Damit nun Tiberius gerettet wird, muß auf das probate Mittel der „Mitregentschaft“ oder „Provinzialherrschaft“ (seit 15 Jahren auf dem Kaiserthron, aber schon seit 19 Jahren Herrscher in der Provinz) zurückgegriffen werden.

Natürlich wurden auch die ketzerischen Gnostiker durch Klemens von Alexandria zur Datumsbestimmung des Todes Jesu herangezogen, obgleich sie weder Interesse an dergleichen Überlegungen haben konnten noch überhaupt anderweitig nachweisbar sind. Aber dieser Hinweis auf (geringfügig) abweichende Daten wird eben als „Beweis“ für die Ernsthaftigkeit dieses Diskussionsgegenstandes angeführt. Die Geschichtlichkeit Jesu wird erst dann real, wenn die Gegner sie ebenfalls diskutieren.

Strobel bemüht auch die jüdischen Kalendersysteme bis hin zu Mai-

monides (1135-1204), aber gerade an diesem Phänomen wird am besten deutlich, daß die Tempelzerstörung und Zerstreuung der Moses-Anhänger noch nicht lange vor 1000 stattgefunden haben kann. Ihre Schriften werden in Europa erst ab diesem Zeitpunkt wirksam.

Des weiteren erwähnt Strobel auch die armenische Version des Euseb, die die Olympiadenrechnung bringt: Jesu Tod liegt im Jahr 4 der 203. Olympiade (korrekt wäre 01. 202.4). Aber die Bestimmung des Zeitpunktes nach diesem System macht gar keinen Sinn. Sie erfolgt nur über einen Umweg, der noch auffälliger ist: Ein gewisser Phlegon, „berühmter antiker Astronom“ des 2. Jahrhundert n. Chr., der sicher erfunden ist, nennt zu diesem Zeitpunkt eine große Sonnenfinsternis mit Erdbeben usw., was genau zu den im Lukas-Evangelium (23, 44-45) bei Jesu Tod behaupteten Vorgängen paßt. Über die Sonnenfinsternis, die rückerrechnet ins gewünschte Jahr 30 fällt, wenn auch nicht in die Osterzeit, sondern ein halbes Jahr später, ist Jesu Tod nun endlich chronologisch „gesichert“. Eine ebenfalls in der Renaissance rückerrechnete Mondfinsternis für Passah des Jahres 33 wird von denjenigen Theologen benutzt, die die längere Wirkzeit Jesu bevorzugen. Da steht ein Laie kopfschüttelnd davor. Haben Strobel und die vielen Vorgänger diesen offensichtlichen Zirkelschluß nicht bemerkt?

Vermutlich wird es einigen Theologen, die ja hundertfach besseren Einblick in die ganze Materie haben, jetzt wie Schuppen von den Augen fallen. Viele Verrenkungen, die nötig waren, um die Echtheit des fast 2000jährigen Abstands von Jesus bis heute aufrecht zu erhalten, werden nun durchsichtig. Einige werden die Nase rümpfen über soviel Unkenntnis und sich wieder ihrem Lieblingsthema zuwenden, der Bestimmung, ob der 7. April 30 oder der 3. April 33 das Todesdatum ihres Jesus war.

Etwa so: In den „um 300 bis 400“ geschriebenen Talmud-Texten der orientalischen Juden wird das Weltende auf 4200 oder 4250 Jahre nach Erschaffung der Welt gelegt, »weil« (so Strobel, S. 448) 84 Jahre (das ist ein Sonne-Mondzyklus) mal 50 *Jubeljahre* 4200 ergibt. Da die Weltschöpfung in Auswertung des Alten Testaments durch christliche Autoren auf 3000 vor Christus gelegt wurde, damit dieser in der Mitte der alttestamentlichen 6000 Weltjahre liegt, kommt die Welt also um 1200 oder 1250 n.Chr. zu ihrem verdienten Ende.

Wir kennen dieses Datum ja, es ist der erste wirkliche Zeitraum, zu dem man im Abendland glaubte, daß das Jüngste Gericht nahe sei. Die talmudischen Schriften dürften dann kaum eher geschrieben sein. Das ergibt zwar keinen Beweis für mein Argument, nur einen Hinweis, zeigt aber, wie unsinnig alle diese Spekulationen um die Datierung Jesu sind, wenn man sie für bare Münze nimmt.

Die zahlreichen Abweichungen der Olympiaden-Ära, Weltschöpfungs-Ära usw., selbst *innerhalb* eines Textes, verraten, daß diese Zeitzählung im Augenblick der Abfassung des Textes nicht in Gebrauch war, sonst müßte diese Ära einen einheitlichen Beginn haben. Die unterschiedliche „Epoche“ (Ära-Beginn) zeigt immer an, daß die einzelnen Angaben aus verschiedenen anderen Texten übernommen und vom Autor nicht umgerechnet wurden – oder daß sie frei erfunden sind, was viel näher liegt und häufig zutrifft.

Um ein Beispiel zu bringen, werte ich die sehr ordentliche Untersuchung von Heidrich über *Die olympischen Doppeldatierungen* (1981) aus. Vor 500 v.Chr. ist kein Datum dieser Art verläßlich, danach sind es nur wenige. Das liegt vor allem an unserer Kenntnis, die wir von dieser Datierungsweise haben: Praktisch alle Angaben befinden sich bei Julius Africanus, Klemens von Alexandria und Euseb, bei anderen Autoren finden wir fast keine. Klemens beginnt seine Olympiadenära, die er einem Aristodemos von Elis und dem Polybios zuschreibt, in der 28. Olympiade (man schreibt das 28 01), das macht für die erste Olympiade 884 v.Chr. Julius Africanus beginnt mit der 14. 01 und nennt Kallimachos als Urheber, was uns für deren Anfang ins Jahr 828 v.Chr. bringt; offiziell liegt der Anfang bei heutigen Schriftstellern im Jahr 776 v.Chr. In diesem schönen Durcheinander mußten wieder einmal Leerstellen gefüllt werden mit Personen, die nie gelebt hatten. Man mußte Olympioniken gewinnen lassen, Königslisten verlängern usw.

Euseb mußte Herodot korrigieren und selbst den alten Cicero, der für Pythagoras ein um 140 Jahre späteres Datum angab. Da gibt es auch geschickte Angleichungen, bei denen die kirchlichen Daten der hebräischen Könige, die ab 997 v.Chr. regieren, sich den jetzigen Daten, die jene Könige erst ab 926 ansetzen, also einen Unterschied von 71 Jahren aufweisen, schrittweise einander nähern, bis sie pünktlich

zur Babylonischen Gefangenschaft, einer Art unumstößlichem Fixpunkt, mit nur knapp 5 Jahren Abstand (bei Euseb sogar nur 2 Jahren) zusammentreffen. Ein gelungenes Spiel im olympischen Zeitroulette.

Die Kronzeugen

Hervorheben möchte ich noch einmal die bemerkenswerte Tatsache, daß die Überlieferung der *Offenbarung des Johannes* sehr verschieden von der der übrigen Schriften des Neuen Testaments ist. Mit Leipoldt und Windisch können wir annehmen, daß die *Offenbarung* den Bibeldkanon vorwegnimmt, weil sie ihn wie ein frühes Programm enthält.

In meiner kritischen Sichtung der Visionen des Johannes (*Das letzte Buch*, geschrieben 1981, erschienen erst 1993) hatte ich festgestellt, daß der von mir rückerschlossene Kerntext um fast ebenso viele fremde Verse vermehrt worden war, und habe hauptsächlich drei Verfasser herausgearbeitet: den Urheber Johannes von der Insel Patmos, 30 Jahre später durch den „zweiten Verfasser“, einen Kirchenmann vom nahen Festland Kleinasien bereichert, weitere 15 Jahre später umgearbeitet und mit vielen Zusätzen versehen (zum Beispiel die sieben „Briefe“) durch den „Herausgeber“, der schon die entstehende Kirche vor sich sieht. Weitere Zusätze stammen von einem dazwischenliegenden Mitarbeiter und einem Schlußbearbeiter und einem Nachbearbeiter. An den archaischen Gedankengängen und dem liedhaften Aufbau ist erkennbar, daß die Urfassung der *Offenbarung* längere Zeit vor allen anderen Büchern des Neuen Testaments geschrieben wurde und diesen zum Teil als Vorbild diente. Als wichtigste Merkmale des großen Abstands und der Ursprünglichkeit will ich erwähnen, daß es in der *Offenbarung* noch keinen Kreuzestod gibt, auch keine „Naherwartung“ der Wiederkehr Jesu, kein Abendmahl und keine Evangelien, und daß die Namen Jesus und Christus klar erkennbar erst nachträglich eingefügt wurden. (s. auch Abbildungen, S. 100 u. 191)

Entgegen meiner um 1980-1981 entwickelten Meinung über die Jahre, in denen ich die Entstehung der verschiedenen Phasen der Apokalypse sah – eng angelehnt an die in der theologischen Forschung vorgeschlagenen Jahreszahlen –, muß ich jetzt, da feststeht, daß das erste Jahrtausend sein Jahreszahlengerüst völlig verloren hat,

meine Datierungen zurücknehmen und kann nur ganz grob „(kurz) vor 1000 n.Chr.“ als Entstehungszeit angeben. Die Gleichzeitigkeit mit der Koranentstehung ist an vielen Stellen auffällig und mag ebenfalls dazu beigetragen haben, daß die *Offenbarung* sich in der Ostkirche, die den Koran fürchten lernte, nicht leicht durchsetzte. In der *Offenbarung* stirbt Jesus noch den Lanzentod, wie ein germanischer Held – im Koran wird ausdrücklich verneint, daß Jesus durch Kreuzigung starb. Die Darstellung des Kreuzestodes *mit* Lanzenstich in den Evangelien ist eine mißglückte Kompromißlösung. Des weiteren sind die neuartige und besondere Betonung des Buchcharakters der göttlichen Botschaft, die enorme Gewalt der Engel und die alles überschattende Macht des Jüngsten Gerichtes die wichtigsten gemeinsamen Merkmale von *Koran* und *Offenbarung*. (Für die Einzelheiten verweise ich auf mein Buch.)

Das Hin und Her im Theologenstreit um die freie Entscheidungsmöglichkeit des Menschen, der in der islamischen Diskussion allerhärteste Form annahm („Muta'zila“), hat auch die *Offenbarung* geprägt. Auf Johannes, der für die Willensfreiheit eintrat, folgte der „zweite Verfasser“, der sich dagegen aussprach, und auf ihn der „Herausgeber, der sie einschränkend wieder befürwortete.

Mit der Spaltung („Schisma“) der christlichen Kirche in eine byzantinische und eine römische im Jahre 1056 ist der echte Beginn der katholischen Kirche anzusetzen, wenn auch noch nicht in Rom, sondern vermutlich in Südfrankreich, Paris und im Westgotenreich.

Anschließend an die *Offenbarung* und aufbauend auf die frühen *Evangelienharmonien*, wurde nun der Kanon (= „Maßstab“, die Liste der als Gottes Wort angesehenen Bücher des Neuen Testaments) aufgestellt und schrittweise abgegrenzt, wiederum parallel zur islamischen Entwicklung, die viel härter geführt wurde. Dort ging es bereits um die Festlegung des *Korans* als unerschaffen, von Ewigkeit an mit Gott vorhanden. Die damals im Islam laufende „Aktion“ will ich hier nicht untersuchen (ich verweise auf Lüling 1974 u. 1981). Die gegenseitige Beeinflussung aller drei Buchreligionen läßt die zeitliche Nähe der einzelnen Entwicklungsschritte deutlich erkennen. Ähnlich wie das *Misch-na* (aber auch *Weden* und *Palikanon*) sind die Bücher des Neuen Testaments jeweils innerhalb der Gruppen nach der Länge geordnet, die längsten Texte kommen zuerst; im *Koran* ist das mit größter Strenge durchgeführt.

Die Reihenfolge — und die Abweichung von diesem Muster — spielt demnach eine bedeutende Rolle.

In einigen frühen Manuskripten (12. und 13. Jahrhundert) folgt die *Offenbarung* direkt auf die Evangelien, was bezeugt, wie wichtig dieses Buch zu jenem Zeitpunkt noch war. Sogar in der ersten gedruckten Ausgabe des äthiopischen Neuen Testaments (Rom 1549) ist diese Stellung eingehalten, was für die Halsstarrigkeit der Kirche von Axum spricht (Metzger S. 277).

Apostelgeschichte und Briefe sind bedeutend jünger als die Evangelien. Der Jakobusbrief könnte den Anfang gemacht haben, er ist noch stark *judaisierend*. In den Paulusbriefen spiegeln sich die Streitigkeiten der katholischen Dogmatiker im 13. Jahrhundert, die Kämpfe der Scholastiker untereinander.

In Ägypten liegt der Kanon der Bibel selbst im 13. und 14. Jahrhundert noch nicht eindeutig fest. In Äthiopien ist es noch schwieriger, sichere Aussagen zu machen. Man benutzte dort 54 Bücher des Alten Testaments und halb so viele, 27, des Neuen Testaments, zusammen also 81 Bücher. In einigen Bibeln sind es jedoch sieben (oder auch acht) Bücher mehr. Da gehören Henoch und Jubiläen, Synodos und Klemensbriefe zur *Heiligen Schrift*. (Zum Vergleich: Josephus kannte nur 22 Bücher, der heutige Kanon hat 39 plus 27 = 66 Stück.)

Die Verbindung zu diesen ältesten Zentren der Christenheit in Afrika ist ja auch früh abgerissen, darum zeigt die äthiopische Chronologie so völlig andere Daten.

Zumindest soviel geht daraus hervor: Wenn der Bibelkanon im 2. oder 3. Jahrhundert oder wenig später schon festgelegt hätte, wie aus den Kirchenvätern herausgelesen wird, dann würden wohl alle christlichen Bibeln denselben aufweisen. Die Unterschiede deuten auf den späten Abfassungszeitraum hin.

Und andererseits ist diese Abfassung in kurzer Zeit erfolgt: In den Handschriften des Neuen Testaments gibt es eine standardisierte Übereinkunft für gebräuchliche Abkürzungen heiliger Namen (Gott, Jesus, Christus usw.), insgesamt 14, die in allen Abschriften dermaßen gleichmäßig eingehalten ist, daß eine einheitliche Vorlage und kurze Entstehungszeit angenommen werden muß (Metzger 1993, S. 284, Fußnote).

Blicken wir noch einmal auf den „Alten Kanon“ zurück. (Ich zitiere aus Hunger u.a., bes. Stegmüller, 1975.)

Das heute gültige jüdische „Alte Testament“ (*Thora*) wurde von den Masoreten im Orient geschaffen. Wann man dort mit der Arbeit begann, ist nicht ganz erkennbar, es soll Ansätze schon um 750 n.Chr. gegeben haben (S. 154). Fertig wurde der verbindliche Text um das Jahr 1000. Da bei diesen Datierungen im Orient zwischen jüdischer und byzantinischer Weltära oft 300 Jahre klaffen, schrumpft der Vorgang wahrscheinlich auf die letzten 50 Jahre vor 1000 n.Chr., was als Entwicklungszeit annehmbar ist. Auf diese Weise entstand das heute als klassisch angesehene Hebräisch. Es scheint sogar, daß vorher gar kein Hebräisch dieser Art gesprochen wurde, denn in den jüdischen Gemeinden des Orients sprach man entweder die allgemeine Sprache Aramäisch (wie die alten Israeliten) oder Griechisch. In den Exilgemeinden von Babylon bis Ägypten ist das fast selbstverständlich, aber auch in Palästina soll es so gewesen sein. Übergangsmäßig gibt es auch Thora-Texte in griechischen Buchstaben mit „hebräischem“ Wortlaut. Währenddessen bildete sich die moderne hebräische Schrift aus.

Wir kennen das ja, daß für ein Heiliges Buch eine neue Sprache und Schrift geschaffen werden: Panini „erfand“ („um 400 v.Ztr.“) das Sanskrit für die *Weden*, Wulfila „um 380“ das Gotisch für seine Bibel, Method und Kyrill „erfanden“ um 900 Slawisch für ihre Mission (Topper 1995).

Danach müssen immer alle Vorstufen verbrannt werden. »Um ihrem Text ausschließliche Geltung zu verschaffen, haben sie alle älteren Handschriften zerstört.« (S. 154) Hier ist nur von unserem augenblicklichen Thema, den Masoreten und ihrem „Alten Kanon“, die Rede, aber vom Kalifen Osman, der den Koran kodifizierte, oder Kaiser Konstantin VII. von Byzanz (10. Jahrhundert) und anderen wurde dasselbe gesagt. Man sammelte alle anderslautenden Schriften ein und verbrannte sie. Auch die Bollandisten gingen noch so vor, als sie die Heiligenlegenden neu ordneten. Bei den in weiter Zerstreuung – von Marokko bis China – lebenden jüdischen Gemeinden dürfte eine derartige zentral geleitete Vernichtung der Texte allerdings schwer gewesen sein. Es gab vermutlich kaum Niederschrif-

ten vor der masoretischen Thora. Als man Anfang des 18. Jahrhunderts in China ein angeblich vormasoretisches Manuskript der Thora fand, waren natürlich alle Theologen begeistert, bis festgestellt wurde, daß der Text genau der Amsterdamer Druckausgabe des 16. Jahrhunderts entsprach. Danach waren nur noch die absolut Gläubigen davon überzeugt, daß Gottes Wort vom Sinai bis Amsterdam unverändert die Jahrtausende überstanden hatte.

Die hebräischen Bibeln der Humanisten gingen auf Texte des 13. und 14. Jahrhunderts zurück, die heute modernste und am weitesten zurückreichende hebräische Bibel (Kittel 1937) bezieht auch Manuskripte des 10. Jahrhunderts mit ein.

Die Rollen von Qumran

Ob es Bibelhandschriften aus vormasoretischer Zeit gab, bleibt offen. Man erwähnt da gern die Geniza-Texte aus Kairo und die Schriftrollen von Qumran. Die Geniza-Manuskripte des Alten Testaments, die wirklich außerordentlichen Wert besitzen, stammen nach allgemeiner Ansicht, der ich mich anschließe, aus dem 10. bis 12. Jahrhundert (Hunger nennt auf S. 158 die Jahreszahlen 929-1121). Und die Schriftrollen von Qumran sind ihnen äußerst ähnlich (bis auf die fehlenden Vokalpunkte), weshalb sie ihnen auch zeitlich nahestehen müssen. Für die Qumrantexte hat man sich allerdings durch eine katholische Übereinkunft auf die Zeit des 2. Jahrhunderts v.Chr. bis zur Zerstörung des Tempels von Jerusalem durch Titus, 70 n.Chr., geeinigt. Das wurde aus keiner archäologisch begründeten Aussage geschlossen, sondern nur durch Theologen vom Text-Inhalt abgeleitet. Gewiß ist die Zerstörung des Tempels in den Qumran-Texten ein wichtiges Thema, aber diese schriftlichen Zerstörungen von Jerusalem gab es mehrfach. Nach der von 70 fand eine weitere im Jahre 135 statt (einige Wissenschaftler legen die Grenze der Qumranrollen darum auf dieses Datum), und die eigentliche Zerstörung geschah erst „614“ durch die Perser, wodurch die Kreuzzüge ausgelöst wurden. Das kommt in die Nähe des Jahres 1000, wie ich im Kapitel »Der frühe Islam« erklären werde.

Die Ruinen von Qumran in der Nähe der Höhlen, in denen die berühmten Schriftrollen gefunden wurden, lassen an ein wehrhaftes

Kloster denken, etwa wie ein islamisches *Ribat* (10./11. Jahrhundert) zur Ausbreitung des Glaubens. Dort gab es eine große Schmiede, aber keine Schreibstube oder Bibliothek. Der Zusammenhang dieser Ruinen mit den Rollen in den Höhlen ist an den Haaren herbeigezerrt. Diese Rollen sind auch ein kunterbuntes Gemisch verschiedenster Texte, von vielen Schreibern in ganz unterschiedlichen Schriftzügen hergestellt, eher also ein Versteck wichtiger Bücher nach einer militärischen Niederlage.

Wenn die Inhalte dieser Fragmente überhaupt Aufschluß geben, dann sollte man auch die zahlreichen Anklänge an den Koran berücksichtigen. Als Beispiel nenne ich die *Vision Amrams*, des Vaters Aarons. Moses kommt darin nicht vor, dieser Text ist also nicht jüdisch. Aarons Schwester Mirjam heiratete den jüngeren Bruder ihres Vaters, Usiel, was weder nach mosaischem noch nach paulinischem Gesetz rechtens gewesen wäre, den Moslems dagegen erlaubt. Der Text stammt demnach aus dem islamischen Umkreis. Da wird auch ein Engel der Gerechtigkeit gegen einen Engel des Unrechts eingesetzt, das sind typische Ausdrücke des jungen Islams. Und der vielzitierte „Lügenpriester“ könnte auf Mohammed selbst bezogen sein.

In diesem Zusammenhang möchte ich den Damaskus-Begriff der Essener vertiefen. Diese berühmte „Stadt des Bundes“ (die die Theologen gern auf Qumran selbst beziehen möchten) hat einen „sprechenden“ Namen: D-Messi(n)g, „(Ort) der Mischung, der Verbindung, der Einheit der Gläubigen (wie berberisch A-Masigh). Dimaschk nannten die Omayyaden (7. Jh.) ihre Hauptstadt in Syrien, denn sie glaubten, daß der Weltrichter von dort kommen werde.

Übrigens war der *erste* christliche Autor, der die neue Religion Arabiens erwähnt haben soll, ein gewisser Johannes von Damaskus (650-754), der als Mönch bei Jerusalem lebte und großen Einfluß auf die Nachwelt ausübte. Seine Streitschrift ist in mehr als 700 Abschriften erhalten, allerdings keine vor dem 9. Jahrhundert. Die Verhältnisse (der Texte zueinander) sind, wie zu erwarten, äußerst kompliziert. Die Verlegung ihrer Entstehung ins 7. Jahrhundert ist bemerkenswert. Mir kommt es hier auf die Verbindung Essener-Omayyaden-Johannes Damascenus an, die einen Zeitpunkt fordert, der nicht vor dem 10. Jahrhundert liegen kann. Die Erwähnungen dieser Stadt

im Alten Testament (bei Jesajas, 7,8) und besonders im Neuen Testament hängen davon ab.

Wenn diese Gedanken richtig sind, gehören die Qumranrollen eher zum Beginn des Islams und sind knapp vormasoretisch oder parallel zu diesen Texten entstanden.

Zahlreiche *Bruchstücke* sollen älter sein. Ihre Abweichung vom masoretischen Text ist aber sehr gering, entsprechend ist der Zeitabstand gering. Nur die Samariter-Thora bietet einen relativ unabhängigen Wortlaut. Aber wann diese Handschrift abgefaßt wurde, entzieht sich jeder Kenntnis. Ich sah das Prachtstück in Samaria-Sebaste (1960), bin aber nicht kompetent, um eine Datierung vorzuschlagen. Nach allem, was sich aus der weiteren Textentwicklung ablesen läßt, ergibt sich, daß die samaritanische Thora der Ursprung sein müßte und alle anderen die Nachfolger sind. Den Christen waren die Samariter angenehm wegen ihres ähnlichen Messiasglaubens (was im Evangelium vermerkt ist). Den Juden waren sie dagegen verhaßt; sie nannten sie Guthäer (= Goten, im Sinne von „Barbaren“). Die Abfassung des masoretischen Textes ist vermutlich eine Trotzreaktion gegen die ältere samaritanische Vorlage.

»Eine Übersetzung der Bibel wurde notwendig, sobald die Juden das Hebräische nicht mehr verstanden.« (S. 159) Das ist die typische Ausdrucksweise romanhafter Geschichtsdarstellung. Richtig ist, daß die archaisierende semitische Sprache, die von einigen Priestern (Masoreten) geschaffen wurde, erst mühsam erlernt werden mußte. Es sind uns sogar „Übersetzungen“ ins Aramäische, die Einheitssprache des semitischen Orients, in Bruchstücken (aus dem „3. Jahrhundert“) erhalten. Allerdings handelt es sich um Stücke, die nur inhaltlich mit der jüdischen Bibel vergleichbar sind, doch im Text recht frei schalten. Von Übersetzungen kann nicht die Rede sein.

Septuaginta

Seit die 72 Männer in Alexandria um 250 v.Ztr. die Bibel ins Griechische übertrugen (*Septuaginta* = 70), wie die Legende es will, gibt es also dieses Standardwerk in der meistgelesenen Sprache der Antike. Außer den von den Christen erfundenen Schriftstellern kannte nie-

mand diese Version. Und der Text ist eher eine freie Nacherzählung als eine Übersetzung. Es gibt leider nur christliche Manuskripte, die den Gebrauch für den Gottesdienst auch klar erkennen lassen. Zwei winzige Bruchstücke mit jeweils 2 und 5 Kapiteln des 5. Buches Mose sollen auch als jüdisch anerkannt worden sein, aber das ist gar zu wenig.

Es besagt nur: »Diese (griechische) Übersetzung erlangte bei den Juden überraschend schnell großes Ansehen und wurde die offizielle Bibel des hellenistischen Judentums, die auch in den Synagogen Verwendung fand.« (S. 161). Ach so!

Danach aber geriet die *Septuaginta* »bei den Juden in Mißkredit«, so »daß sich die Juden von der *Septuaginta* lösten«. (ebenda) Ich sehe so weit klar, daß diese *Septuaginta* nie in jüdischen Gemeinden erlaubt war und daß ihre Verwendung durch die Christen den Juden ein Dorn im Auge war. Sonst hätten wir wohl eine große Anzahl Handschriften davon. Was jedoch ausgelöst sein könnte durch diese christliche Benützung der Thora, wäre eben die Herstellung des masoretischen Textes.

Vermutlich ist aber die *Septuaginta* auch erst nach 1000 entstanden als ein dem Origenes untergelegtes Werk. Dieser Mann soll im 3. Jahrhundert gelebt und eine Bibel in sechs Versionen (Hexapla) verfaßt haben. Drei der griechischen Übersetzungen, die darin gestanden haben sollen, sind nirgendwo sonst belegt und heute unwichtig (Aquila, Symmachos und Theodotion). Die 5. Spalte, die *Septuaginta*, ist immer noch von Interesse. Es gab jedoch leider wieder nur ein einziges Exemplar dieser kostbaren Riesenschrift, und das ist auch verlorengegangen, nur in bruchstückhaften Kopien und Zitaten erhalten. Die Zitate schenke ich mir, und die Bruchstücke sind auch keinen zweiten Blick wert.

Die übrigen Schriften dieses berühmten Theologen, Origenes, der später von der katholischen Kirche unergründlicherweise als Ketzer verfeimt wurde, sind erst aus dem 11.-13. Jahrhundert erhalten.

Wir landen immer wieder in derselben Zeit, nach 1000 n.Chr.

Makkabäer

Zwischen Altem und Neuem Testament liegen Welten, aber es gibt Scharnierstücke, zum Glück. Es sind die nur griechisch geschriebenen Apokryphen (= die Untergeschobenen), und die wichtigsten davon sind die Makkabäerbücher, weil sie so etwas wie historiographischen Anspruch haben, indem sie einen selbständigen israelischen Staat im 2. Jahrhundert v. Chr. verherrlichen. Nach der 900 Jahre früheren sagenhaften Königszeit von David und Salomon, die man einfach glauben muß, gab es (bis 1948) als autonomen Staat Israel nur den der Hasmonäer beziehungsweise Makkabäer im 2. Jahrhundert v.Chr. Daher die Wichtigkeit dieses Schriftstücks.

Zum ersten Buch gesellte sich 200 Jahre später ein zweites, sagen die Forscher, und danach kamen noch zwei weitere Makkabäerbücher. Eine Episode des 2. Buches wurde zum Kernstück des 4., nämlich die Ermordung einer Mutter mit ihren sieben Söhnen, die nun weiter ausgemalt wurde. Man feierte ihren Gedenktag am 1. August, und das war etwa im 12. Jahrhundert üblich, weder davor noch lange danach.

Auch die beiden letzten Bücher waren in den meisten Ostkirchen anerkannte Teile der *Heiligen Schrift*. Das 4. Buch der Makkabäer wurde fälschlich dem Römerfreund Josephus, Freigelassener des Römers Flavius, zugeschrieben, später aber lieber einem anderen Josephus, den man dann von Gorion abstammen ließ. Dieser war zur selben Zeit wie der vorgenannte Josephus der Befehlshaber der jüdischen Truppen beim Kampf gegen den Römer Titus (also auf der Gegenseite) gewesen, als dieser 70 n. Chr. den Tempel von Jerusalem zerstörte. Vermutlich hat man aus dem Schreibstil geschlossen, daß es sich um zwei Personen handeln sollte. Der zweite hatte im 10. Jahrhundert in Italien eine romanhafte Fortsetzung der *Altertümer* des Josephus Flavius verfaßt. Diese heißt heute unter Gebildeten natürlich „Pseudo-Josephus“.

Dieser Josephus schrieb jedenfalls in Latein, und sein 4. Makkabäerbuch ist eine Mischung aus Bibel, Strabo, Lukian und Alexander-sage und wurde zuerst in Mantua 1476 gedruckt.

Die anderen Apokryphen übergehe ich, denn sie sind noch wertloser, und komme nun endlich zum Neuen Testament.

Angeblich wurde das Neue Testament direkt in Griechisch abgefaßt, einem späthellenistischen Griechisch, das damals die Koine (Verkehrssprache) des östlichen Mittelmeers war. Semitische Vorlagen gab es nicht. Das Griechisch der *Septuaginta* soll sogar den Ton angegeben haben.

Dennoch ist eine lateinische Urfassung wissenschaftlicherseits nicht auszuschließen. Zwar sind die ältesten Fragmente einige Papyri-Bruchstücke in Griechisch, aus dem „2.-7. Jahrhundert“, und der älteste Papyrus stammt sogar von „120 n.Chr.“, bringt jedoch nur 14 Zeilen aus dem Johannes-Evangelium, und das ist sehr wenig. Das reicht nicht einmal zu dem Beweis, daß entgegen aller katholischen Lehre und übereinstimmend mit den Erkenntnissen der Ketzer das Johannes-Evangelium das älteste wäre. Man müßte nämlich erst einmal fragen, an welchen Kriterien diese Altersbestimmungen vorgenommen wurden. Genaugenommen sind sie Studiensache, das heißt, sie liegen im Amtsbereich der Handschriftenkunde. Man hat da seit langer Zeit eine Entwicklung der Schriftarten aufgestellt und ordnet nun alle Texte entsprechend ein. Wie diese Voraussetzung ohne *tatsächlich* datierte Schriftstücke abgelaufen ist, gehört der Vergangenheit an. Seit sie sich festigte, bildet sie einen Maßstab, den niemand mehr stürzen kann, der zur Zunft gehört.

Es handelt sich also um ein Axiom.

Diese Zeitenfolge der Handschriften wurde vom Inhalt her erschlossen, wie man es ja auch heute noch bei den Qumranrollen macht, denn einen zweiten Anhaltspunkt haben wir nicht. Und damit hat sich die Schlange wieder einmal zum Kreis gerollt.

Dann gibt es die „Vollbibeln“ auf Pergament, die man bis vor wenigen Generationen für die einzigen Textzeugen hielt. Diese Kodizes, wie man sie nennt, fangen schon „mit dem 4. Jahrhundert“ an, vor allem drei Manuskripte sind uns erhalten. Ich will sie kurz beschreiben.

Der älteste ist der Kodex vom Sinai, den einer der Schöpfer des modernen Bibeltextes (1869-1872), Konstantin von Tischendorf, 1844 im Katharinenkloster entdeckte. Das Prachtstück kam erst nach Leipzig und dann nach Petersburg und wurde später für eine irrsinnige

Summe nach London verkauft. Vielleicht hatten die Petersburger den Schwindel gemerkt. Die Londoner geben ihn verständlicherweise bis heute nicht zu. Der Kodex enthält das Alte und Neue Testament in Griechisch, fast lückenlos und in der *heutigen* Anordnung, außerdem noch als besonderes Kennzeichen seiner Altertümlichkeit den Barnabasbrief und den Hirten des Hermas, beide recht unschädliche Apokryphen, die man vielleicht um 1840 einzugemeinden dachte, was nicht gelang.

Zum Hirten von Hermas eine kleine Zwischenbemerkung. Es soll zahlreiche Manuskripte, »vom 2. Jahrhundert an« (Metzger, S. 70) davon geben. Das Buch sei vom Bruder des Papstes Pius I. um 140 in Rom geschrieben, der den Paulus (siehe Römer 16, 14) noch gekannt haben soll, wie Origenes annimmt, der eine Generation später gelebt hätte. Wie konnte er sich da um ein ganzes Jahrhundert irren? Bei der stürmischen Entwicklung, die die Kirche damals durchmachte, mußte dem gebildeten Origenes der Sprung über 100 Jahre doch aufgefallen sein! Erst in *viel* späterer Zeit können derartige Fehler entstehen.

Dann haben wir den vatikanischen Kodex aus derselben Zeit („4. Jahrhundert“), der in der römischen Kurie seit 1475 liegt. Wie er dorthin kam, bleibt ein Geheimnis. In ihm fehlt nur die *Offenbarung des Johannes*. Viel älter als 1475 wird er nicht sein.

Der Alexandrinische Kodex befand sich allerdings schon seit 1098 in Alexandria, wenn man den Bibliothekseintragungen trauen darf. Es gibt keinen Grund, ihn jünger zu machen, obgleich er erst 1751 nach London kam. Er *könnte* wirklich um 1100 geschrieben sein.

Außer diesen drei Mustervorlagen, die nie kopiert wurden (soviel läßt sich feststellen an den Fehlern, die in den Abschriften wiederkehren mußten), gibt es noch zwei Handschriften des „5. Jahrhunderts“, die beide arg verdächtig sind. Ich erwähne nur den besseren, den Kodex des Ephraim, der heute in Paris liegt (veröffentlicht von Tischendorf 1843). Die Lederblätter mit der *Heiligen Schrift* („5. Jahrhundert“) wurden im 12. Jahrhundert abgewaschen (*sic!*) und mit einigen Texten des Syrsers Ephraim (gestorben „373“) beschrieben, wodurch viele Blätter verloren gingen. Da erübrigt sich jeder Kommentar.

Dieser Ephraim wurde durch seinen ins Armenische übersetzten Kommentar zur *Evangelienharmonie* bekannt, und hier fängt die Geschichte an, spannend zu werden. Zuerst gab es nämlich gar nicht vier Evangelien, auch nicht zwanzig, sondern nur *einen* Text, der viele Aussprüche Jesu und Beschreibungen seiner Taten vereinigte. Diesen Text nennt man *Evangelienharmonie*, weil er im Gegensatz zu den späteren vier Evangelien noch einen harmonischen ungeteilten Ablauf darstellt.

Ein gewisser Tatian soll der erste Autor dieses wahren Evangeliums gewesen sein, und wie sein Name und die wenigen erhaltenen Reste nahelegen, war es in Latein geschrieben. Die herumgebaute Legende sei kurz erwähnt: Der Ostsyrer Tatian sei in Rom durch Justin, den Märtyrer, zum Christentum bekehrt worden. Er kehrte dann im Jahre 172 nach Syrien zurück und gründete dort völlig unlogischerweise die gnostische Sekte der Enkratiten. Für diese schuf er seine *Evangelienharmonie*, indem er die damals angeblich schon existierenden vier Evangelien zu einem einzigen zusammenfaßte. Nachdem die Kirche sich dagegenstellte, sammelte sie alle Handschriften ein (über 200 allein im Euphratgebiet im Jahre 453) und vernichtete sie. Zwischen Abfassung und Beginn der Vernichtungsaktion liegen demnach fast drei Jahrhunderte. In dieser Zeit hatte sich das *Diatessaron*, wie man das Buch nannte, im gesamten christlichen Bereich ausgebreitet, denn noch tausend Jahre später gibt es in fast allen Kultursprachen Übersetzungen davon.

Soweit die Legende, die auch von modernen Theologen weiter ausgebaut wird; die *Evangelienharmonie* des Tatian sei auch in syrischer Übersetzung bis zum 5. Jahrhundert in allen christlichen Gottesdiensten des Orients *ausschließlich* (S. 184) in Gebrauch gewesen, das heißt, andere christliche Texte waren gar nicht gottesdienstfähig. Leider gibt es keine Abschrift mehr.

Es gibt lateinische und syrische (eigentlich armenische) Übersetzungen, die älter sind als das nicht erhaltene griechische Beweisstück, aber das sind allesamt sehr späte Blätter. Und es gibt auch Gelehrte, die vernünftigerweise behaupten, das Original sei ohnehin in Latein abgefaßt gewesen.

Theologen fanden nämlich heraus, daß ein gewisser Victor von Capua 544 ein solches Tatian-Exemplar gekannt und in seinen berühmten Bibelkodex integriert hat. Dieser Kodex gehörte später dem nicht weniger berühmten Missionar aller Deutschen, Bonifatius, und befindet sich heute in Fulda. Leider hat Victor im letzten Moment den tatianischen Text der *Evangelienharmonie* durch den Vulgatatext ersetzt. Und so haben wir ihn eben doch nicht, denn der Kodex von Fulda bringt eine Synopse, das ist eine nachträgliche Zusammenfassung der ersten drei Evangelien mit genauen Kapitelangaben, also wohl erst in der Renaissance geschrieben.

Es gibt aber doch echte *Evangelienharmonien*, und zwar ausgerechnet bei uns, nämlich in Althochdeutsch: Da ist der *Krist* des Otfried von Weissenburg und der *Heliand*, beide im „9. Jahrhundert“ unter der Aufsicht des großen Lehrers Hrabanus geschrieben. Der *Heliand* sei durch Ludwig den Frommen 830 angeregt worden, wie die nachträglich zugefügte lateinische Vorrede besagt; er sei in altsächsischer Mundart mit Anklängen an angelsächsische Epen abgefaßt. Der *Krist* des Otfried aus dem Elsaß sei erst 863-871 vollendet worden, und zwar in oberrheinisch-fränkischer Mundart, erstmals mit Endreim (!). Das Original von der Hand Otfrieds selbst liegt heute in Wien, eine kaum jüngere Abschrift in Heidelberg. Die Illustrationen des Originals: Sonne und Mond mit Tüchern zwecks Verdunkelung, dazu Blut, das aus den Fußwunden in einen Kelch fließt, und das INRI über dem Kreuz, dessen Wortlaut nicht in den vorgegebenen Zeitraum paßt, stehen dem Relief der Externsteine sehr nahe, nämlich dem oberen christianisierten Teil, während darunter der heidnische Kult mit Drache noch schwach erkennbar ist (s. Abb. S. 192). So sage ich mir, daß auch der *Krist* mehrere Jahrhunderte später (als behauptet) geschrieben und gemalt sein muß, vielleicht immer noch etwa gleichzeitig mit den lateinischen und orientalischen Fassungen.

Das wäre im 13. Jahrhundert; da gibt es verschiedene italienische *Evangelienharmonien*, auch englische, sogar arabische und persische. An ihnen erkennt man den dogmatischen Streit um die zeitliche Begrenzung – ein oder mehrere Jahre – der Wirksamkeit Jesu.

Interessant bleibt die Frage, warum in der Kirche schließlich vier – stellenweise sich arg widersprechende – Evangelien eingeführt wurden, nachdem die Einfach-Fassungen doch schon so gut verbrei-

tet waren. Die Technik der widersprüchlichen Mehrfachbeschreibung eines Vorgangs war schon im Alten Testament erfolgreich durchprobiert worden (doppelte Mose-Bücher, Richter-Könige, Makkabäer). Da gibt es zwei- und dreifache Berichte desselben „geschichtlichen“ Vorgangs, und gerade durch die Verschiedenheit wird der Inhalt wahrscheinlicher. Ein einziges *Zeugnis* darf keine Fehler enthalten, schon gar nicht, wenn es das Wort Gottes sein soll; aber mehrere *Niederschriften* können durchaus voneinander abweichen, ohne verdächtig zu sein. Sie bestätigen sich größtenteils gegenseitig und lassen verschiedene Auslegungen zu, was in jeder Hinsicht vorteilhaft ist.

Warum man nun ausgerechnet vier Evangelien schuf, wo doch eine recht große Auswahl bestand, hat uns Irenäus („gest. 202“ in Südfrankreich; nur lateinisch erhalten) erklärt: Die vier Tiere des Hesekiel (I,10) und der *Offenbarung* (IV,7) gaben den Anlaß. Darum werden die Evangelisten (schon ab 12. Jahrhundert?) ebenfalls mit drei Tierköpfen und einem Menschenkopf dargestellt. Historische Gründe für die vier Evangelien, etwa die naheliegende und heute allgemein geglaubte Behauptung, diese wären an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeitpunkten entstanden und dort jeweils zuerst anerkannt worden, kennt Irenäus noch nicht. Ihm kommt es nicht auf geschichtliche Begründung an, sondern auf den theologischen Sinn, der in der Schaffung der vier Evangelien gesehen werden muß, nämlich der Bezug auf die *Offenbarung des Johannes*.

Im Orient

Obleich natürlich alle ersten Christen Aramäisch gesprochen haben müßten, gab es doch nie eine aramäische *Heilige Schrift* dieses Christentums. Seltsam. Aramäisch war durchaus eine weitverbreitete Literatursprache.

Zu untersuchen wären nun einige orientalische Übersetzungen des Neuen Testaments, denn sie könnten ja einen „Punkt von außerhalb“ bieten, einen Angriffspunkt, der die hier vertretenen Behauptungen aus den Angeln heben könnte.

Da gibt es die *Alte Syrische*, erhalten in zwei Handschriften, von denen eine als Palimpsest (Überschreibung) aus dem bekannten Ka-

tharinenkloster vom Sinai sofort ausscheidet. Daß man dort Zeit hatte, dergleichen herzustellen, ist fraglos. Die beiden Manuskripte wurden zunächst „um 150“ datiert, sind aber heute eher „bei 300“ eingereiht, und das dürfte ebenso willkürlich sein wie die erste Datierung. Sie enthalten noch Anklänge an die *Evangelienharmonie*, liegen also nahe beim 12. Jahrhundert.

Die *Peschitta* ist die offizielle syrische Bibel, der nur vier katholische Briefe fehlten. Letztere hat ein gewisser Philoxenos in eigener Übersetzung aus dem Griechischen nachgetragen. Die älteste Handschrift stammt aus dem 12. Jahrhundert und enthält auch schon die *Offenbarung des Johannes*. Der Vorgang der Kanonbildung ist hier direkt ablesbar.

Und die anderen Übersetzungen?

»In Palästina, das im 5. Jh. fast ganz christlich geworden war, war das Griechische die Kirchensprache. Da aber viele Christen diese Sprache nicht verstanden, wurden (laut Aetheria und Euseb) Schriftlesung und Predigt beim Gottesdienst ins Syrische übersetzt.« (bei Hunger, S. 186) Da waren wohl Simultanübersetzer zugegen; was wir von Euseb zu halten haben, wurde schon erörtert.

Übersetzungen in das besondere palästinensische Syrisch liegen uns in drei Auszügen vor, die im 11. und 12. Jahrhundert angefertigt wurden. Sie lassen nach Ansicht der Fachleute sogar noch die *Evangelienharmonie* als Grundlage erkennen.

Nehmen wir die armenischen Übersetzungen aufs Korn.

Die älteste Handschrift ist keine *Evangelienharmonie*, sondern eine Abschrift mit 4 Evangelien aus dem Jahre 887. Da die armenischen Datierungen nicht fehlerlos an unseren geeicht sind, ist es geraten, stets 38 bis 44 Jahre dazuzuzählen (Beginn des Julianischen Kalenders vor Ztr.). Das bringt uns gegen 930. Daß damals schon vier getrennte Evangelien existiert haben sollen, wäre bemerkenswert, aber es geht hier nicht darum, wer sich den Ruhm des Ersten aufs Haupt läßt, sondern, ob die völlig unhaltbare These von der Entstehung der Bibel im 2. Jahrhundert irgendeine Wahrscheinlichkeit hat.

Bisher mußten wir immer fast ein Jahrtausend dazugeben.

Grundlage auch dieser vier Evangelien war – nach Aussagen mehrerer Fachleute (5.187) – eine syrische *Evangelienharmonie*, die in den armenischen Kirchen »bis zum 7. Jahrhundert verwendet« wurde.

Die *Offenbarung* nahm man dort leider erst im 12. Jahrhundert in den Kanon auf.

Die Georgier schufen sich ihre Übersetzungen nach den armenischen Texten, die ältesten Handschriften stammen aus den Jahren 897, 913 und 955. Die *Offenbarung* wurde 978 übersetzt, aber nie in den Kanon aufgenommen.

Ägypten ist schließlich eines der ältesten christlichen Länder. Die früheste koptische Übersetzung in Nordägypten stammt von 889. Man muß auch hier meist 40 Jahre im Schnitt dazurechnen, um einigermaßen Anschluß an die europäischen Jahreszahlen zu gewinnen. Das wäre etwa 930.

Aber die Wissenschaftler glaubten bis vor kurzem noch an Originale um 200-250, heute sind sie auf »das 5. und 7. Jahrhundert« (S. 189) als Übersetzungszeit gekommen. Da haben sie noch einen weiten Weg zu echten Geschichte vor sich.

Die oberägyptischen Papyri-Bruchstücke sollen sogar die älteren sein, aber so genau weiß es keiner. Wie könnte man auch solche Bruchstücke datieren?

Bibellatein

Von der lateinischen »Übersetzung« (S. 190) der Bibel, die meines Erachtens der Urtext ist, gibt es zwei Gestalten, die *Itala* (heute *Vetus Latina* = Alte Lateinische genannt), und die *Vulgata* des Hieronymus. Die ältere, *Itala*, ist in Afrika entstanden, »wohl noch vor 200« (S. 191). Es gibt aber nur zwei Handschriften, in denen keine Zensur seitens der *Vulgata* erkennbar ist, nämlich den Kodex von Turin aus dem 5./6. Jahrhundert und den Kodex Palatinus aus dem 5. Jahrhundert, der seit 1919 in Trient aufbewahrt wird. Sie sind beide mit späten Einschüben vermengt, so daß die Datierung kaum haltbar scheint. Zu diesem Zeitpunkt hatte sich die *Vulgata* des Hieronymus bereits durchgesetzt, auch wenn er den Kampf seiner Übersetzung gegen die ältere Form in einem Brief an Papst Damasus schon »vorausah« (S. 193). Außerdem wurde er schon zu Lebzeiten dermaßen raubkopiert, daß er sich gegen allzu entstellende Varianten seiner Übersetzung heftig zur Wehr setzen mußte. Und Cassiodor, der 570

starb, hatte schon Mühe, den echten *Vulgata-Text* wieder zu rekonstruieren. (S. 194) Ob das nicht nachträgliche Gedanken sind? Aber auch heute ist man nicht sicher, wie der wirkliche *Vulgata-Text* aussah. Nur soviel ist sicher: Der im 16. Jahrhundert durch die Kirche erstellte Text ist vage und ungenau, womit er an allen strittigen Stellen der Diskussion aus dem Wege geht. (Rönsch, S. 11)

Die *Itala*, die als Einzelexemplar in Nordafrika entstanden war, lag jedenfalls davor. Sie wurde Augustin zufolge schon vor 396 in die italienische Volkssprache übersetzt. Daß diese *Itala* fast nur in Palimpsesten ab dem 8. Jahrhundert erhalten ist und sogar noch später, im 13. Jahrhundert, abgeschrieben wurde (der Purpurkodex *Gigas* in Stockholm), steht in glattem Widerspruch zu der Behauptung, daß sich die *Vulgata* des Hieronymus – wenn auch unter Streitigkeiten – sehr schnell durchgesetzt habe. Die Rechtschreibung dieses Volkslateins ist auch eher germanisch als afrikanisch beeinflusst, aber darüber macht sich nur ein Fachmann Gedanken. Und diese ergeben, daß die *Itala* sehr spät geschrieben wurde.

Gerade will ich dieses Manuskript zum Druck geben, da erlebe ich etwas, was mich in Zweifel stürzt. Anlässlich der Wiedervereinigung der beiden Preußischen Staatsbibliotheken in Berlin gab man am 9. 6. 1998 einen Festakt, bei dem für zwei Stunden einige der kostbarsten Handschriften des Abendlandes ausgestellt waren. Die illustrierte Doppelseite aus der *Itala* (»4./5. Jahrhundert«, Ms. Theol. Lat. fol 485, 2 r) war 1986 in Ost-Berlin zuletzt gezeigt worden. Da sieht man Szenen aus dem Leben Sauls in einmaliger Meisterschaft dargestellt, typisch für das spätantike Rom, wie sie vielleicht auch in der Renaissance kein Maler hätte nachahmen können. Es gibt kein einziges paralleles Beispiel einer derart illustrierten alten Bibel im Abendland. Auf der Rückseite sind einige Zeilen des *Itala-Textes* erhalten. (Außer diesem Bruchstück besitzt die Staatsbibliothek noch eine weitere Doppelseite.)

Meine Zweifel an der Datierung, die ich der zuständigen Dame sofort vorbrachte, wurden beiseite geschoben. Es gibt einen Berg von Werken über dieses einmalige Exemplar; drei Generationen von Wissenschaftlern haben sich damit beschäftigt und kennen jede Faser dieser beiden Pergamente. Sie wurden nämlich 1875 im Quedlinburger Dom als Einbandmaterial der Stiftsakten entdeckt und vor-

sichtig abgelöst. Die in den Bildern lesbaren Bezeichnungen von Saul (nicht Saulus), dem Chor der Propheten, Soldaten und Hirten usw. werden als Anweisungen für den Maler erklärt. Sie seien also nicht nachträglich eingetragen, sondern vorher hingeschrieben und durch die schwachen Temperafarben nicht völlig verdeckt worden. Auch so kann man Zusätze deklarieren.

Es scheint also Sitte gewesen zu sein, daß man uralte Texte als Bucheinband oder Rückenfutter verwendete? »Das zwar nicht, aber es kam vor.« Mönche hätten in Quedlinburg aus Mangel an Pergament eine illustrierte Bibelhandschrift, die damals etwa tausend Jahre alt war, zum Buchbinden verwandt, und zwar mit der Bildseite nach innen, so daß die heiligen Worte außen lagen und durch häufige Benutzung abgegriffen wurden, aber aus den wenigen Worten noch als *Itala* erkennbar sind.

Angesichts der bestens erhaltenen Temperafarben frage ich mich nun, welcher Künstler des 19. Jahrhunderts eine derart perfekte Illustration schaffen konnte.

Kanonbildung

Im Mittelalter (schreibt Metzger 1993, S. 228), »bleibt der Kanon an seinen Rändern in gewisser Weise elastisch«. Die gewundene Sprache dieses besten aller lebenden Kanon-Fachmänner zeigt schon, worauf es hinausläuft. »Erst auf dem Konzil zu Florenz (1439-1443) bezog Rom erstmalig zum Schriftkanon eindeutig Stellung.« Damals stand die *Apostelgeschichte* noch *nach* den Briefen vor der *Offenbarung*. Sie muß demnach sehr spät geschrieben sein; sie enthielt zunächst ein Zwölftel mehr Text als heute (S. 248). Lukas, der sie verfaßte, kannte zwar Paulus persönlich, aber nicht dessen Briefe. Diese haben auch ganz eigenartige Schicksale durchgemacht, wurden ständig hin- und hergeschoben und einmal geliebt, einmal abgelehnt. Der Laodicäerbrief des Paulus, der nach Fachleuten neun Jahrhunderte gleichermaßen als Wort Gottes gegolten hatte, wird nun aussortiert. Wieso nur neun Jahrhunderte, wenn er im 1. Jahrhundert (nämlich durch Paulus) geschrieben wurde und im 15. aussortiert wird? Weil man ihn erst aus dem berühmten Kodex von Fulda von 546 kennt.

Und das besagt, daß auch dieser so wichtige Bibel-Kodex gefälscht ist.

Aufklärende Theologen wollten ja schon damals, im 15. Jahrhundert, die unlösbaren Probleme der Glaubenslehre vereinfachen, indem sie zahlreiche Briefe des Paulus aus dem Kanon ausschieden. Ich nenne nur Jakob Thomas von Gaeta und Erasmus von Rotterdam. Am Ende widerriefen sie ihre kühnen Entwürfe. Nicht aus besserer Einsicht, sondern aus Angst. (S. 230) Erst Luther nimmt sich da mehr Freiheiten heraus, wenn auch nicht allzu viele. Seine Schriftgläubigkeit ist fast noch penetranter als die der römischen Kirche.

Handschriften

Eine auffällige Technik sind die zahlreichen Interpolationen, das sind eingeschobene Verse zum Zweck der Legitimierung neuer Dogmen. Sie sind schon in den ältesten Handschriften enthalten, also „schon lange vor dem Jahr 1000 bezeugt“, was nicht sein kann, weil die Motivierung zu diesen Einschüben erst viel später auftrat. Die jeweiligen Handschriften können nicht älter sein als die notwendige Interpolation.

Über diese uralten Manuskripte, die Kodizes, gibt es oft phantastische Auffindungsszenarien. Nehmen wir einmal die *Didache*, eine Art Vorschrift für die Kirchenbeamten (siehe Wengst 1984), die zwar heute nicht mehr zum Bibelkanon gehört, aber doch bis zum ausgehenden Mittelalter davon nicht ausgeschlossen war. Mehrere „Kirchenväter“ – und das heißt stets: in den Anfängen der Kirche, „2. bis 5. Jahrhundert“ – haben sie zumindest als Titel erwähnt. Der heute benutzte einzige erhaltene Text, der Jerusalemer, ist angeblich 1056 geschrieben und 1873 in Konstantinopel gefunden und vier Jahre später nach Jerusalem (daher der Name des Kodex) gebracht worden.

Ich denke, daß die *Didache* vor dem Zeitpunkt ihrer Niederschrift (11. Jahrhundert) noch gar nicht existierte. Durch interne Kirchenkämpfe wurde sie im 15. Jahrhundert wieder aussortiert. Zur Stützung der Echtheit soll auch ein griechischer Kodex aus dem 13. /14. Jahrhundert in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Konstanti-

nopel gefunden worden sein, und zwar in einer Fischhandlung, wo die Blätter als Einwickelpapier für die Fische verwendet wurden (was erklärt, warum nicht mehr alle Seiten des Kodex vorhanden sind). Muß ich jetzt anführen, daß einfache Leute wie Fischverkäufer eine grenzenlose Hochachtung vor dem geschriebenen Wort hatten und daß man Papyrus oder Pergament niemals zum Einwickeln von Alltagsgegenständen verwendete, weil es dafür nicht geeignet ist, oder soll ich diese Lüge in anderer Hinsicht lächerlich machen? Etwa mit der seltsamen Begleitgeschichte dieses Kodex: Er gelangte über mehrere Stationen 1580 ins Kloster Maursmünster im Elsaß (ich würde sagen: Dort wurde er hergestellt), kam dann 1793 oder 1795 in die Staatsbibliothek Straßburg, verbrannte dort 1870 beim Preußensturm (zum Glück, sonst hätte man inzwischen die Fälschung erkannt), konnte aber dennoch gedruckt werden, da schon 1843 in Jena eine erste gedruckte Auflage erschienen war (wieso eigentlich so spät?). Es soll aber auch drei humanistische Abschriften von 1579 an gegeben haben, und sogar einen Druck 1592. Mit den Nachweisen hapert es leider.

In diesem Jerusalemer Kodex von 1873, der im 11. Jahrhundert geschrieben sein soll, ist auch der *Barnabasbrief* enthalten. Dieser liegt sonst nur im *Codex Sinaiticus* vor, der ja schon als verdächtig gebrandmarkt wurde. Es gibt dann noch einige Fragmente desselben Briefes, die entsprechend alt sein sollen. Das beste Bruchstück enthält 6 Verse von Kap. 9; auch Klemens von Alexandrien soll ihn zitiert haben, doch diesen Mönch kennen wir schon als Romanfigur.

Dann gibt es modernisierende lateinische Übersetzungen der *Didache* aus dem 10. Jahrhundert in Nordfrankreich, aber wenn man diese Dokumente untersuchen könnte, würde man den Schwindel sicher bald entdecken.

Die *Didache* kennt nämlich das Matthäus-Evangelium, und das ist vermutlich nicht vor 1050 geschrieben worden. Insofern dürfte die Jahresangabe im Jerusalemer Kodex, die 1056 n.Chr. ergibt, durchaus akzeptabel sein.

Die anderen „nichtkanonischen“ Schriften, der 2. *Klemensbrief*, den schon Euseb „bezeugte“, und die Schrift an Diogenet, sind noch leichter als Erzeugnisse des 11. Jahrhunderts erkennbar. Es gibt auch noch

einen 3. *Klemensbrief*, der ist 1170 in Syrien geschrieben und dort ans Evangelium angefügt worden.

Seit dem 17. Jahrhundert weiß man in Theologenkreisen, daß die Briefe des Ignatius und Klemens usw. Fälschungen sind. Dennoch werden sie in Büchern für Laien wie göttlich inspirierte Erbauungsschriften angepriesen (siehe auch Detering, S. 91 f.).

Diese „Briefe“ sind eigentlich Predigten; sie tragen auch noch Anfügungen von fremder Hand, um sie echter erscheinen zu lassen. Aber allein schon von der Form her handelt es sich weder bei denen in der *Offenbarung* noch bei all den anderen genannten, auch nicht bei denen des Paulus, um wirkliche Briefe.

Paulus schießt mit einem Echtheitshinweis den Vogel ab: Er bezeugt in seinem *Brief an die Galater* (6,11), daß er eigenhändig mit »großen Buchstaben« geschrieben habe, also in Majuskeln, um die Echtheit zu unterstreichen. Aber der wichtigste Kirchenschriftsteller der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts, Justin, weiß noch nichts von den Paulus-Briefen. Dann ist es gleichgültig, ob sie in Majuskel oder Minuskel geschrieben sind.

Einen Anhaltspunkt kann das Schriftbild ausnahmsweise doch einmal geben: Wir wissen, daß die arabischen Ziffern erst im 12. Jahrhundert in Europa verwendet werden, dennoch gibt es lateinische Manuskripte mit westarabischen Ziffern, die ins 10. Jahrhundert datiert werden (Bischoff 1979). Wenn wir Geschichte schreiben wollen, müssen wir die Datierung dieser Manuskripte in Frage stellen.

Auf der vorhin erwähnten Festaussstellung in Berlin lag neben der *Itala-Seite* ein Pergamentblatt von Vergils *Georgica*, in Monumentalschrift (»5. Jahrhundert«), die »nur kurze Zeit für Bücher verwendet wurde, sonst nur auf Steininschriften«. Wiederum handelt es sich um ein einzigartiges und einmaliges Exemplar.

Abgesehen von derartig seltsamen Anstoßpunkten sollte eine vernünftige Kritik möglichst vom Inhalt ausgehen, wenn man ein Manuskript einordnen will. Hierzu noch ein Beispiel: An der Gestalt des Judas Ischariot läßt sich viel über die Mentalität der Autoren ablesen. Judas wird stellvertretend eingesetzt für alle Juden, die den Gottessohn ermordet haben. Dabei spielen Opfersprüche eine Rolle, wie der, daß es besser sei, wenn einer stirbt, als daß das ganze Volk verdirbt. Der auserwählte Gottessohn ist eine Art Tageskönig, eine

theatralische Gestalt, dem wie ein Opferbegleiter Judas beigegeben wird. Hier ist die Übernahme orientalischen Gedankengutes und zugleich die Abgrenzung dagegen zur Dramatik hochstilisiert. Aus dem klassischen Opferbegleiter wird das Begleitopfer skythischer Totenrituale, aus dem Judas des Kusses wird Judas, der Selbstmörder. Wenn wir den soziologischen Hintergrund des 11. Jahrhunderts heranziehen, die ersten Judenverfolgungen in den rheinischen Städten, wird das makabre Judas-Drama durchsichtig.

Außer den schon genannten Manipulationen ist noch eine weitere sehr auffällig: die gegenseitigen Zitierungen. Gerade das nämlich, daß ein antiker Autor einen anderen kannte, ihn fortsetzte und über ihn schrieb, ist die Ausnahme in der echten Literatur, soweit überhaupt welche vorhanden ist.

Ein typisches Beispiel: Josephus schreibt in seinen *Jüdischen Altertümern* (20, 7, 2) über den Statthalter Felix und den Magiker Simon; die Angaben werden durch Tacitus (*Historien*, V, 9) bestätigt und dann in der *Apostelgeschichte* (24, 24-26) weiter ausgesponnen. Solche Kreuzverweise sind nicht nur äußerst verdächtig, sondern werden lächerlich, wenn Autoren wie Josephus und Tacitus, die ja den heiligen Lukas der *Apostelgeschichte* „stützen“ sollen, ins Loch der Fälschungen gefallen sind.

Die gegenseitige Bestätigung von kirchlichen Texten ist allerdings nur bruchstückhaft durchgeführt worden. Anfangs wußte man ja auch gar nicht, was man da bestätigen sollte, denn zuerst existierten ja gar keine derartigen Schriften. Man schuf oft Leerstellen zum Einfügen, von denen einige auch später nie geschlossen wurden, wie zum Beispiel die Listen von Werken der Kirchenväter, die nie ausgefüllt wurden. Es heißt dann, die Werke seien verlorengegangen. Das ist plausibel, aber dennoch nicht glaubwürdig.

Der frühe Islam

Die Faktoren, die der herausragende spanische Orientalist Asin Palacios (1931, S. 125) als Elemente bei der Entstehung des Islams anführt, lassen aufhorchen, erst recht, wenn man bedenkt, daß dieser Priester seinerzeit eine vorsichtige Ausdrucksweise wählen mußte, um nicht der kirchlichen Verdammung anheimzufallen. Er nennt drei Grundzüge, die im orientalischen Milieu zwischen Ägypten und Persien zur geistigen Gestalt des Islams führten: den Neuplatonismus aus Alexandria, der nicht nur als Philosophie, sondern als Theosophie und Theurgie wirkte, besonders in seiner spätesten Form durch Jamblichos und Proklos; dann die Gnosis, eine seltsame Mischung aus hellenischen und orientalischen Elementen, die keine Sekte bildete, sondern nur ein mystisches System; und schließlich die christliche Askese, die ebenfalls keine Religion war, sondern eine praktische Lebensform, wie sie von den frühen Mönchen vorgelebt wurde. Am Rande dürfte der Buddhismus eine Rolle gespielt haben. Das wären die Grundelemente: Theosophie, Gnosis und Derwischtum. Aber — Judaismus oder byzantinisches Christentum kommen dabei nicht vor, weil (Asin hat das nicht so gesagt, aber es ist in seinem Text enthalten) es damals diese religiösen Systeme noch gar nicht gab! Sie entstanden ja gerade erst mit dem Islam gemeinsam, in gegenseitiger Befruchtung und Abgrenzung.

Ein anderer gelehrter Orientalist, Günther Lüling, hat entsprechende Hinweise auf zwei Wegen gefunden: durch die Untersuchung der Baugeschichte des zentralen Heiligtums des Islams, der Kaaba (1992), und durch eine Aufgliederung der Urquellen, aus denen der Koran zusammengesetzt ist (1974). Beide Forschungsergebnisse überraschen die Fachwelt, werden sich aber schrittweise durchsetzen, weil sie von tiefer Einsicht in die wahren Zusammenhänge zeugen.

Lüling sieht den Entstehungsvorgang dieser jüngsten Weltreligion als Teil der Kirchengeschichte, und zwar besonders als Ketzergeschichte aus dem Umfeld des Arianismus. Statt der offiziell gelehr-

ten blitzartigen Ausbreitung des Islams nimmt Lüling einen Entwicklungsvorgang von mindestens 150 Jahren als Grundvoraussetzung an. Wann dieser Vorgang abgelaufen sein soll, ist ihm dabei gleichgültig. Nur soviel steht fest: Der Islam gehört direkt zur christlichen Entwicklung und ist ohne diese nicht denkbar.

Mit genauen Belegen zeigt Lüling, daß die Moschee in Mekka zunächst eine Marienkirche war und in mehreren Baustufen ihre heutige Gestalt erhielt. Desgleichen kann er an einzelnen Strophen im Koran nachweisen, daß hier syrische und äthiopische Hymnen enthalten sind, wie sie die frühen Christen sangen. Die Engelsherrschaft, die Form der Christuslegende (noch kein Kreuzestod) und die Unkenntnis der Dreifaltigkeitslehre weisen ebenfalls auf eine frühe Form des Christentums hin, das zu jener Zeit entstanden sein wird, in einer Weise, die mit unserer heutigen Sicht der Kirchenentstehung nichts zu tun hat.

An der Baugeschichte einer anderen berühmten Moschee, der des Omayyadenkalifen Abd-ur-Rahman in Córdoba, zeigt der Geschichtsphilosoph Olagüe (1974), ein Schüler Spenglers, daß hier gar manches nicht stimmen kann. Der berühmte Hufeisenbogen kam nicht aus Syrien, sondern gehört auf der Iberischen Halbinsel schon lange zu den bekannten Stilelementen, bevor die Araber dorthin kamen. Am meisten verblüfft ihn der Säulenwald der großen Moschee, denn es ist ja eine Grundbedingung beim islamischen Gebet, daß man den Blick auf den Vorbeter frei hat. Das aber verhindern die Säulen! Dieses Gebetshaus, schließt Olagüe mit vielen weiteren Argumenten, ist weder islamisch, noch katholisch, noch jüdisch; es muß zu einer Religion gehören, von der wir heute kaum eine Ahnung haben. Sie dürfte vage mit Arianismus zu umschreiben sein, mehr läßt sich nicht feststellen.

Die neuen Gedanken Olagües möchte ich so zusammenfassen: Die angebliche arabische Invasion Spaniens („711“) wurde erst durch christliche Historiker in die Welt gesetzt, indem sie eine obskure arabische Legende dazu ausbauten und als Fakt hinstellten, um damit einer katholischen „Wieder«-Eroberung (*Reconquista*) Andalusiens den Boden zu bereiten. Als Vorlage benutzte man arabisch-islamische Missionsschriften des 11. und 12. Jahrhunderts, in denen eine irrationale göttliche Gewalt den Siegeszug des Islams verkündete.

Das durch die berberische Herrschaft gedemütigte Selbstbewußtsein der Goten konnte aufatmen und sich zugleich eine „historisch“ begründete Rechtfertigung für den umgekehrten Vorgang, die Eroberung der südlichen *Gebiete*, schaffen. Man erfand eine *üble Geschichte* von Verrat und Frauenrache, die den letzten Gotenkönig Roderich die Krone gekostet habe; und einen heldenhaften Neffen, Pelagius, der dann zum Gegenschlag ausholte, der 781 Jahre später mit der Eroberung von Granada glücklich beendet war.

Die frühesten Chroniken, die von der islamischen Eroberung erzählen, sind reine Legenden und Romane, angefüllt mit allbekannten Sagenmotiven, wie sie in *1001 Nacht* vorkommen oder in Prokops *Gotengeschichte*. Die Kalifen sind oft nur mit Namen aufgeführt, ihre Regierungsjahre sind immer wieder glatte Zahlen von 25 oder 50, und wenn Details erzählt werden, sind es haarsträubende Verbrechen. Wir kennen sogar einige der Christen, die derartige arabische Texte herstellten oder verfälschten und dann als echt in Umlauf brachten: Jiménez von Rada (1180-1247) ist der bekannteste. Ein erfundener arabischer Geschichtsschreiber ist – wie schon in Kapitel 5 erwähnt – der Cordobenser Rasis, der eine Menge Bücher verfaßt haben soll, von denen keine Seite mehr existiert. Aber eine portugiesische Übersetzung seiner andalusischen Herrscherliste von 1344 ist erhalten. Wenn sie heute mit der offiziell gelehrten spanischen Geschichte übereinstimmt, dann kann man sich denken, warum.

Quellen und Chroniken über die arabische „Invasion“ gibt es also nicht, sagt Olagüe. Alles, was wir für solche halten, sind Wiederholungen mittelalterlicher Sagen und Romane. Die christlichen Texte sind nicht besser. Einige gehen auf Isidor Pacense zurück, der seit zweihundert Jahren schon als Fälschung bekannt ist. Auch die Chronik des San Ildefonso („gestorben 667“) ist, »wie man heute weiß, zwei bis drei Jahrhunderte nach seinem Tod geschrieben«. (S. 45)

Man weiß also um die Fälschungsvorgänge. Man lacht heute auch über die unmöglichen Nachrichten, die in diesen Chroniken stehen, etwa über die 124 000 Chaldäer (hier = Moslems), die in der Schlacht von Covadonga erschlagen wurden, wobei noch weitere 60 000 über die Berge flohen; oder über die seltsamen Anschauungen vom Islam, die da verbreitet werden. Aber man versucht, die Spreu vom Weizen zu scheiden, und liest sich das heraus, was einigermaßen

brauchbar ist; den verderbten Rest wirft man über Bord. So wird aus der gefälschten Geschichte eine nicht weniger falsche, bereinigte Neuschöpfung.

Erstaunlich ist bei dieser Sichtung der alten Texte immer wieder, daß die christlichen Theologen erst gegen Ende des 9. Jahrhunderts allmählich eine frühe Form des Islams kennenlernen, und es dauerte noch ein Jahrhundert, bis eine Auseinandersetzung mit der Konkurrenz-Religion begann. Möglicherweise — so wäre eine Schlußfolgerung — hat der Islam in Andalusien erst mit der Thronbesteigung von Abd-er-Rahman („III.“) 911 begonnen. Von diesem Zeitpunkt an haben wir archäologische Zeugen, Inschriften und erste Manuskripte. Alles, was vorher geschrieben wurde — auch auf christlicher Seite —, ist vermutlich später ausgedacht worden. Das betrifft in ganz besonderem Maße die angeblichen Konzilien von Elvira, Toledo usw., die ein unfäßbares Durcheinander von Verordnungen gegen Juden, Sex und Ketzer sind. Auch Isidor von Sevilla und Julian von Toledo sind schon inhaltlich als späte Arbeiten, vielleicht kurz vor 1000 geschrieben, erkennbar.

Verbindungsglied zwischen der Ausbildung des Katholizismus und des Islams ist wieder jene fremdartige Vorstellung vom Fegefeuer. Sie kommt auch im Islam gegen 1200 auf und hat sich mehrere Jahrhunderte hindurch gehalten, volkstümlich ist sie heute noch Bestandteil des islamischen Glaubens.

Früh herausgebildet hat sich in Frankreich ein Kult um den Mantel des heiligen Martin. Seine *capa* (Mantel) wurde in einem kleinen Gebäude aufbewahrt („Kapelle“), und wer sie trug, hatte Befehlsgewalt. Der Streit um die Macht, wer wem den Mantel umhängen darf (die „Weste“, daher Investiturstreit), ist wohl erstmals in aller Schärfe zwischen Muawiya und Ali, den frühen Kalifen des Islams, vorgebildet. Der freigewählte Kalif Muawiya stand gegen den Blutsverwandten und Schwiegersohn des Propheten, Ali. Dieser Machtsstreit, der islamische Streit zwischen Sunna und Schia, wurde auf das Gerangel zwischen Kaiser und Papst um die Befugnis zur Einsetzung geistlicher Herren (Bischöfe usw.) übertragen. Doch auch hier handelt es sich nicht um einen tatsächlichen Machtkampf, sondern um eine geschichtliche *Darstellung*, mit deren Hilfe der Kampf ausgefochten wurde. Die Herausbildung der Muster — sei es das Heilige

Buch oder die politische Konsequenz – ist ein fast zeitgleicher Vorgang mit innerer Abhängigkeit.

Entstehungszeitpunkt

Wenn nun das Jahrzehnt, das traditionellerweise für die Entstehung des Islams in Medina angegeben wird, 622-632, nicht mehr stimmen kann, sondern der tatsächliche Anfang völlig im dunkeln liegt und eine mindestens 150jährige Entwicklungsphase dazugehört, muß untersucht werden, wo der Islam in seiner bekannten Form historisch erfaßbar wird. Ich habe mir zwei Außengebiete vorgenommen (1994), das Berbergebiet und den Iran, und bei beiden zeigen können, daß dort vor dem 10. Jahrhundert vom Islam nicht die Rede sein kann. Der Einwand, daß der Islam dann eben drei Jahrhunderte gebraucht habe, bis er diese fernen Ränder erreicht hätte, wird von der Wissenschaft völlig abgelehnt, weil die blitzartige Ausbreitung ein unumstößliches Standardbild für den Islam geworden ist.

Im Land der Berber (oder richtigerweise Imasiren) bestand von etwa 700 bis 1059, also vom Ende der byzantinischen Herrschaft bis zum Almoravidensturm, das mächtige Reich der Berghwata (Enzyklopädie des Islam). Die Religion dieses Stammesverbandes kann zwar schon als synkretistische Vorform des Islams bezeichnet werden, vor allem in der Endphase vermischt mit jüdischen und byzantinischen Elementen, ist aber doch noch deutlich verschieden von allem, was heute unter Islam verstanden wird. Die heiligen Bücher waren in Berberisch abgefaßt, Arabisch war unbekannt, und die ab 911 auftretenden Sunniten waren die ärgsten Feinde. Wenn nicht arabische Historiker bis hin zu Ibn Chaldun uns diese Geschichte selbst erzählt hätten, wäre sie vielleicht weniger glaubwürdig. Im westlichen Bereich, am Atlantik, hat die Bevölkerung diese Mischreligion teilweise noch mit ihren alten Riten und Glaubensinhalten bewahrt, was als Bekräftigung gelten muß (Topper 1998).

Ein weiteres Zeugnis ist das *Rolandslied*, das von dem Dichter Turold während des Aufrufs zum ersten Kreuzzug nach Palästina geschaffen wurde (1096). Vorgeschichte dazu war der Beginn der christlichen Eroberung Südspaniens. Die im *Rolandslied* enthaltenen „hi-

storischen“ Behauptungen, etwa daß der 200jährige Kaiser Karl Spanien bis nach Sevilla erobert oder das sarazenische Heer im Ebro ersäuft hätte, nimmt niemand mehr ernst. Aber sonst hält man recht viel auf dieses älteste Dokument fränkischer Heldendichtung. Ich will nur einen Punkt herauslösen:

Die Vorstellungen vom Islam im *Rolandslied* sind ganz anders, als wir es heute lernen. Das könnte der Vorsorge entsprechen, über gegnerische Ideen nichts Wahres verlauten zu lassen, zugleich auch bedeuten, daß das christliche Volk über den Islam anderes wußte als wir heute. Nach angeblich 450 Jahren islamischer Nachbarschaft und Auseinandersetzung mit dem Abendland ist das bedeutsam. Es ist nur denkbar, daß sich die Entstehung des modernen Islams gerade damals abspielte. Da werden drei Götter des Islams genannt, Mohammed, Apollin und Tervagant. Mohammed ist bekanntlich der Gründer. Der zweite, Apollin, ist ein teuflischer Geist, den wir nur aus der *Offenbarung des Johannes* kennen. Und Tervagant ist uns heute völlig unbekannt: Es ist die berberische Waldgottheit, eine Art weiblicher Pan oder Silvanus, also eine heidnische Göttin der Nordafrikaner. Selbst wenn der Dichter bewußt den Islam als heidnisch hinstellen wollte, hätte er doch diese Namen nur dann benutzen können, wenn er seinerzeit auch verstanden wurde. Ich schließe aus diesen Hinweisen, daß die *Offenbarung des Johannes* noch eng mit dem Islam zusammenhing und daß die Berber – die echten Kriegsgegner von Karl – noch Heiden waren.

Im Iran gelingt der Nachweis der späten Ausbreitung noch besser. Als Einführung des Islams kann 1003 gelten (in anderen Berechnungen schon 999), das Jahr, in dem Mahmud von Ghasna sich zum Herrscher der Gläubigen ausrufen und entsprechende Münzen prägen ließ. Bis dahin hatte er noch den heidnischen Dichter Firdosi und dessen gewaltiges Heldenlied des iranischen Heidentums, das *Schahname* (Buch der Könige), gefördert. Darin werden zwar nach altem Schema die angrenzenden Länder im Norden (Turan) und im Westen (Zweistromland) als Herrschaft des Bösen und der Dunkelheit bezeichnet, aber im Iran selbst, wo das Licht wohnt, gibt es nur echt persischen Feuerkult: Zarathustras Lehre beherrscht noch das Land.

Die älteste islamische Inschrift im Iran, noch in kufischem Arabisch, stammt von 955 und steht neben einer heidnischen Inschrift in mittelpersischen Lettern der letzten Sassaniden. Der erste Bujidenkalif ließ sie anbringen. Vor dem 10. Jahrhundert scheint es *auch keine* neupersischen (das heißt islamischen) Handschriften zu geben. Das mag jeden erstaunen, der daran gewöhnt ist, daß die islamische Eroberung des Irans schon um 660 abgeschlossen war. Wenn aber nur archäologisch einwandfrei datierbare Fundstücke zugrunde gelegt werden, sieht das Ergebnis mager aus.

Die Parsen, das sind die Zoroastrier, die vor der islamischen Eroberung des Irans nach der Gegend von Bombay in Indien flohen, berichten in ihren Geschichtsbüchern, daß dies etwa um das Jahr 1000 geschehen sei. Da sie sich später in der Jahreszählung nicht mehr sicher waren, führten sie im 19. Jahrhundert jahrzehntelang blutige Kämpfe untereinander, konnten aber keine Einigung erzielen. Kalender und Chronik sind eben doch sehr vage Angelegenheiten, darauf verlassen kann man sich nicht. Wenn Sprünge bis zur Größenordnung von 300 Jahren möglich sind, dann hat diese Geschichtsschreibung keinen chronologischen Wert.

Für die jüdischen Urkunden gilt dasselbe. Die älteste erhaltene Urkunde im Indusdal, eine Bronzetafel, wird laut *Encyclopedia Judaica* »gewöhnlich auf 750 datiert, (ist) mit größerer Wahrscheinlichkeit jedoch ins Jahr 1021 zu setzen«. Das entspricht zeitlich genau dem Beginn der jüdischen Präsenz in deutschen und fränkischen Städten.

Im Zentrum der arabischen Herrschaft sind die Hinweise auf späte Entstehung ebenfalls sehr zahlreich. Ich möchte hier die Paläste der Omayyaden-Kalifen erwähnen, die in spätantiken Baustil mit ihrem typisch sassanidischen Schmuck und Wandmalereien in keiner Weise als islamisch bezeichnet werden können. Wer nicht nach Jordanien und Irak fahren kann, um sich selbst davon zu überzeugen, sehe sich die 1903 nach Berlin ins Pergamon-Museum transportierten monumentalen Reste des Palastes von Mschatta an – oder Wiedergaben der Fresken dieser Wüstenschlösser, auf denen nackte Frauen, Ringkämpfer, allegorische Göttinnen zu sehen sind, und Kalifen, die die geflügelte Sonne des heidnischen Gottes Ahura Masda auf dem Haupt tragen.

Es gibt sogar typisch „christliche“ Kreuze mit Weinranken in vielen Palästen, wie zum Beispiel in Samarra im 9. Jahrhundert. Von einem fanatischen Islam, wie er uns in den Geschichtsbüchern geschildert wird, ist bis um 930 noch keine Spur zu finden.

Dieser kurze Streifzug mag hier genügen, um die Linie anzudeuten, für Einzelheiten verweise ich auf meine Aufsätze.

Verteidigungsstrategien

Die *Große Aktion* war im ausgehenden Mittelalter angelaufen, ohne daß irgend jemand ein Konzept bereit gehalten hätte, ohne Plan oder Programm. Sie ergab sich allmählich über Generationen hinweg, wobei nur wenige wußten, daß eine Neuschöpfung im Gange war. Meist hatten schon die darauffolgenden Schriftsteller keinen Überblick mehr und akzeptierten die vorliegenden Schriften als das, was in ihnen stand. Dieser Vorgang ist keineswegs ungewöhnlich oder naiv zu nennen, er spielt sich in den heutigen Naturwissenschaften in sehr ähnlicher Weise ab (siehe Friedrich 1997).

Hilfswissenschaften wie zum Beispiel Handschriftenkunde, Archäologie, Münzkunde oder selbst Chronologie sind ja erst in der Renaissance entstanden. Bis dahin kam der Gedanke kaum jemals auf, ob die vorliegende Handschrift zehn oder tausend Jahre alt sei. Es ging um den Inhalt. War er theologisch oder weltanschaulich akzeptabel, dann war die Schrift als solche ebenfalls anerkannt. Dieses rein praktische Herangehen an die Literatur ermöglichte die Eingemeindung von sehr verschiedenen und fremdartigen Gedankengebäuden, gnostischen wie islamischen oder jüdischen, denn sobald ein solches fremdes Werk einmal übersetzt war und in eigener Schrift vorlag (wobei es ja ohnehin schon umgestaltet wurde), konnte es —solange die Bedingung der dogmatischen Korrektheit erfüllt war —als ureigenste Schöpfung eingegliedert werden.

Eine solche Offenheit gegenüber fremdem Kulturgut ist heute nicht mehr denkbar. Die *Große Aktion* war in jeder Hinsicht bereichernd.

Das blieb nicht so. Mit dem Untergang von Byzanz (spätestens) kam ein neuer Wind auf, der sicher auch durch die Flüchtlinge aus dieser ersten Bastion christlichen Denkens ausgelöst wurde. Mit dem dadurch hereindringenden Bewußtsein, daß draußen vor den Toren eine andere Welt lag mit eigener Jahreszählung und Geschichtsvorstellung, mit Literatur und Wissenschaft, die weiterhin einzugemeinden nicht mehr möglich war, begann die Abgrenzung. Nun legte die

Kirche fest, welche Bücher zum Wort Gottes gehören sollten (Kanon), welche Vorarbeiten als theologische Grundlage bestehen sollten („Kirchenväter“), wie die Geschichte der eigenen „Kindheit“ aussehen sollte. Es wurde sortiert und gesiebt, geschrieben und gefälscht. Erst mit der nun erstarkenden Renaissance, die besser „Naissance“ heißen könnte, wird die *Große Aktion* zu einer bewußten Aktion. Das schloß jedoch noch immer keine Regelung ein, im Gegenteil: Die Disziplin, die vorher auf unabgesprochenem Gemeinsinn beruhte, ging völlig verloren. Die wildesten Blüten schossen ins Kraut. Erst jetzt kam die Erkenntnis auf, wie viele Texte gefälscht sind, und man versuchte, deren Vermehrung zu verhindern. Darum wurden nun erstmals Fälschungen aufgedeckt oder unterdrückt.

Aber das „Cinquecento“ (16. Jahrhundert) verging noch fast ganz in fruchtbaren Diskussionen, wilden Fehden und aufregenden Neuschöpfungen. Erst mit Papst Gregor und seiner Kalenderreform 1582, die seit mehr als einem Jahrhundert gefordert worden war, wurde ein Schlußstrich gesetzt, der Heiden und Ketzern die Stirn bieten sollte. Man begann planmäßig, das gewonnene Terrain abzusichern und gegen Eingriffe zu verteidigen. Mit der Bereinigung der „Kirchenväter“ und der Erstellung einer verbindlichen Chronologie durch „endgültige“ Papstlisten, Konzilien und Investiturstreit (der selbstverständlich genauso erfunden ist wie alles andere), entstand eine verlässliche Grundlage, die bis heute – von kleineren Kurskorrekturen abgesehen – Gültigkeit hat.

Auch diese Schlußarbeit war noch höchst umstritten. An härtesten Maßnahmen bis zum Mord wurde nicht gespart, sobald das Gebäude ins Wanken geriet. Und das muß zu Anfang recht häufig vorgekommen sein, wenn man bedenkt, daß die Pfeiler nur einzeln nachträglich ausgewechselt werden konnten und daß die handwerklichen Fähigkeiten auch erst mit den begangenen Fehlern wuchsen. Vielleicht ist diese Absicherung der schwindelnden Mannschaft das spannendste Kapitel der ganzen Aktion gewesen.

Die größte Gefährdung kam aus China.

Durch die überraschenden Nachrichten aus Amerika über Azteken und Inkas hatte man in Europa im 16. Jahrhundert deutlich gespürt, daß es außer der Achse Jerusalem–Athen–Rom noch mehr Kultur auf dieser Erde gab. Aber die in vieler Hinsicht überlegene

chinesische Kultur bedeutete für die katholische Kirche einen katastrophalen Schock. Sie sah sich ihres Monopols als Verwalter der Weisheit beraubt. Konfuzius faszinierte die aufgeklärten Geister. Es war vor allem Leibniz, der 1669 begeistert die Anregungen aufnahm und einen gegenseitigen Austausch von Kulturbotschaftern vorschlug, weil er sich viel davon versprach, wenn die beiden höchstentwickelten Kulturen der Erde ihre Erkenntnisse vereinigen würden. 1697 legte er in seiner Schrift *Novissima Sinica* die revolutionierenden Gedanken nieder. Seine binäre Mathematik (1703), die heute Grundlage der Computertechnik ist, war ein direktes Ergebnis der Beschäftigung mit chinesischer Philosophie.

Der umfangreiche Briefwechsel zwischen europäischen Wissenschaftlern und den Jesuiten in Peking befruchtete das abendländische Denken in einem Maße, daß es der Kirche himmelangst wurde. Es ging vor allem um ein geschichtliches Problem: Entweder glaubten die Leute, daß die im Alten Testament festgelegte Vorstellung der Weltgeschichte korrekt sei, also die Hauptereignisse wie die große Flut und die Abstammung aller Menschen von den Söhnen Noahs sowie das damit vorgegebene Zeitmaß universelle Gültigkeit hätten, oder die ganz anders gestaltete chinesische Geschichtsschreibung gewann Anhänger auch im Abendland.

Rom in China

Eines Tages im Jahre 1625 fanden Bauarbeiter in der früheren chinesischen Hauptstadt Sian-Fu eine 3 m hohe und 2 Tonnen schwere Steinplatte, auf der in chinesischer und syrischer Schrift recht deutliche Hinweise auf Christen im 7. und 8. Jahrhundert in China zu lesen waren. Auf der Inschrift wurde ein Missionar namens Olopen genannt, der 635 in China angekommen war und Gemeinden gegründet hatte. Auch von Christenverfolgungen in den Jahren 699 und 713 war die Rede, von Kirchenbauten und Geschenken seitens des Kaisers, von freundlichen Beziehungen zu buddhistischen Priestern usw. Diese Tafel, die 781 aufgestellt worden sein soll, war von unschätzbarem Wert für die Jesuiten des 17. Jahrhunderts, denn sie bekräftigte das hohe Alter christlicher Bemühungen im Reich der

Mitte. Und darum ging es ja immer wieder: Nachweis der frühen Ahnen.

Die Nachricht wurde in Europa mit entsprechendem Stolz verbreitet, doch Voltaire und mit ihm viele andere europäische Gelehrte lehnten dieses Schriftstück sofort als Fälschung ab. Das Grundmuster ist typisch katholisch; Märtyrer und kaiserliche Schenkungsurkunden sind ja der ganze Stolz der Kirche im Abendland. Man wußte in Europa vom nestorianischen Christentum und seiner weiten Ausdehnung in Mittelasien sowie der freundlichen Aufnahme, die es selbst in China erhalten hatte, aber *katholische* Mission vor rund 1000 Jahren in einem so fernen Weltwinkel – das war unglaubwürdig.

Die Einordnung als katholisches Dokument wurde von den Jesuiten betont: Im chinesischen Text steht, daß Christus 27 Bücher hinterlassen habe, eine Art Kanon seiner Lehre. Der syrische Kanon des Neuen Testaments, die *Peschitta*, enthält aber nur 22 Bücher, während der katholische Kanon aus 27 Büchern besteht. Damit waren die Nestorianer durch die Inschrift aus dem Felde geschlagen. Außerdem wurde die katholische Zwei-Naturenlehre der Person Jesu gegen die nestorianische Ein-Naturenlehre verteidigt. Darum haben auch im 19. Jahrhundert angesehene Sinologen den Stein als Fälschung abgetan.

Übrigens sind die Fundumstände des Steines reichlich merkwürdig. In chinesischen Texten gibt es keine Hinweise dazu, und der Jesuit Emmanuel Dias, der 1641 (oder 1644) eine chinesische Abhandlung darüber schrieb, ist sich nicht sicher, wann und wo der Stein gefunden wurde, nimmt aber 1623 bis 1625 an. Der Fundort bewegt sich im Umkreis von 40 englischen Meilen. Man erzählte gleich eine christliche Auffindungslegende dazu, mit einem typischen Schneewunder, das ein alter Bauer erlebt haben will.. .

Da die Inschrift kaum verwittert war, legte man fest, daß der Stein nach seiner Aufstellung 781 nur 64 Jahre oberirdisch gestanden habe; ab 845 sei er vergraben gewesen.

Ob und wie Jesuiten diesen Stein gemeißelt hatten, ist bis heute nicht geklärt. Der Verdacht reicht schon aus zu weitgehenden Überlegungen, die durch andere Tätigkeiten der Missionare in China verstärkt werden.

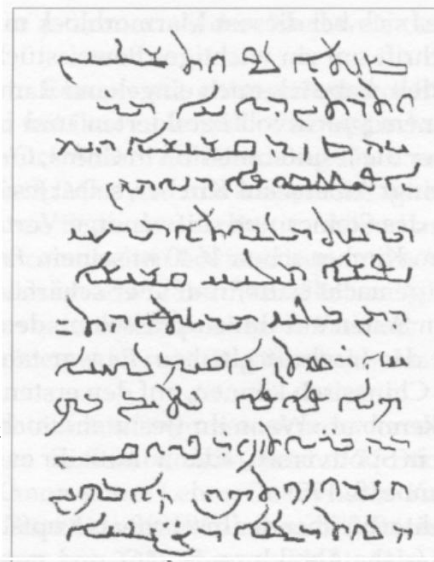
Weil es sich bei diesem Marmorblock mit seiner heftig umstrittenen Inschrift um ein wichtiges Beweisstück für die katholische Kirche handelt, habe ich mich eingehend damit beschäftigt.

In seinem prachtvoll bebilderten und oft gedruckten Standardwerk über die Jesuitenmission in China, *China illustrata* (Amsterdam 1670), bringt Athanasius Kircher, selbst Jesuit, eine ausführliche Darstellung des Steines und aufwendige Verteidigung seiner Echtheit. Nachdem Kircher schon 1640 in seinem *Prodromus coptus* den Stein bekannt gemacht hatte, mußte er schärfste Angriffe aushalten, die von allen Seiten auf ihn einprasselten, denn niemand wollte an die Echtheit der Inschrift glauben. Er war tatsächlich schon für Leute, die kein Chinesisch können, auf den ersten Blick als absurdes Machwerk erkennbar. »Wenn ihr (Jesuiten) mich täuschen wollt«, schrieb Voltaire in Spottversen, »dann müßt ihr es besser anfangen!« (zitiert nach Dunne, S. 195)

Da sieht man über der Inschrift als Kopfstück ein christliches Kreuz prangen (siehe Abbildung, S. 246), und zwar gleichschenkelig mit Lilien an den vier Balkenenden. Kircher selbst sagt dazu (S. 47-50), daß es dem Kreuz gleicht, das die Kreuzfahrer auf ihren Mänteln trugen, als sie im 12. Jahrhundert zur Eroberung des Heiligen Landes auszogen. Es ist das sogenannte Malteserkreuz. Das stimmt nicht ganz — denn jenes war nur gegabelt an den Enden —, aber recht hat er trotzdem: Das Kreuz mit den Lilienenden ist erst im 12. Jahrhundert aufgekommen, nämlich bei der „Wieder“-Eroberung Spaniens als Zeichen des Mohrentöters Santiago. Vorher gibt es kein Abbild dieses Kreuzes, schon gar nicht bei den syrischen Missionaren des 8. Jahrhunderts.

Auch der Text — bestehend aus 1789 Silbenzeichen — ist recht unglaubwürdig, nicht nur wegen der falschen Angabe über die Anzahl der Bücher des Neuen Testamentes in der syrischen Kirche. Die Stelle, die Kircher für die Zahl angibt, enthält keine chinesische Zahl, und er selbst nennt in seiner »wörtlichen« Übersetzung 34 Bücher (in Worten, also kein Druckfehler), während er in seiner blumenreichen zweiten Übersetzung, eher einer Nacherzählung, von 27 spricht. Schon der Anfang des Textes erinnert an die berühmten Anfangsverse von Johannes, nur daß statt „Wort“ hier auf Chinesisch „Prinzip“ steht. Auch sonst sind taoistische und buddhistische Begriffe hineingemengt, dagegen erscheinen andere Wörter wie „Gott“ (Ho-

Teil der syrischen Inschrift
auf dem „Nestorianer-
Stein“ von Sian-Fu. In den
ersten beiden Zeilen steht
das Datum 1092 griechi-
scher Zeitrechnung (nach
der Zeichnung bei Kircher
1667).



Der „Nestorianer-
Stein“ von Sian-Fu ,
oberer Teil mit
Kreuz und Über-
schrift (nach der
Zeichnung bei
Kircher 1667).



looy = Alaha, Elohim) und „Satan“ (Sotan) in phonetischer Schreibweise. Jesus heißt Mi Xio (Messias), zu seiner Geburt kommen die Sternanbeter aus Persien, auch die Bergpredigt ist angedeutet, aber der Kreuzestod fehlt. Die Himmelfahrt »genau an Mittag« ist dagegen prachtvoll ausgemalt.

Die Beschreibung von Palästina ist aus chinesischen Romanen genommen, die etwa mit geographischen Vorstellungen in *1001 Nacht* verglichen werden können und den altertümlichen Charakter der Inschrift betonen.

Und natürlich ist das Dogma vom Fegefeuer darin verankert, was Kircher mit langen Zitaten (S. 52) aus Bibel und Kirchenväterschriften verteidigt. Seine umständliche Argumentation beweist einmal mehr (was LeGoff klarstellte), wie *neu* diese Vorstellung im 16. Jahrhundert noch war. Woraus sich ergibt, daß die Inschrift gefälscht ist.

Die syrischen Wörter am Seitenrand betreffen eigentlich nur Namen von Missionaren, aber im Gegensatz zur erstklassigen chinesischen Kalligraphie des Haupttextes sind diese Schriftzeichen recht stümperhaft ausgeführt, woraus ich schloß, daß es wohl kein Jesuit war, der den Stein herstellte, sondern – unter Benützung einer Vorlage von Pater Trigault – ein Chinese, dem Syrisch absolut fremd war. Aber gerade der syrische Text ist äußerst wichtig, denn hier ist das Jahr der Errichtung des Steins verewigt, nämlich 1092 griechischer Zeitrechnung (*»bi senet alf ve tissain ve tarten diunoio«*). Das macht, da deren Anfang mit 310 v.Chr. angesetzt wird, 782 n.Chr. Kircher beweist auch diesen Punkt umständlich und langwierig. Wie schön, hier haben wir eine Doppeldatierung, sagt Kircher erfreut, denn die andere Angabe sei durch den genannten Kaiser belegt. Wie dieser prächtige Schluß zustande kommt, wird sich noch zeigen.

Emmanuel Dias, der den Fund in einem Brief vom August 1625 beschreibt, hat noch ein um 250 Jahre höheres Alter, in einem anderen Brief von 1627 aber die korrekte Zahl. Auch in diesem Punkt waren sich also zunächst noch nicht alle Jesuiten einig.

Zu den Fundumständen noch ein paar Einzelheiten: Der Jesuitenpater Trigault hatte sich 1625 mit einem zwei Jahre zuvor getauften Chinesen, Melchior Chu, der aus bester Familie stammte und hervorragend gebildet war, nach Sian-Fu begeben, der früheren Hauptstadt Chinas. Dort wurde der große Marmorblock gefunden und von

Trigault als echt anerkannt. Der Gouverneur und viel Volk eilten neugierig herbei und bewunderten diesen Prachtbeweis christlicher Kontinuität. Man hatte nämlich von chinesischer Seite den Missionaren gegenüber immer wieder bemängelt, daß man nie zuvor von dieser neuen Lehre, dem Christentum, gehört habe. Der Nachweis hohen Alters ist für Chinesen ungleich wichtiger als für Abendländer, darum mußte eine „Ahnenreihe“ der christlichen Religion auch für chinesische Ansprüche aufgestellt werden. Man ließ später (1650) an der Kirche der Jesuiten in Peking eine Tafel anbringen, auf der diese Reihe von Sankt Thomas, einem der 12 Jünger Jesu, über die syrischen Missionare und Franz Xaver (der nie in China war) bis zu Mateo Ricci, dem ersten großen Genie der modernen Jesuitenmission, aufgeführt wird.

Wer hier fehlt: die heute durchaus anerkannte Mission der Franziskaner im 13. und 14. Jahrhundert, die man gewiß gern angeführt hätte, wenn sie damals schon erfunden gewesen wäre.

Das wichtigste Bindeglied zwischen der Legende von St. Thomas und der modernen Wirklichkeit war also der „Nestorianer-Stein“, wie das Fundstück von Sian-Fu heute heißt. Es erfüllte zwei Funktionen zugleich: Es befriedigte die chinesische Sucht nach hohem Alter der christlichen Mission, *und* es schuf für das Abendland einen unumstößlichen Beweis der seit tausend Jahren unveränderten Rechtgläubigkeit der katholischen Kirche mit genauen Angaben über Dreieinigkeit, Jungfrauengeburt, Fegefeuer und Zweinaturenlehre.

Aber gerade diese relativ modernen römischen Dogmen wurden den Freidenkern in Europa zum Anstoß, den Stein als Fälschung zu erkennen. Nun habe ich mich gefragt, warum Trigault nicht vorsichtiger war. Ich denke, er hatte zunächst nur den ersten der beiden Effekte im Auge gehabt. Der chinesische Konvertit (Bekehrte), der den Stein schaffen ließ, kannte ja nur den katholischen Glauben des 17. Jahrhunderts und hätte mit syrischen („nestorianischen“) Glaubenssätzen nichts anfangen können.

Johann Terrenz (Schreck) aus Konstanz, Kollege von Trigault in der Mission, ein brillanter Naturwissenschaftler und guter Freund von Galilei, war der erste, der den syrischen Teil der Inschrift entzifferte. Vielleicht hat er ihn selbst entworfen. Terrenz hatte sich auf der Seereise nach China mit solchen Texten beschäftigt. Ganz sauber ist das Syrisch aber nicht.

Bei Kircher stehen dann noch die üblichen Manöver beschrieben, die bei derartigen „Funden“ aus Sicherheitsgründen immer vorkommen: Der Gouverneur ließ sofort eine Kopie des Steines völlig gleich und naturgetreu herstellen und in Sian-Fu aufstellen. Danach verschwindet das Original. Das ist natürlich nur eine Geschichte, um späteren Einwänden zu begegnen, wenn man aus genauen Analysen das tatsächliche Alter der Inschrift bestimmen will. Er stammt dann von 1625, ohne daß damit die Fälschung bewiesen wäre. Der Jesuit Alvarés Samede, der den Stein 1628 sah und beschrieb, wundert sich, daß die chinesische Schrift so sauber und gut lesbar war, als wäre sie gerade erst geschrieben; nur die syrischen Zeichen — er nennt sie »chaldäisch« — sind ihm unklar. Ob der gelehrte Mann etwas ahnte?

Im selben Jahr beging Trigault in Sian-Fu Selbstmord durch Erhängen (Dunne, S. 213). Er hatte schon einige Jahre nicht mehr direkt missioniert, sondern sich rein der Erforschung der chinesischen Geschichte und dem Schreiben gewidmet. Er schlief nur noch drei Stunden täglich und arbeitete unter größter nervlicher Anspannung. Vielleicht war ihm klar geworden, was er da angerichtet oder geduldet hatte. Sein Gönner und getaufter Freund, Melchior Chu, war übrigens schon als junger Mann am Kaiserhof des Betrugs überführt und auf Lebenszeit von allen Staatsämtern ausgeschlossen worden, was ebenfalls ein seltsames Licht auf den ganzen Vorgang wirft.

Im 19. Jahrhundert stellte der französische Sinologe Stanislas Julien noch einmal fest, daß es sich um eine Fälschung handeln müsse, und sein Kollege E. E. Salisbury von der Yale-Universität hielt dies für die seinerzeit allgemeingültige Ansicht. Auch der große Religionswissenschaftler und Orientalist Ernest Renan schrieb 1855, daß der Stein gefälscht ist; erst acht Jahre später entschied er sich für dessen Echtheit. Seit Pauthier (1837) setzt sich diese Meinung schrittweise durch. Hirth (1885) nimmt den Stein als Dokument an. 1908 wurde eine Imitation für das Metropolitan Museum of Art in New York hergestellt und eine Kopie dem Vatikan überreicht. Der Nestorianerstein steht seit 1907 im Stelenwald des Museums in Hsi'an (Sian-Fu).

Seit der sagenhaften Frühzeit beschäftigten sich die chinesischen Schriftkundigen mit Astronomie, wobei mystische oder religiöse Ziele oft der Hauptantriebsgrund waren. Es ging nicht so sehr um Kalenderfragen wie zum Beispiel den Aussaatbeginn für die Bauern, sondern meist um horoskopartige Festlegung von günstigen und ungünstigen Tagen, was alle Menschen betraf, vom Kaiser bis zum Kuli, und alle Lebensbelange, vom Hausbau bis zum Tanzvergnügen. Ein dafür angestellter Stab von Beamten legte jeweils zu Jahresbeginn die Voraussagen fest. Wenn sie ungenau waren oder eine Sonnenfinsternis vergaßen, glaubte das Volk, daß der Kaiser unfähig sei, denn als Abgesandter des Himmels hätte er es besser wissen müssen.

Leider sind aber die Notizen in den Chroniken kaum brauchbar, da sie fast nie echte Beobachtungen mitteilen, sondern errechnete Daten. Es handelt sich um Astrologie, nicht Astronomie.

Im 11. Jahrhundert erlebte die islamische Welt einen riesigen Aufschwung der astronomischen Wissenschaft, aber erst mit der Durchdringung des chinesischen Inlands 1273 durch Sayyid-i-Adschall aus Buchara (unter Kublai Chan) begann die islamische Einflußnahme auf den chinesischen Kaiserhof. Etwa 1351 beginnt auch dort die Neuordnung der Chroniken durch islamische Beamte, die als Kalenderreformatoren wirkten. Dieses Datum ist überaus bedeutungsvoll (siehe Marx 1996 a), denn vier Jahre vorher muß sich in Innerasien eine ungeheuerere Katastrophe abgespielt haben, deren Folgen auch in Europa – als Pest oder „Schwarzer Tod“ – spürbar waren. Wir können alle chinesischen Kalenderdaten, die davor liegen, als rückprojizierte Erfindungen ansehen.

Als einen der Gründe für den Untergang der Ming-Dynastie und den Selbstmord ihres letzten Kaisers gibt man an, daß seine Hofastronomen unfähig waren, den Kalender korrekt zu handhaben. Offensichtlich hatten die Moslems, die dafür verantwortlich waren, ihre Arbeit in den letzten Jahren nur flüchtig verrichtet, denn Kalender und Finsternisse stimmten nicht mehr.

Während der letzten Ming-Kaiser begannen die Jesuiten ihre Mission in China. Es war eine hochintellektuelle Gruppe von Männern aus ganz Europa, die unter dem diplomatischen Schutz Portugals,

aber dennoch unter ständiger Lebensgefahr, den katholischen Glauben ausbreitete. Wegen ihrer außergewöhnlichen Fähigkeiten auf den Gebieten der Mathematik, der Landvermessung und der Astronomie genossen sie die Achtung der adligen Chinesen und wurden auch als Berater an den Kaiserhof berufen. Einer der ersten war der adlige Italiener Matteo Ricci, der 1583 nach China gereist war (Abbildung S. 252). Er machte die Chinesen mit dem neuen Planetenmodell bekannt, das sich in Europa gerade durchsetzte. Dadurch waren seine Berechnungen weitaus genauer als die der islamischen Konkurrenz. Der schon erwähnte Terrenz stand auch in China in ständigem Briefwechsel mit Kepler, der ihn bei Problemen der Astronomie beriet.

So gewannen die Jesuiten Einfluß auf die chinesische Zeitberechnung. Ab 1611 durften sie bei der Erstellung des Jahreshoroskops teilnehmen. Für ihre genauen Berechnungen mußten Sabatin de Uris und Jacques Poutoria erst den Längengrad Pekings ermitteln, was nicht einfach war. Die Chinesen hatten keine Ahnung von diesen Begriffen.

Das Wort für „Christentum“ gab es in chinesischer Sprache bis dahin nicht, man nahm einfach das Wort für „Astrologie“, Lehre des Himmels. Die Adligen spürten kaum, daß sie bekehrt wurden, denn die Jesuiten gingen äußerst taktvoll und anpassungsfähig vor. Sie waren zunächst als buddhistische Mönche verkleidet, erst später erhielten sie die Erlaubnis ihres Ordens, chinesische Seidengewänder und Kopfbedeckungen zu tragen. Ricci war sehr darüber erfreut, am liebsten hätte er sich dazu noch Schlitzaugen und eine Stupsnase angeschafft, wie er begeistert schrieb.

Sein Nachfolger Trigault hatte einen hochbegabten Mann aus Köln, Johann Adam Schall, 1622 nach China mitgebracht (Abbildung, S. 252), der ab 1640 Chef der Mission in Peking wurde. Als außergewöhnlicher Mathematiker und Astronom wurde er von den chinesischen Gebildeten bewundert und gefördert. Der erste Kaiser der gerade 1644 an die Macht gelangten Mandschu-Dynastie, der junge Schuntschi, ließ sich häufig von Pater Schall beraten, nannte ihn »Großväterchen« und verkehrte mit dem bärtigen 50jährigen ohne Zeremoniell in liebevoller Weise. Damals entspann sich ein Streit um die Fortsetzung der Kalenderarbeiten, wobei Schall die Unfähigkeit der islamischen Beamten demonstrierte, indem er eine Sonnenfin-



Portrait von Adam Schall, gemalt von Johann Grueber in Peking 1660. Eigentum der S.J., Galloro, Rom. *Unten:* Portrait von Matteo Ricci, gemalt nach dessen Tod von dem chinesischen Jesuiten Manoel Yu Wen-hui. 1614 nach Rom gebracht. Beide Abbildungen in: George H. Dunne, S. J., *Generation of Giants* (Notre Dame, Indiana, USA, 1962)



sternis mit größter Genauigkeit voraussagte. So wurde er Günstling des Mandschu-Kaisers und Chef der Kalenderkommission. In dieser Machtstellung ordnete er Kalender und Chroniken Chinas nach *den* neuesten Gesichtspunkten. Das Ergebnis legte er 1662 in Chinesisch (und zwei Jahre später in Latein) vor. Zu diesem Zeitpunkt wurde er mit drei seiner Jesuitenbrüder der schwarzen Magie und Verunehrung des Konfuzius angeklagt und zum Tode verurteilt. Am Tag vor der Hinrichtung ereignete sich ein starkes Erdbeben, weshalb der Kaiser ihn begnadigen konnte. Nach seinem Tod 1666 wurde er offiziell rehabilitiert. Dann übernahm Ferdinand Verbiest aus Belgien die Führung und leitete die Mission bis zu seinem Tod 1688. Die Schicksale dieser Männer sind ungemein spannend!

Insgesamt hatten die Jesuiten 170 Jahre lang die Leitung des kaiserlichen astronomischen Büros inne und konnten sich außer der Verbreitung des Katholizismus auch zahlreichen wissenschaftlichen Aufgaben widmen. Sie wirkten als Geographen und Geschichtsforscher, verbreiteten moderne technische Geräte und betätigten sich politisch, indem sie die Kaiser in ihren Verhandlungen mit Rußland berieten, das allmählich zum wichtigen Nachbarn an der Nordgrenze wurde.

Geschichtsschreibung der „Tang“

Mit strenger Folgerichtigkeit wurden von den Jesuiten nur konfuzianische Werke gefördert, denn die Missionare führten einen erbitterten Kampf gegen die „Quasireligionen“ Buddhismus und Taoismus. Indem sie die aufgeklärte und staatspolitisch vorteilhafte Philosophie des Konfuzius zu neuen Ehren erhoben, schufen sie sich eine Grundlage für die Ausbreitung des Christentums. Möglicherweise haben sie mittels ihrer Schriften die aufgeklärte Gestalt und politische Strenge des „wiederhergestellten“ Konfuzianismus erst geschaffen, ebenso wie sie literarisch jene glanzvolle Epoche der Tang-Dynastie (618-907) schufen, die nach dem Wunsch der Jesuiten den Mandschu-Kaisern als Vorbild dienen sollte.

Die vielleicht nachhaltigste Wirkung jesuitischer Arbeit lag aber in der Neugestaltung der chinesischen Chronologie und ihrer An-

gleichung an die abendländischen Daten. Als älteste europäische Veröffentlichung einer Zeittafel der chinesischen Kaiser gilt die *Tabula chronologica Monarchiae Sinicae* von Pater Philipp Couplet (1687), die 1728 in verbesserter dreibändiger Ausgabe vorlag. Aus den zyklischen Zeitvorstellungen der Chinesen war ein gerichteter Zeitstrahl geworden, wie er für das apokalyptische Denken der Kirche typisch ist.

Martin Martini hatte 1658 als erster eine lateinische Darstellung der chinesischen Geschichte von den Anfängen bis zur Zeit von Christi Geburt geschrieben. Der geniale Antoine Gaubil spürte die Verbindungen zwischen China und den übrigen Kulturnationen in der Vergangenheit auf und sandte das Ergebnis nach Europa (*Chou King, Buch der Geschichte*); seine Lebensbeschreibung (1739) von Dschingis Chan, die erste für das Abendland, brachte ihm große Anerkennung. De Visdelou durchkämmte die chinesische Literatur nach der Geschichte Nordasiens. Und Prémare schuf eine chinesische Chronologie für die Zeit vor dem *Chou King* von Gaubil.

Mit seiner Geschichte der Tang-Dynastie (veröffentlicht in den *Mémoires*, Bd. 15 und 16) gelang Gaubil ein Werk, das selbst für die chinesische Geschichtsschreibung grundlegend wurde. Heute wissen wir (Twitchett 1992), daß man um 1700 nur ein einziges Manuskript einer Tang-Chronik besaß und erst später noch einige Bruchstücke aus der Mitte des 17. Jahrhunderts fand, die ebenfalls spät zusammengestellt worden waren, mit angefügten Kapiteln „ohne historischen Wert“.

Das einzige Manuskript mit den später nachgereichten Einzelblättern erinnert mich an den gefälschten Tacitus und die anderen „Klassiker. Ob Gaubil hier Auftraggeber einer Chronik war? Sein Buch bringt Nachrichten, die nicht einmal in chinesischen Werken jener Zeit zu finden sind (wie Rowbotham 1942 sich ausdrückt).

Was Gaubil als Astronom zur Tang-Zeit bringt, ist recht erstaunlich: Von 721 bis 727 habe der Inder Y-Hang am Kaiserhof die Astronomie wieder zu Ehren gebracht, nachdem sie vorher durch nachlässig falsche Berechnung einer Sonnenfinsternis in Mißkredit geraten sei. Der Inder baute ein Observatorium, benutzte Astrolab, Sextant und Gnomon, machte genaueste Angaben über Sonnen-, Mond-

und Planetenstände und nahm geographische Vermessungen vor. Dabei fällt auf, daß die Angabe über die geographische (oder astronomische) Breite eines Punktes immer korrekt ist, die Angabe über die Länge aber fehlt oder ihr Wert, zum Beispiel *bei der Ost-West-Ausdehnung Chinas*, halbiert ist. Die Jesuiten hatten ja gerade die Bestimmung des Längengrades von Peking als ihre schwerste Aufgabe zuerst bewältigen müssen, weil weder aus Europa noch aus China selbst Hinweise darüber vorlagen. Dann sind aber genaue Voraussagen von Finsternissen usw. unmöglich.

Von Y-Hangs Beobachtungsinstrumenten, sagt Gaubil, oder seinen genialen Uhren, die alle Viertelstunden erklangen, ist nichts mehr übrig geblieben. Dafür weiß er von einem Observatorium des Kaisers Wu-Wang (1122 v.Chr.), das noch steht. Dieser Kaiser habe für seine Kalenderreform (!) genaue Sternbeobachtungen benutzen können. Er besaß auch schon den Kompaß und verschenkte Exemplare an Gesandte aus den südlichen Nachbarländern Chinas. Ja, die Astronomie hatte in China lange Tradition! Schon über tausend Jahre früher hatte Kaiser Tschung-Kang wegen einer falsch berechneten Sonnenfinsternis seine beiden Hofastronomen zum Tode verurteilt. Gaubil errechnete die genau angegebene Finsternis auf das Jahr 2155 v.Chr., sein Kollege P. de Mailla auf 2159 v.Chr. (Pauthier, S. 58). Es gibt sogar heute Astronomen, die diese „Beobachtungsdaten“ für bare Münze nehmen.

Kehren wir lieber aus den fernen Jahrtausenden zur Tang-Zeit zurück. Ihre Annalen verdienen ebenso wenig Vertrauen.

»Unglücklicherweise«, sagt Twitchett (S. 200) über die Tang-Annalen, »können wir nirgends den Herausgabevorgang im einzelnen nachvollziehen, da für jedes beliebige Ereignis selten mehr als eine — höchstens zwei — Stufen der Zusammenfassung überleben.« Und ebendort: »Es besteht auch keine Frage, daß die Historiker in einigen Fällen mutwillig den Bericht der Ereignisse verdreht haben.. . Einige der noch bestehenden Geheimnisse der T'ang-Geschichte sind gerade deshalb geheimnisvoll, weil der Bericht so verbogen ist, daß er nicht geglättet werden kann, und keine unabhängigen Zeugnisse erhalten sind, um sie zu lösen.«

Etwas weiter schreibt er (S. 201): »Moderne Historiker finden die Annalen gewöhnlich den am wenigsten fruchtbaren Abschnitt der *Standardgeschichte*, nämlich eine reine Kette von Ereignissen, offizi-

ellen Ernennungen und Vorkommnissen bei Hofe, hauptsächlich nützlich, um eine Chronologie zu erstellen, denn sie liefern exakte Daten, doch ohne den erzählerischen Faden oder irgendwelche Einblicke in die Gründe.«

Das kommt mir sehr bekannt vor, dieses Bestreben, erst einmal ein Chronologieggerüst zu erstellen. Mit der Zeit würden Geschichtsschreiber es wohl mit Fleisch und Blut auffüllen.

Dies geschah in China durch nachträgliche „Monographien“ zu einzelnen Themen wie Wagenformen und Kleidung, Staatsfinanzen und Musik, Kalender und Astronomie. Sie passen zu vielen Epochen. Zum Thema Literatur gibt es da auch eine Überraschung: Eine Inhaltsangabe des Katalogs der Schriften der kaiserlichen Sammlung der Tang mit Vorwort von 940. Twitchett sagt dazu: »Unglücklicherweise wurde bei der ersten Abfassung dieser Monographie entschieden, die Ergänzung. . . über die buddhistischen und taoistischen Werke der kaiserlichen Bibliothek mit 2500 Titeln wegzulassen.«

Ein anderer großer Sinologe, Rotours (1981), hat aus dem Geschichtswerk über den großen Tang-Kaiser Hivan-Tsong denselben Eindruck gewonnen. Insgesamt ist dieses moderne Werk, das der Chinese Lin Lu-tche 1959 nach den Annalen zusammengestellt hat, eher ein Roman mit frauenfeindlicher Tendenz und idealisierenden Ansichten über das Militär, sagt er im Vorwort. Die Lebensbeschreibungen der Dichter – der größte Ruhm der Tang – »sind trockene Aufzählungen von Amtstiteln, die diese Dichter im Laufe ihrer Lebenszeit erhalten hatten«.

Am Schluß wiederholt er: »Das System des Volksheeres und die Bodenreform sind nur utopische Träumereien« (S. 586). Von echter Geschichte ist in diesem ausführlichen Werk kaum eine Spur. Ein großer Teil beschäftigt sich mit den sexuellen Ausschweifungen der Haremsdamen und des alternden Kaisers, wobei die moralisierende Sprache wie ein Fürstenspiegel an den jungen Mandschu-Kaiser Schuntschu gerichtet scheint, der nach einer anfänglich vielversprechenden Geistesklarheit sich seinen Haremsdamen überließ. Die im Gegensatz zu allen vorherigen und nachfolgenden Dynastien stehende Gleichberechtigung der Frauen in der Tangzeit könnte eher einem europäischen Hirn entsprungen sein und wird mit warnend erhobenen Zeigefinger als der Anfang allen Übels und Grund für

den Untergang der Tang vorgebracht. Der Hauptkampf der Jesuiten am Kaiserhof bestand ja gerade darin, die Vielweiberei abzuschaffen. Daß der junge Mandschu-Kaiser seinen Harem nicht aufgeben wollte, wird von Schall sogar als einziger Grund dafür angeführt, daß sich sein Schützling nicht taufen ließ (Kircher, S. 141 f.). Häufig wird in diesen Annalen Aberglauben und Zauberei erwähnt, gegen die der Kaiser (der Tang) in seinen späten Jahren nicht mehr vorgeing, was als zweiter Grund für den Niedergang seines Reiches angeführt wird. Die Ausrottung der vernunftwidrigen Magie war ja ein wichtiges Anliegen der Jesuiten.

Und natürlich werden die buddhistischen Bonzen der Tang aller erdenklichen Schlechtigkeiten, vor allem erotischer Abenteuer, bezichtigt. Tatsächlich hat der Mandschu, der dadurch abgeschreckt werden sollte, sich später mit seiner auserwählten großen Liebe dem Buddhismus hingegeben.

So bleibt der Verdacht, daß auf einige skelettartige Daten eine ganze Epoche aufgebaut wurde, die zeitlich dem abendländischen Mittelalter genau entspricht und heute als fester Begriff mit genauen Jahreszahlen und Ereignissen in die Weltgeschichte eingefügt ist. Die überragende Gelehrsamkeit der Jesuiten und ihre Machtstellung am Hof gab ihnen Möglichkeiten, auch China geistig zu prägen. Darin lag die Chance für die Kirche. Wenn man die Chroniken Chinas schrieb wie die von Franken und Germanen, dann brauchte man nichts mehr zu fürchten. Natürlich mußte man sich in zwei Richtungen absichern: Den Chinesen gab man den Anstoß, ihre religionsähnlichen Traditionen abzustreifen und zu einem „gereinigten“ Konfuzianismus zurückzukehren, und für die Kirche mußte eine Formel gefunden werden, die die jesuitische „Kanonisierung des Konfuzius“ rechtfertigte. Prémare, Bouvet und ihre Anhänger, die man die „Figuristen“ nannte, legten fest, daß Japhet, Noahs Sohn, als Gesetzgeber den Chinesen die ursprüngliche echte Religion gebracht hatte, eine Art Monotheismus, an die das geheimnisvolle Buch *1-King* noch Erinnerung bewahrte. Damit hatte man auch dort den Anschluß gewonnen.

Als Ergebnis der immensen Arbeit erschien 1778 das erste Gesamtwerk der chinesischen Geschichte, etwas, was es vorher in China nie

gegeben hatte. Da wurden nicht nur die Dynastien, die Reihenfolge der Kaiser und ihre Regierungsdaten, sondern auch die Übertragung dieser Daten auf die europäische Zeitskala festgelegt. Obgleich man stets die Fehler darin kritisiert, ist das Werk doch bis heute nicht überholt, sondern prinzipiell der Leitfaden für unsere Sinologen geblieben, auch wenn sie sich dessen nicht mehr bewußt sein sollten.

Trotz aller verbleibenden Unklarheiten möchte ich die neuen Gedanken noch einmal kurz ausdrücken: Die Arbeit der Jesuiten am chinesischen Kaiserhof wurde von verschiedenen Personen mit recht unterschiedlicher Auffassung und Zielsetzung durchgeführt. Hauptauftrag seitens des Kaiserhauses war eine Kalenderreform mit den astronomischen Kenntnissen der Renaissance unter Beibehaltung des chinesischen 60er-Zyklus, und daneben eine Ordnung der chinesischen Annalen, wobei die gesamte Geschichte dieses Hochkulturgebietes von der legendären Frühzeit bis zur Gegenwart durchforstet wurde. So gelang die Schaffung einer „glanzvollen Tang-Zeit“. Die Erstellung eines chronologischen Systems war für die Chinesen durchaus neu, sie erfolgte nach lateinischem Vorbild, und insgesamt gesehen im Sinne der katholischen Kirche. Der ganze Vorgang hat anderthalb Jahrhunderte gedauert und wurde schließlich von den Chinesen (ab 1735) gewaltsam beendet.

Wie weit in der ungeheueren Arbeit der Jesuiten eine Absicherung seitens der Kirche zu sehen ist, die gewiß berechtigten Grund hatte, ihre chronologische Sicht der Weltgeschichte durchzusetzen, bleibt offen. Wenn man die Panik sieht, die damals im Vatikan spürbar wurde, als man die Überlegenheit der chinesischen Schriftkultur erkannte, und wenn man das Datum der ersten Gesandtschaft nach Peking, nämlich Pater Riccis Reise 1583, also unmittelbar nach der gregorianischen Kalenderreform (Oktober 1582), mit einbezieht, drängt sich der Gedanke auf, daß hier mit äußerstem Wagemut, Beharrlichkeit und überragender Intelligenz die nötige geistige Verteidigung mitten in Feindesland getragen wurde, um einen berechtigterweise gefürchteten Sturm abzuwenden. Mit der Festlegung der Geschichte in China wurde das Ziel erreicht, den vermutlich einzigen Hebel, der außerhalb der katholischen Geschichtsschreibung existierte, außer Kraft zu setzen.

Die Aufdeckung von Fälschungen ist in zweierlei Weise möglich: als Früherkennung, praktisch direkt bei Bekanntwerden, wie die Berossos-Chronik des Celtes oder der Nestorianerstein der Jesuiten, weil die *Absicht* allzu offensichtlich ist und durch die Fehler bloßliegt; man erkennt also sofort, *warum* die Fälschung ausgeführt wurde, welches Ziel angesteuert wurde. Oder eine spätere Aufdeckung, wie es bei Kunstwerken oft der Fall ist, die nicht aus ideologischen, sondern rein materiellen Gründen gefälscht wurden. In diesem Fall erkennt man die Fälschung erst, wenn sich der Zeitgeschmack dermaßen gewandelt hat, daß durch die Fälschung das gesunde *Stilgefühl* verletzt wird. Die entsprechende Statue verschwindet dann im Keller des Museums. Sie wird selten als echt wieder hervorgeholt, denn eine völlig identische Wiederholung eines Zeitgeschmacks gibt es nicht.

Anders verhält es sich bei den sofort erkannten Fälschungen aus ideologischen Gründen, etwa Manuskripten oder Urkunden. Sie hatten ja den Zweck, eine Denkrichtung einzuleiten. Wenn diese zur Wirklichkeit geworden ist — natürlich nicht durch die erkannte Fälschung, sondern durch andere, nicht erkannte Betrügereien —, kann auch die zuerst als Fälschung angesehene Urkunde zu einer echten deklariert werden. Sie wurde ohnehin, nachdem sie einmal als Betrug entlarvt worden war, schlafen gelassen und war aus dem Blickfeld entschwunden. Aber einige Generationen später — je mehr Zeit verstrichen ist, desto leichter — kann sie ihre Aufgabe als Dokument doch noch erfüllen. Die Zeit ist reif dafür geworden. Roswitha und der *Ligurinus* gelten heute wieder als Dokumente des Mittelalters.

So ist es ja auch ein seltsamer „Zufall“, daß die antiken Schriften immer gerade dann entdeckt werden, wenn die Zeit dafür reif geworden ist. Oft beginnt die geistige Zeitströmung gerade erst und wird durch den „Fund“ mitbewirkt. So wurden 1916 Fragmente des klassisch-antiken Sophisten Antiphon entdeckt, in denen die Gleichheit aller Menschen und ihre politische Freiheit verkündet wird. Das wäre in der Renaissance undenkbar und auch 1848 noch verfrüht gewesen. Beim sich abzeichnenden Zusammenbruch der Monarchien im Ersten Weltkrieg ist das Schriftstück bestens geeignet und wird

willkommen heißen. Die Frage nach seiner Echtheit ist damit entschieden. Diese Eigenart hatten wir bei den barocken Fälschungen schon erkannt: Solange die Kirche keine dogmatischen Bedenken hatte, galt alles als echt, was ins Bild paßte und dem Ziel diente.

»Le dénicheur de saints«

Mit diesem leicht ironischen Titel, der soviel wie „Bilderstürmer“ bedeutet, versahen die Franzosen des 17. Jahrhunderts einen ihrer großen Theologen, dem es mit seinen Angriffen auf die erfundenen Heiligen tatsächlich gelang, daß die Kirche einige ihrer gar zu unhistorischen Heiligen aus ihren Nischen räumte und im liturgischen Kalender strich. Jean de Launoy (1603-1678) stammte aus der Normandie und wirkte in Paris, wo er wöchentliche Zusammenkünfte mit gleichgesinnten Reformatoren abhielt, die man aber bald verbot. Auch eines seiner Bücher wurde beim Drucker beschlagnahmt, und andere wurden ebenfalls eingezogen. Heute lesen sie sich wie harmlose Korrekturen einer wild ins Kraut geschossenen Heiligenverehrung. Da wird der Dionysius Areopagita, der als Zeitgenosse der Apostel das römische Gallien christianisiert haben sollte, als Anachronismus bezeichnet, oder die Geschichte von der Landung des Lazarus mit der Maria Magdalena in der Provence als Unsinn ausgeschrieben.

Launoy hatte bei Holstenius in Rom — der Name dieses Fälschers fiel schon mehrfach — manches gelernt, was ihn kritisch stimmen mußte. Mit einer riesigen schriftstellerischen Tätigkeit schuf er sich einen guten Ruf und wurde von allen aufgeschlossenen Theologen seiner Zeit anerkannt. Die Reinigungsbestrebungen entsprachen dem Zeitgeist. Sein vielleicht bestes Werk, das aber letzten Endes wiederum eine Festigung der falschen Chroniken bewirkt hat, beurteilt die Klosterschulen in der Zeit Karls des Großen und der Nachfolger (erschienen in Latein 1672). Ein halbes Jahrhundert später faßte man alle seine Schriften in fünf Bänden zusammen und gab sie in Genf heraus. Die Zeit ging darüber hin.

Heilige kommen und gehen. Sie passen sich so lange der Mode an, bis sie durch andere ersetzt werden müssen. Das verändert zwar das äußere Erscheinungsbild der Kirche, aber nicht ihre innersten Grundsätze. Diese waren immer unwandelbarer geworden, vor allem von jenem Augenblick an, seit die Bibel in gedruckter Form vorlag. Wenn sich das Dogma dennoch gewandelt hatte, wurden die Dokumente zu Fälschungen oder Kirchenväter zu Ketzern erklärt. Barthelemy Germon, der französische Jesuit aus Orléans, (1663 bis 1712 oder 1718), der berühmte Gegner von Jean Mabillon, dem Begründer der Paläographie, und Felix Coustance, hat in seiner Schrift *De veteribus regum francorum diplomatibus et arte secernendi vera a falsis* („Von den alten Urkunden der fränkischen Könige und der Kunst, echte von gefälschten zu unterscheiden“, Paris 1703) eine Quellenscheidung nach diesem Muster vorgenommen. Vor allem in seinem Buch *Von den alten ketzerischen Verderbern der Bücher der Kirchenväter*, das mit Erlaubnis der Zensur und eigenhändiger Empfehlung des Königs von Frankreich zehn Jahre später erschien, sagt er frei heraus und beweist mit unschlagbaren Argumenten theologischer Art, daß die alten Manuskripte mit Texten des heiligen Augustin, sogar Evangelienhandschriften, die aus dem 4. oder 5. Jahrhundert stammen sollen, im Benediktinerkloster Corbie im 9. Jahrhundert oder später – bis zum 13. Jahrhundert – gefälscht worden sind. Einige Beispiele seiner Beweisführung will ich vorstellen:

Der von Gott verfluchte Verbrecher, der am Holz erhängt wird, wie 5. Mose 21, 23 sich ausdrückt, soll noch am selben Tag abgenommen und begraben werden. Im Neuen Testament (Galater 3, 13) wird aus dem verfluchten Verbrecher das genaue Gegenteil, nämlich Jesus. Oder: Wenn Daniel über den »zweigehörnten Alexander« spricht, dann kann sein Buch nicht vor Alexander geschrieben sein (wie man damals in der Kirche noch lehrte). So ist auch die dumme Geschichte im Buch des Propheten Jesajas von der Ehebrecherin, die schwanger wird, alles andere als eine Weissagung auf den Erlöser gewesen; aber bei Matthäus (1, 23) wurde sie dazu gemacht. Aus der jungen Frau wurde eine Jungfrau. Hatten die Ketzer hier ihre Hand im Spiel? Oder waren es die Juden selbst gewesen, die die Weissagungen über

den Messias verfälschten, um Jesus nicht als den erwarteten Heiland anerkennen zu müssen?

Augustin macht sich (im *Gottesstaat*, XV, 13,7) schon Gedanken darüber, wie es möglich war, daß die Juden die *Heilige Schrift* verfälschten, eine gängige Meinung „zu seiner Zeit“. Da die Juden in alle Winde verstreut leben und das seit langer Zeit, ohne eine zentrale religiöse Autorität anzuerkennen, bedurfte es einer ungeheuren Verschwörung, um die einheitliche Fälschung aller Bibelhandschriften durchzuführen. Dagegen ist denkbar, daß diese Handschriften erst sehr spät hergestellt sind, und zwar als Abschriften einer einzigen Vorlage.

Gefälscht sind Papstbriefe und Berichte von Synoden und Konzilien, sagt Germon und belegt es. Er nennt sogar die Namen oder zumindest Gruppen der Fälscher. Der Kodex des heiligen Hilarius, der in der Pfalz von Aachen aufbewahrt wird, ist von einem namentlich genannten Bischof gefälscht (2. Buch, 2. Teil). Ein Buch, das mit den Werken des heiligen Augustin herausgegeben wird, *Contra quinque hostium genera*, ist von Gottschalk im 9. Jahrhundert geschrieben, weil er darin seine Meinung gegen Hinkmar ausfechten wollte. Weitere Werke des Augustin, Origenes, Hieronymos, Isidor von Sevilla, Bernard u.a. sind ebenfalls erfunden. Als Fälscher nennt er alle berühmten Ketzer wie Arian, die Ebioniten, die Eunomianer und die Albigenser; bei letzteren besonders einen Arnaldo, wie der Bischof von Tuy herausfand. Oft kennt er Einzelpersonen, häufig Kirchenautoritäten, als Autoren der Fälschungen.

Auch Bücher der *Heiligen Schrift* sind nicht frei von Veränderungen. Das Lukas-Evangelium und einige Briefe von Paulus sind durch Marcion dermaßen verändert worden, daß sie einen ganz anderen Sinn machen. Dies haben schon Irenäus und Tertullian festgestellt, sagt er. Überhaupt befindet sich Germon in bester Gesellschaft, denn er kann stets anerkannte Autoritäten zitieren, um seine Gedanken zu untermauern. Die griechischen Briefe des Clemens von Rom, Ignatius von Antiochien und Dionysios von Korinth wurden ja schon vor ihm als Fälschungen erkannt. Einer der großen Doktoren der Sorbonne, auf die er sich stützt, ist Jean B. Cotelier (Cotelerius, 1627-1786), der Hellenist, der mit seiner Arbeit über die frühen theologischen Schriften des 2. Jahrhunderts schon eine klare Scheidung der Quellen vorgenommen hatte.

Über die Chroniken von Gottschalk, Hinkmar und anderen Hof-

schreibern der Franken hat er eine eigene Schrift verfaßt, aber in dem hier besprochenen Buch hat er ebenfalls deutlich gesagt, daß die Mönche von Corbie der Ausbund an Frechheit und Unglauben waren. »Wenn die Quelle besudelt ist, kann der ----daraus fließende Bach nicht sauber sein«, schreibt er (natürlich in Latein) in seiner deftigen Sprache. Seine Gedankenschärfe ist bewundernswert, mehr noch seine raffinierte Ausdrucksweise, die zwar erkennen läßt, was er denkt, aber vom Wortlaut her nicht als ketzerisch bezeichnet werden kann, weil er stets der Kirche zugute hält, daß sie die Wahrheit im Griff hat. So hatte er anfangs viele Theologen auf seiner Seite, denn die Absicht war lobenswert: eine Reinigung der von Fälschungen völlig überfrachteten Kirchengeschichte zum Wohl eines reinen Glaubens. Als aber deutlich wurde, wieviel man ausscheiden mußte, bis das Ziel einer gereinigten Kirche erreicht wäre, wandten sich die größten Geister seiner Zeit gegen Germon und verdammt ihn. Heute wird er nur noch in lächerlich machender Weise als Spinner am Rand erwähnt. Dabei hatte seine Kritik Hand und Fuß und war der von Hardouin ebenbürtig (siehe auch A. Müller 1996, S. 532). Der Grund, warum ich Launoy und Germon hier zitiere, liegt vor allem darin, daß sie als Kirchenleute, und von allen Kollegen anerkannt, eine Kritik vorbrachten, die korrekt war und heute noch gelten sollte.

Welche Umgestaltung unseres Weltbildes durch die Kritik an den Quellen herbeigeführt wurde, sagt Bernheim (1912, S. 75), »kann man sich am besten veranschaulichen, wenn man ein älteres gutes Handbuch der Geschichte mit einem guten neuen vergleicht. Da sieht man z. B. in den *Genealogischen Tabellen* von Johann Hübner, die 1708 erschienen sind und lange ein sehr angesehenes Handbuch waren, als Vorgänger des Frankenherrschers Chlodwig I. aufgeführt eine gewaltige Menge „Könige der Sikambren, Könige der Westfranken und Herzöge der Ostfranken“, alle mit genauer Angabe der Regierungsjahre und genealogischen Verhältnisse; und von allen diesen mehr als 60 Herrschern hat kein einziger überhaupt existiert, diese sämtlichen Daten sind durch die neuere Kritik mit Sicherheit als das allmählich erwachsene Produkt teils sagenhafter, teils gelehrter Erfindung nachgewiesen und sind selbst aus den bescheidensten Handbüchern verbannt worden«. Dem möchte ich nur hinzufügen, daß auch Chlodwig bald den Weg seiner Vorgänger gehen wird.

Daß eine grundlegende Reinigung höchst nötig war, darüber bestand ohnehin ab 1600 allgemeine Übereinstimmung. Aber wie sie durchzuführen sei, das ließ die Gemüter in Wut geraten. Die neue Fassung sollte jedenfalls von Rom zentral abgesegnet werden, um weitere Vielfalt der Texte zu vermeiden.

Obgleich sich die Buchdruckerkunst von Mainz 1450 innerhalb einer Generation in ganz Europa mit der Geschwindigkeit eines Steppebrandes ausbreitete, behielt sich der Vatikan doch vor, religiöse Texte für die Christen monopolartig selbst zu drucken. Das galt auch für Bibeln und liturgische Bücher in Griechisch, Syrisch, Armenisch, Georgisch und Arabisch. Die jeweilige Abfassung wurde streng überwacht. Entgegen dem Einspruch der fremden Oberhirten wurden dabei Neuerungen durchgeführt, die der Vereinheitlichung des jeweiligen Dogmas dienten.

Denn Ausmerzen widersprüchlicher Überlieferungen und Einheit bei der Neuerstellung war nun das Gebot der Stunde. Die Inquisition konnte diese Aufgabe nicht mehr erfüllen, darum wurden neue Kommissionen gegründet, die sich speziell dem alten Schrifttum widmeten.

Am schaurigsten sah es bei den Märtyrerlegenden aus. Da diese den Kalender der Kirche und die täglichen Gottesdienste regeln, mußte dieser Dschungel gerodet werden. Die Elitetruppe der Katholiken, der Orden Jesu, übernahm diese schwerste aller Aufgaben. Eine Gruppe im Umkreis von Flandern hat sich jahrhundertlang damit beschäftigt und das kaum zu Erhoffende in Gang gesetzt.

Es ging darum, die mit ungeheuerem Wust und unglaublichem Gefasel überwucherten Heiligenlegenden zu sichten und eine für alle Katholiken gültige Fassung zu erstellen. Zu diesem Zweck wurden sämtliche greifbaren Manuskripte eingesammelt, geordnet und danach die Lebensläufe der Heiligen völlig neu geschrieben. Wie bei derartigen Aktionen verfahren wird, die vor ihnen schon die Chinesen oder Byzanz durchgeführt haben, kann man sich leicht denken. Im Jahre 1603 legte der Jesuit Heribert von Rosweyde aus Utrecht (1569-1629) die erste neue Zusammenstellung der Heiligenleben für die Kalendertage des ganzen Jahres vor.

Baron Heinrich Julius von Blum war einer der tatkräftigsten der Gründergeneration dieses Vorhabens, und der 1596 im Limburgischen geborene Johann Bolland, ebenfalls Jesuit, wurde zum nachträglichen Namensgeber der Gruppe. Er bearbeitete die erste Sammlung und weitete sie zu einem Unternehmen aus, das in den nächsten zwei Jahrhunderten eine beachtliche Zahl von Jesuiten beschäftigte. Bolland selbst konnte schon 1643 die ersten beiden Bände des Monumentalwerks *Acta Sanctorum* vorlegen. Die meisten dieser Jesuiten waren Flamen, und die fortlaufenden Bände erschienen in Antwerpen. Mit der französischen Besetzung Flanderns 1794 brach die Arbeit bei Band 53 (für den 6. Oktober) ab, wurde dann aber nach der Gründung des belgischen Staates 1837 wieder aufgenommen, zunächst in Brüssel, dann in Tongerlo. Sie ist mit 67 erschienenen Bänden bis heute nicht abgeschlossen. Die Gesichtspunkte, unter denen die Erstellung der Heiligenlegenden jetzt vorgenommen wird, hat sich zeitgemäß angepaßt an die in der heutigen Geschichtsforschung übliche Arbeitsweise.

Zusammenfassend möchte ich zwei wichtige Punkte dieser gewaltigen Arbeit herausheben: Die eine Aufgabe bestand darin, möglichst alle kursierenden Texte aufzufinden, um später nicht gegen widersprechende „Dokumente“ ankämpfen zu müssen, wenn die neuen Akten einmal allgemeingültig geworden wären. Und der zweite Punkt, für unseren Gedankengang bedeutend, lag in der Geschichtsschöpfung, die eine derartige Neugestaltung möglich machte.

Wenn zum Beispiel die hier vorgestellte Behauptung richtig ist, daß vor dem 10. Jahrhundert nördlich der Alpen keine überregionale Kirche bestand, sondern diese erst ab dem 12. Jahrhundert rückprojizierend zur geschichtlichen Tatsache gemacht worden war, dann ging es den Bollandisten darum, die recht ungeordnete Fabulierung über eine mittelalterliche Kirche in wissenschaftlicher Weise zu klären und an die Stelle der wild-chaotischen und sehr lokal entstandenen Fälschungen eine tragfähige Grundlage für „alle Zeiten“ zu setzen. Wie schwierig das war, geht aus den inneren und äußeren Kämpfen der Bollandisten hervor, von denen ein Laie allerdings nur selten etwas erfuhr. Zum Beispiel: 1695 verurteilte die spanische Inquisition die Autoren der ersten 14 Bände als Ketzer und hielt dieses Urteil 20 Jahre lang aufrecht.

Das chronologische Gerüst hatte sich zu oft als unhaltbar erwiesen, noch wandelbarer war das theologische Dogma im Laufe der Jahrhunderte. Als Platzhalter setzte man die Heiligen ein. Diese Kette von katholischen Menschen und eifrigen Bekennern des Christentums sichert nun den Fortbestand der Kirche durch zwei Jahrtausende hindurch. Mindestens die Hälfte dürfte reine Erfindung sein. Aber diese Heiligenleben bilden rückwärts bis zu den Aposteln eine geschlossene Gemeinde und damit die festeste, unumstößlichste Geschichtsschreibung des Abendlandes. Ihr geographischer Rahmen ist entsprechend weit gespannt, denn er umfaßt praktisch alle Gebiete, die zu irgendeinem Zeitpunkt einmal katholisch waren oder rückwirkend als kirchlicher Herrschaftsbereich erklärt wurden, also auch Nordafrika und den ganzen Nahen Osten bis nach Persien. Nach drei Jahrhunderten zielstrebigter Neuschöpfung durch die Bollandisten ist die katholische Geschichte auf Betongrund gestellt.

Hinsichtlich der großen Bedeutung dieses ganzen Komplexes wäre das Urteil eines evangelischen Theologen, Adolf Harnack aus Dorpat, über die Apostel- und Märtyrerlegenden zu zitieren: »Im Laufe der Zeiten wurden sie mit immer strahlenderen und grelleren Farben zu Heiligenbildern und Romanen ausgemalt. Die Production hat vom 4. bis zum 11. Jahrhundert einen erstaunlichen Umfang angenommen und wurde zugleich die Lieblingslektüre der Christen von Irland bis zu den abyssinischen Bergen und von Persien bis nach Spanien. . . Man darf sagen, dass ganze Generationen von Christen, ja ganze christliche Nationen, an dem grellen Schein jener Erzählungen geistig erblindet sind. Sie verloren nicht nur das Auge für das wahre Licht der Geschichte, sondern auch für das Licht der Wahrheit überhaupt.« (1893, S. XXVI)

Vor der Bereinigung der chaotischen Überlieferungssituation durch die Bollandisten wäre vielleicht noch eine Chance gewesen, durch äußerst strenge Sichtung alles gesammelten Materials gewisse „echte“ Körnchen herauszufischen oder zumindest einen Überblick über die tatsächlichen Strömungen der früheren Jahrhunderte zu gewinnen. Das eben gaben die Bollandisten vor. Es ist aber nicht zu erwarten, daß sie selbstlos – das heißt gegen ihren Glauben – vorgegangen wären, und darum ist *nach* ihrer Arbeit gewiß kein Anhaltspunkt irgendwelcher Art mehr auffindbar. Durch die Elite der ka-

tholischen Geistlichen, die Gesellschaft Jesu, ist zumindest in diesem Punkt die Geschichte wasserdicht verankert. Da wir aus dem Mittelalter ohnehin fast nur Zeugnisse der Kirche besitzen — »nur die Kleriker konnten schreiben« —, besteht keine Hoffnung mehr, noch Einblick in das wahre Gesicht jener Zeit zu bekommen.

Fazit

Athene war eine mächtige Göttin. Sie war dem Kopf ihres Vaters Zeus, des höchsten der Götter, entsprungen, eine echte Kopfgeburt, nicht aus Fleisch und Blut, sondern ein Gedankenblitz, darum strahlend schön und anbetungswürdig.

So sehe ich auch die Kirchengeschichte des ersten Jahrtausends und einen großen Teil der klassischen Literatur: geschaffen von klugen Köpfen, bewundernswert und wirkungsvoll.

Wenn durch mein Buch der Eindruck entstanden ist, daß alle diese erhebenden und lehrenden Bücher der Bibel und Kirchengeschichte, ja viele heidnische Werke ebenfalls, sich als Fälschung und Betrug erweisen, dann muß ich noch einmal korrigieren: Es geht um ihre Datierung, ihre Urheberschaft und den zur „Realität“ gerechneten Inhalt — diese sind unsinnig. Die Bücher selbst jedoch existieren (meistens), sie sind uns nicht aufgeschwatzt ohne Belegexemplar.

Wenn man die zahlreichen Handschriften und Erstdrucke ihres Pseudonyms entkleiden würde, also die „Roswitha“ tatsächlich als Gemeinschaftsarbeit eines Freundeskreises um Pirkheimers Tochter anerkennen würde, oder die inspirierten Werke des Dionysius „Areopagita“ als Mitauslöser der Gotik geistbewegend für das 13. Jahrhundert sähe, oder die Fabeln um das Leben Leben Jesu in den Evangelien als Ritterroman neben König Arthur und die Gralsliteratur stellen würde, dann — so meine ich — büßten sie nichts von ihrem Wert ein, sondern könnten endlich zeitgerecht gewürdigt werden und verlorene den ihnen anhaftenden Geruch von Lüge und Propaganda.

Einwand

Gegen meine neue Geschichtssicht haben sich schon zahlreiche Stimmen gemeldet und die Widersprüche und Unklarheiten, die sich da auftun, herausgestellt. Die Frage Nummer Eins meiner Kritiker bleibt die nach dem Grund für die *Große Aktion*: »Warum sollten denn viele Menschen generationenlang an einer derartig umfassenden Fälschung der Geschichte gearbeitet haben?« Diese Frage stellt vor allem der, der das von mir hier knapp zusammengefaßte Geschehen als einen zielbewußten, streng geplanten und kontinuierlich durchgeführten Arbeitsgang einer kleinen Gruppe Intellektueller ansieht. Vielleicht hat Kammeier es so gesehen, vielleicht haben wir es auch nur in seine Bücher hineingelesen. Der Begriff *Große Aktion* verleitet zu diesem Gedanken.

Dagegen habe ich gezeigt, daß der Vorgang eher wie ein Tanz aussah, mit Pirouetten und Zick-zack-Läufen, mit Vor- und Rückschritten, mit Gegnern und Verbündeten. Ich möchte sogar so weit gehen zu behaupten, daß viele der schreibenden Mönche sich der Tragweite ihrer Fälschung nicht bewußt waren und vor allem keinen Überblick über das Gesamtgefüge der Aktion hatten. Aber auch die Herren in leitenden Positionen waren nicht alle vom Kaliber eines Piccolomini. Statt *Aktion* sollte ein anderer Ausdruck geprägt werden: Schöpfung, Neuschöpfung der Geschichte, *Geschichtsschöpfung*.

Selbst Wissenschaftler wie Leopold Ranke, die sich ihr ganzes Leben lang mit Originaldokumenten und detaillierter Fachliteratur beschäftigten, schufen Geschichte, und zwar eine völlig neue Geschichte, wie sie bis dahin nicht bekannt war. Aus den einzelnen Mosaiksteinchen, die vorlagen, fügten sie ein Gesamtbild, das vorher nie existiert hatte, höchstens geahnt worden war von einigen wenigen. Nach der Niederschrift ist es Wirklichkeit, geschichtliche Realität, prägend für kommende Generationen. Auch wenn wir diese geniale Arbeit bewundern und in den Schulen lehren, dürfen wir nicht so naiv sein zu glauben, daß sie etwas anderes wäre als eben Rankes Idee und die seiner Zeitgenossen. Diese ist jedoch verschieden von der Sicht, die die Menschen der betreffenden Vergangenheit von ihrer eigenen Welt hatten. Vor Ranke (um beim Beispiel zu

bleiben) war manches noch offen, danach ist die Geschichte festgelegt.

Nach einer derart genialen Gestaltung eines Geschichtsbildes — ich denke auch an Winckelmann, der unser Griechenbild festlegte — kann das Mosaik nicht mehr verworfen werden, höchstens noch ausgebessert und, wo Lücken blieben, ergänzt werden. Dasselbe gilt natürlich auch für die jeweiligen Vorgänger, sei es von Ranke oder Winckelmann, die schon deren Geschichtsvision einschränkten und vorbestimmten. So ist die spätmittelalterliche und humanistische *Geschichtsschöpfung* ein allmählich gewachsenes Monster, das kaum noch echte Korrekturen zuläßt.

Es wuchs wild auf, nur von sich selbst kontrolliert, ohne genaue Kenntnis seines Ziels. Oft haben entgegengesetzte Kräfte beim Wachstum mitgeholfen: aufbauend und zerstörend, Frieden und Krieg, Gesundheit und Krankheit.

Und diese Kräfte habe ich in meiner Studie herausgestellt: Sie waren meist religiöser Art. Judentum, Islam und europäisches Denken haben gleichermaßen Anteil an dieser Schöpfung. Sie ging nicht nur gleichzeitig, sondern sogar Hand in Hand vor sich, sowohl miteinander abgesprochen (Monotheismus, Anti-Chiliasmus, Gräberkultfeindlichkeit), als auch im Streit gegeneinander entwickelt. Eine Entstehung des Christentums auf europäischem Boden ohne die gleichzeitige Entwicklung des Judentums und des Islams ist undenkbar. Freidenker und Aufklärer, Arianer und Manichäer haben denselben Anspruch auf Urheberschaft dieses ethischen Bewußtseins, das uns heute beflügelt.

Nach der Erstellung einer gemeinsamen Zeitrechnungstabelle hatten alle Beteiligten großes Interesse, diese auch durchzusetzen gegen andere Völker, die noch nicht bekehrt waren: gegen Inder und Chinesen usw.

Nach einigen Generationen wußten wohl nur noch wenige, wie luftig erfunden das ganze Gebäude war, und diese wenigen hatten vermutlich nicht die Absicht, das Gebäude einzureißen, da sie selbst zur herrschenden Gruppe gehörten. (Das ist heute genauso.) Dadurch ging das Wissen um die Neuschöpfung schrittweise verloren, im Islam vollständig, im christlichen Abendland fast ganz (Sigrid Hunke hat unsere Aufmerksamkeit wieder auf diesen Punkt gelenkt). Die

Jesuiten griffen nur Teile an, mehr war ihnen nicht möglich. Vielleicht wollten sie den Bau abstützen mit einer Vorwärtsverteidigung, die auch heute wieder bemerkbar wird: Das Vatikanische Konzil hat 1963 den Raum geöffnet, „Karteileichen“ zu beseitigen. Aber dadurch wird der Bau erst recht abgestützt, nämlich ernst genommen, diskutiert und in Teilen anerkannt. Heute steht die erfundene Sicht der Geschichte des 1. Jahrtausends der Kirche so felsenfest in den Akademien, daß selbst Atheisten darauf schwören würden.

Damit ist auch gesagt, daß es unmöglich sein wird, die »tatsächliche« Geschichte des europäischen Raumes vor dem Jahr 1000 zu rekonstruieren, und daß alles, was wir darüber zu wissen glauben, schillernde Märchen sind.

Bleibt nur der Ruf an Berufene: Ring frei für die nächste Geschichtsschöpfung!

Der russische Vorstoß

Von einem ganz sonderbaren Denkansatz, nämlich der unter rein statistischen Gesichtspunkten erstellten Geschichtsanalyse des Moskauer Mathematikprofessors Anatolij Fomenko, hat Christoph Marx seit einigen Jahren berichtet. (1992; Rezension bei Illig, ZS 2 - 1995; und Gabowitsch ZS 2 -1997; eine deutsche Übersetzung durch Jähne und Hoffmann, Humboldt-Universität Berlin, ist in Vorbereitung). Fomenko stellt die These auf, daß unsere gesamte Geschichtsschreibung von einer geringen Anzahl von ständig wiederkehrenden schematischen Motivgruppen und starren Herrscherlisten geprägt sei. Mit Hilfe von rein mathematischen Rastern erkennt Fomenko, wie unsere geschriebene biblische und christlich-abendländische Geschichte aus nur vier oder fünf Perioden besteht, die durch Rückverschiebung um jeweils verschieden große Zeiträume (333, 1053 und 1778 Jahre) penetrant wiederholt werden. Daraus ergibt sich der Eindruck, daß unser Geschichtsbild auf literarischen Motiven beruht, denen höchstens symbolischer Wert zugestanden werden kann. Das führt uns in populärer Weise kraß vor Augen, daß die abendländischen Geschichtsschreiber seit dem 12. Jahrhundert durchgehend voneinander abgeschrieben haben und sowohl die Bibel wie auch antike und mittelalterliche „Chroniken“ mit einer ans Unwahrscheinliche grenzenden Häufigkeit fast identischer „Historien“ angefüllt sind. Diese nicht mehr zufällige, sondern offensichtlich gewollte Wiederholung einzelner Geschichtsabschnitte macht die Inhalte in höchstem Grade unglaubwürdig. Der Grundgedanke deckt sich mit manchen der hier vorgestellten Aufklärer, besonders mit Hardouins „System“, das die russischen Autoren eingehend zitieren.

Nikolaj Morosow, der russische Chemiker und Geschichtsforscher (1854-1946), auf den sich Fomenko hauptsächlich stützt, hatte die gesamte Darstellung der christlichen Ereignisse vor dem 4. Jahrhundert als Fälschung bezeichnet. So hatte er in seiner Schrift über die

Offenbarung Johannis (deutsch 1912 mit Einleitung von Drews) die Abfassung dieses Buches auf 395 n.Chr. eingestuft. Aber auch das ist im selben Sinne naiv, vor allem, wenn er behauptet, an Hand der Sternstellungen, die in der *Offenbarung des Johannes* beschrieben werden, den genauen Tag der Abfassung dieses Buches errechnet zu haben: die Nacht vom 30. September auf den 1. Oktober (julianischen Kalenders) des Jahres 395 n. Chr. Abgesehen davon, daß in der *Offenbarung* keinerlei wirkliche Sternstellungen beschrieben sind und die Astrologie dem Johannes ein Greuel war, wissen wir ja inzwischen, daß ein durchgehender Kalender, der eine Berechnung solcher Sternstellungen ermöglichen würde, nie existiert hat. Ganz zu schweigen davon, daß die Annahme einer stets gleichen Bewegung der Erde oder des Sternhimmels über anderthalb Jahrtausende hinweg nicht nachweisbar ist.

Zwischen Morosows romantischem Blick zu den Sternen und Formkos mathematischer Rastersuche klaffen dennoch Welten.

Neben Christoph Marx sind besonders Heinsohn und Illig als Zeitrekonstrukteure zu nennen. In der Nachfolge des russischen Rabbinersohnes Immanuel Velikovsky (1895-1979), der, als Psychoanalytiker in den USA arbeitend, mit mehreren Büchern in fundamentalistischer Manier den immer wieder nötigen Nachweis des hohen Alters und der absoluten Zuverlässigkeit der Mosesbücher wiederholen wollte, beschritten Heinsohn und Illig durch Rückkehr zu naturwissenschaftlichen Kriterien erfolgreich neue Wege in der Rekonstruktion des Geschichtsbildes. Ihre Hinwendung zu archäologischen Fakten sowie kritischer Untersuchung der bislang als echt angenommenen Dokumente führte zu neuen Ergebnissen: Die Chronologien fast sämtlicher Bereiche von der Menschwerdung bis zum Jahr 1000 n.Chr. müssen einer Revision unterzogen werden. Die Geschichte ist weitaus kürzer, als Bibel oder moderne Archäologen uns einreden wollten. Allerdings stehen Heinsohn und Illig trotz aller Kritik immer noch der blinden Schriftgläubigkeit Velikovskys nahe, indem sie die Bibel und die Kirchenschriftsteller (wie Euseb usw.) mit ihren Namenslisten ernst nehmen und nur die Jahreszahlen verschieben, die Reihenfolgen plausibler machen und das Ganze in Übereinstimmung mit archäologischen Funden zu bringen versuchen, ohne zu

erkennen, daß diese Arbeit zu einer weiteren Fiktion führt, die ebensowenig Anspruch erheben kann, Fakten darzustellen.

Immerhin stellt ihre „evidenzbezogene“ Methode die aufwendigen statistischen Untersuchungsergebnisse Formenkos in *Frage*, weil dieser die Ergebnisse der Archäologie wenig in seine Raster einbezieht. Fomenko ist zudem in einem Maße buchgläubig, wie nur starre Monotheisten es sein können, hält deswegen auch stur am veralteten aktualistischen Prinzip der akademischen Geologie fest, was seine Verwendung des nicht hinterfragten Datengrundstocks der akademischen Lächerlichkeit preisgibt. Da er außerdem selbst den stereotypen Geschichtsdaten, die er meist nur aus verarbeitender Literatur entnimmt, Gewalt antun muß, um sie in seine mathematischen Raster zu pressen, wird seine Methode verdächtig. Dennoch hat sie bei Illig und seinen Kollegen zunächst Hoffnung auf einen frischen Denkansatz ausgelöst. Die Beschränkung Fomenkos auf zumeist russische und mitteleuropäische Literatur läßt leider wenig Spielraum, um weiterreichende Schlußfolgerungen zu ziehen. Was als Kritik an den Schablonen europäischer Geschichtsschreibung begann, wächst sich inzwischen zu einer mystisch gefärbten Phantasie goldener russischer Legenden für eine geschichtsunkundige gläubige Masse aus, die nur vor dem Hintergrund des Fehlens geisteswissenschaftlicher Bildung gesehen werden kann, wie es in Rußland seit mehr als zwei Generationen vorherrschend ist. Diese völlige Orientierungslosigkeit ist ein Extrem fundamentalistischer Buchgläubigkeit, wenn auch der eines Velikovsky diametral entgegengesetzt.

Christoph Marx besprach ausführlich Fomenkos mathematischen Ansatz im Kreis der Zeitrekonstrukteure (im Mai 1996 in Hamburg) und hob hervor, »daß die philologischen Quellen des ausgehenden „Mittelalters“ und der frühen Neuzeit — wie allgemein bekannt — praktisch von A bis Z als „gefälscht“ wahrgenommen werden müssen, wobei allerdings das dahinterstehende „Unverfälschte“ durchwegs versteckt bleibt und sich unserer Analyse bislang entzog.« Es wäre jedoch »in der Regel verfehlt, in diesen Quellen, auf die wir uns nichtsdestoweniger angewiesen sehen, von ihren Urhebern in individuell bewußter Absicht gefälschte Darstellungen zu sehen und ihnen damit eigennützige Motive — anstelle kollektiver Neurosezwänge - zu unterstellen«. (1996, S. 5) Damit wird nun schärfstens zum Ausdruck

gebracht, daß es unmöglich sein wird, die tatsächliche Geschichte zu erforschen. Mit diesem im wesentlichen psychoanalytischen Erklärungsmuster wird die Chance einer annähernd wirklichkeitsbezogenen Geschichtsforschung verschüttet.

Literaturverzeichnis

- Adelung, Joh. Chr. (1806): *Aelteste Geschichte der Deutschen* (Leipzig)
- Albrecht, Gisela (1995): »Livius und die frühe römische Republik«, in *Vorzeit–Frühzeit–Gegenwart* 3/95, S. 222 ff. (Gräfelfing)
- Aschbach, Joseph (1868): *Roswitha und Conrad Celtes* (2. Aufl., Wien)
- Ashe, Geoffrey (1985): *The Discovery of King Arthur*; (dtsh. 1986): *König Arthur. Die Entdeckung von Avalon* (Düsseldorf)
- Asin Palacios, Miguel (1931): *El Islam cristianizado* (Madrid)
- Asin Palacios, Miguel (1916): »Logia et Agrapha D. Jesu«, in *Patrologia Orientalis* XIII, 3, Paris.
- Baigent, Michael und Leigh, Richard (1991): *Verschlusssache Jesus. Die Qumranrollen und die Wahrheit über das frühe Christentum* (aus d. Engl. übers., München)
- Baldauf, Robert (1902): *Historie und Kritik*, Bd. IV C (Basel) (1903) Bd. I (Leipzig)
- Bar, Francis (1946): *Les routes de l'autre monde* (Paris)
- Barral i Altet, Xavier (1976): *La circulation des monnaies Suèves et Visigothiques* (München)
- Barrett/Thornton (Hrg.) (1959): *Texte zur Umwelt des Neuen Testaments* (2. erw. Aufl. 1991, Tübingen)
- Batalha Reis, Pedro (1960): »Triente inédito de Ervgio«, in *NUMMUS* 20-21, S. 75-80 (Porto)
- Bauer, Bruno (1877): *Christus und die Caesaren* (Berlin)
- Beda Venerabilis, *Historia ecclesiastica* (dtsh. von Wilden, Schaffhausen 1860)
- Beltrán Villagrasa, Pio (1972): *Numismática de la Edad Media y de los Reyes Católicos* (Zaragoza)
- Bernheim, Ernst (1912): *Einleitung in die Geschichtswissenschaft* (Berlin–Leipzig)
- Bibliothèque de la Compagnie de Jesus* (1893, repr. 1960, Brüssel–Paris)
- Bischoff, Bernhard (1979): *Paläographie des römischen Altertums und des abendländischen Mittelalters* (Berlin)
- Blöss, Christian (1995): »Sonnenfinsternisbeobachtungen in Mitteleuropa von 600 bis 900«, in *Vorzeit–Frühzeit–Gegenwart* 3/95 (Gräfelfing)
- Blöss, Chr. / Niemitz, H.-U. (1997): *C14-Crash. Das Ende der Illusion, mit Radiokarbonmethode und Dendrochronologie datieren zu können* (Gräfelfing b. München)
- Blüher, Hans (1921): *Die Aristie des Jesus von Nazareth* (Prien)
- Bodmann, Gertrud (1992): *Jahreszahlen und Weltalter. Zeit- und Raumvorstellungen im Mittelalter* (Frankfurt /M.)
- Boor, Helmut de (1979): *Die deutsche Literatur* (Bd.1, München)
- Bresslau, Harry (1914): *Handbuch der Urkundenlehre für Deutschland und Italien* (Bd.II, Berlin; Nachdr. 1958)
- Brückner, A. (1913): *Die Wahrheit über die Slavenapostel* (Tübingen)

- Brunhölzl, Franz (1971): *Zum Problem der Casinenser Klassikerüberlieferung* (Abh. Marburger Gel. Gesellschaft Nr.3, München)
- (1975) : *Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters* (München)
- Büchner, R. (Hrg.) (1964): *Ausgewertete Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters* (Bd. VII, Darmstadt)
- Büchner, Karl (1961): *Überlieferungsgeschichte der lateinischen Literatur des Altertums* (in Hunger et al., 1988, S. 309 ff)
- Cabre Aguiló, Juan (1946): *El tesorillo Visigodo de Trientes. . . en Zorito de los Canes* (Guadalajara) (Madrid)
- Camphausen, Hans Frh. v. (Hg) (1991): *nimm und lies! Christliche Denker von Origenes bis Erasmus von Rotterdam* (Stuttgart)
- Capelle, W. (1932): *Marc Aurel. Selbstbetrachtungen* (Stuttgart)
- Corrodi (1794): *Kritische Geschichte des Chiliasmus* (2 Bde., Zürich)
- Couplet, Phil. (1687/ 1728): *Tabula chronologica Monarchiae Sinicae*
- Davy, Marie-Madeleine (1972): *Encyclopedie des mystiques* (4 Bde., Paris)
- Delitzsch, Friedrich (1920): *Die große Täuschung* (Stuttgart–Berlin)
- Detering, Hermann (1992): *Paulusbriefe ohne Paulus?* (Diss., Frankfurt/M.)
- (1995): *Der gefälschte Paulus. Das Urchristentum im Zwielficht* (Düsseldorf)
- Dictionaire de la Bible*, Hrg. Vigouroux (1894-1912): (5 Bde., Paris)
- Die Franken – les Francs* (1997): Katalog der Ausstellung (Paris–Mannheim–Berlin)
- Diehl, (1924-31): *Inscriptiones latinae christianae veteres* (3 Bde., Leipzig)
- Drews, Arthur (1921): *Das Markus-Evangelium als Zeugnis gegen die Geschichtlichkeit Jesu* (Jena)
- Drioux, Abbé. (1873): *Précis élémentaire d'Histoire ecclésiastique* (Paris)
- Dunne, George H., S. J. (1962): *Generation of Giants. The Story of the Jesuits in China in the Last Decades of the Ming Dynasty* (Indiana, USA)
- Eberle, Josef (1956): *Interview mit Cicero* (Stuttgart)
- Eichhorn, J. G. (1804): *Einleitung in das Neue Testament*
- Enciclopedia ilustrada* (Madrid)
- Encyclopedia Judaica* (1971 ff.) (Jerusalem)
- Encyclopedia of Islam* (ab 1954) (Leiden–London)
- Enzyklopädie des Islam* (1913-34): 4 Bände (Leiden–Leipzig)
- Ettmüller, Ludwig (1869): *Altnordischer Sagenschatz* (Auswahl, Zürich)
- Fischer-Fabian, Siegfried (1975): *Die ersten Deutschen* (München)
- Fomenko, Anatolij (1992): *Empirico-statistical Analysis* (2 Bde., Dordrecht)
- Friedrich, Horst (1992): »Ethnien und morphische Felder«, in *VFG IV* (4-5), S. 62ff.
- (1997): *Einer neuen Wissenschaft den Weg bahnen!* (Hohenpeißenberg)
- Gabowitsch, Eugen (1997): »Von Morosow zum jüngsten Fomenko«, in *Zeitensprünge* 2/97 (Gräfelfing)
- (1997,2): »N. A. Morosow. Enzyklopädist und Wegweiser der Chronologierevision«, in *Zeitensprünge* 4/97, S. 670 ff. (Gräfelfing)
- Gaubil, Antoine (1739): *Histoire abrégée de l'Astronomie chinoise* (Paris)

- Geise, Gernot (1995): *Wer waren die Römer? Die Erfindung einer Invasionsarmee* (Wessobrunn)
- Gelzer, Heinrich (1880/1898): *Sextus Julius Africanus und die Byzantinische Chronographie* (Leipzig / Nachdr. Hildesheim 1978)
- Germon, Barthelemy (1713): *De veteribus haereticis ecclesiasticorum Codicum corruptoribus* (Paris)
- Ginzel, F. K. (1906-14): *Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie* (3 Bde., Leipzig)
- Gleichen-Rußwurm, Alexander von (1913): *Marc Aurel: Selbstbetrachtungen* (übers. v. F. C. Schneider; Berlin)
- Guevara, Antonio de (1529): *Reloj de principes* (Valladolid) – (engl. 1557 *The Diall of Princes*, London, repr. 1968 Amsterdam u. New York) – (lat. 1571 *Opera historico-politica*, gedruckt bei J. B. Schönwetter, Frankfurt)
- Gumpach, J. v. (1853): *Hilfsbuch der rechnenden Chronologie* (Heidelberg)
- Hardouin, Jean (1693): *Prolegomena ad censuram veterum scriptorum* (Paris)
- Harnack, Adolf (1893): *Geschichte der altchristlichen Literatur bis Eusebius* (Berlin; 2. Aufl. Leipzig 1958)
- Heidrich, Kurt (1981): *Die olympischen Doppeldatierungen, eine Studie zur griechisch-archaischen Geschichte* (Ehrenkirchen-Offnadingen)
- Heinsohn, Gunnar/ Steiger, Otto (1985): *Die Vernichtung der weisen Frauen* (München)
- Heiss, Alois (1872): *Description général des monnaies des rois Wisigoths d'Espagne* (Paris; Nachdr. 1976)
(1962): *Descripción general de las monedas hispano-cristianas desde la invasión de los Arabes* (Bd. I, Zaragoza)
- Henning, Hans (1913): *Der Wulfila der Bibliotheca Augusta zu Wolfenbüttel* (Codex Carolinus) (Hamburg)
- Hibbert, Eloise T. (1941): *Jesuit Adventure in China during the Reign of K'ang Hsi* (New York)
- Hirth, Friedrich (1885): *China and the Roman Orient* (Shanghai; Reprint New York 1966)
- Hoang (auch Huang), Pierre, S. J. (1910): *Concordance des cronologies. . .* (Schanghai)
- Hübner, Emil (1871): *Inscriptiones Hispaniae Christianae* (Berlin; Nachdr. Hildesheim 1975)
- Hunger, Herbert, et al. (1961): *Geschichte der Textüberlieferung der antiken und mittelalterlichen Literatur* (Zürich/ Nachdruck von Bd. 1 München 1975)
- Hunke, Sigrid (1958): *Am Anfang waren Mann und Frau* (Bonn)
(1974) : *Allahs Sonne über dem Abendland* (1991, Frankfurt/ M.)
(1976): *Kamele auf dem Kaisermantel*
(1981) *Europas eigene Religion* (2. Aufl. 1983, Berg. Gladbach; neue Aufl. 1998, Tübingen)
- Ideler, Ludwig (1826): *Handbuch zur mathematischen und technischen Chronologie* (2. Bde., Berlin)

- Illig, Heribert (1996): *Das erfundene Mittelalter* (Düsseldorf)
- Illig, H., und Niemitz, H.-U.: »Hat das dunkle Mittelalter nie existiert?« in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 1/1991 (Gräfelfing)
- Isidor von Sevilla: *Historia de regibus Gothorum, Wandalorum et Suevorum* (ed. Faustinus Arevalo, Bd. 7, Paris 1862) – (dtsh von D. Coste, Berlin 1887/ Essen 1986)
(1862): *Etymologiarum, De Natura Rerum etc.* (ed. Faustinus Arevalo, Bd.I; Paris)
- Jahn, Karl (1977): *Die Frankengeschichte des Raschid ad-Din*. Text in Faksimile, Übers. und Komm. (Wien)
- Jedin, Hubert (1959): *Kleine Konziliengeschichte* (Freiburg)
- Kammeier, Wilhelm (1935): *Die Fälschung der deutschen Geschichte* (Leipzig; Nachdr. 2 Bde., 1980 Wobbenbüll).
Die Fälschung der Geschichte des Urchristentums (4 Bde., postum 1981-82, Husum)
- Kaufmann, Carl M. (1917): *Handbuch der altchristlichen Epigraphik* (Freiburg i.Br.)
- Keller, Werner (1955): *Und die Bibel hat doch recht* (Düsseldorf)
- King, J.E. (1930/1979): *Bede, Historical Works* (London)
- Kircher, Athanasius, S.J. (1670): *China illustrata* (Amsterdam; repr. Genf-Paris 1980)
- Kittel, R. (1929-1937): *Biblia Hebraica* (Stuttgart)
- Koestermann, E. (1970): *Kleine Schriften* (3. Aufl., Leipzig)
- Kraus, Hans-J. (1982): *Geschichte der historisch-kritischen Erforschung des Alten Testaments* (3. Aufl., Neukirchen)
- Krusch, Bruno (1880): *Studien zur christlich-mittelalterlichen Chronologie. Die Entstehung unserer heutigen Zeitrechnung* (I und II, Berlin; 1938)
(1938): »Studien zur fränkischen Diplomatie«, in *Abh. Preuß. Ak. Wiss.* 1937,1 (Berlin)
- Kümmel, Werner (1970): *Das Neue Testament, Geschichte der Erforschung seiner Probleme* (2. Aufl., Freiburg-München)
- La Rocca, Cristina (1996): *Using the Roman Past. Abandoned Towns and local Power in 11th cent. Piemonte* (in: *Early Medieval Europe*, Harlow, Essex, England)
- Launoy, Jean de (1731-32): *Opera omnia* (5 Bde., Genf)
- Le Goff, Jacques (1981): *La naissance du Purgatoire* (Gallimard, Paris) – (dtsh. Übers. Stuttgart 1984, mir nicht zugänglich gewesen).
- Leipoldt, Johannes (1942): *Der Tod bei Griechen und Juden* (Leipzig)
- Lietzmann, Hans (1984): *Zeitrechnung der römischen Kaiserzeit, des Mittelalters und der Neuzeit* (Berlin)
- Lozovsky, Natalia (1996): *Carolingian geographical Tradition* (in: *Early Medieval Europe*, Bd.5,1; Harlow, Essex, England)
- Lüling, Günter (1974): *Über den Urqur'an* (2. Aufl. 1993, Erlangen)
(1981): *Die Wiederentdeckung des Propheten Muhammad* (Erlangen)

- (1992): *Der christliche Kult an der vorislamischen Kaaba* (Erlangen)
- Lund, Allen (190): *Zum Germanenbild der Römer* (Heidelberg)
- Marold, Winni (1993): »Das lateinische Mirakel. Wurzelprobleme der Romanistik«, in *Vorzeit–Frühzeit–Gegenwart* 2/93, S. 29 ff. (Gräffelfing) Marx, Christoph (1993): »Datieren vor der gregorianischen Kalenderreform«, in *VFG* 3-4/93. (Gräffelfing b. München)
- (1995): »Generelles Historiographieschema«, in *Vorzeit–Frühzeit–Gegenwart* 3/95, S. 352 ff. (Gräffelfing)
- (1996 a): »Der (bislang) letzte „Große Ruck“, in *Zeitensprünge* 3/96, S. 339 ff. (Gräffelfing)
- (1996 b): *Zwischen Altzeit und Neuzeit: Wahnzeit* (Selbstverlag Basel)
- Mauersberger, Arno (1980): *Tacitus Germania* (2. Aufl; Leipzig 1971)
- Mayans i Siscar, Gregorio (1742): *Censura de Historias fabulosas, obra posthuma de Don Nicolas Antonio* (Valencia)
- Menninger, Karl (1979): *Zahlwort und Ziffer* (2 Bde., Göttingen) Metzger, Bruce (1977): *The Early Versions of the New Testament* (Oxford)
- (1993): *Der Kanon des Neuen Testamentes* (aus dem Engl., Düsseldorf)
- Metzger, Têrése und Mandel (1982): *La vie juive au Moyen Age* (Fribourg, Schweiz)
- Meyers Konversationslexikon*, 4. und 6. Auflage, 1884-1907 (Leipzig)
- Morosow, N.A. (1912): *Offenbarung Johannis* (Berlin)
- Mühlmann, Wilhelm (1961): *Chiliasmus und Nativismus* (Berlin)
- Müller, Angelika (1990): »Die Quelle. Über die Zweifelhaftigkeit „alter“ Überlieferung«, in *Vorzeit–Frühzeit–Gegenwart* 5/90 (Gräffelfing)
- (1996): »Die Geburt der Paläographie«, in *Zeitensprünge* 4/96 (Gräffelfing)
- Niemitz, Hans-Ulrich (1991): »Kammeier, kritisch gewürdigt«, in *Vorzeit–Frühzeit–Gegenwart* 3-4/91, S. 92 (Gräffelfing)
- Norden, Eduard (1959): *Die germanische Urgeschichte in Tacitus Germania* (4. Aufl., Darmstadt; Berlin 1920)
- (1934): *Alt-Germanien* (Leipzig–Berlin)
- Oberbreyer, Max (1910): *Die Germania des Cornelius Tacitus* (Leipzig)
- Olagüe, Ignacio (1950): *La decadencia de Espana* (4 Bde.)
- (1969) *Les Arabes n'ont jamais envahi l'Espagne*
- (1974) *La revolución islámica en occidente* (Barcelona)
- de Oliveira, Miguel (1964): *Lenda e Historia* (Lissabon)
- Orosius, Paulus, *Adversum paganos*, siehe Torres Rodriguez
- Pauthier, M.G. (1837): *Chine, ou Description Historique, Géographique et Littéraire* (I. partie, Paris).
- Pralle, Ludwig (1952): *Die Wiederentdeckung des Tacitus* (Fulda)
- Radlof, Joh. Gottl. (1822): *Neue Untersuchungen des Keltenthumes zur Aufhellung der Urgeschichte der Teutschen* (Bonn)
- Renan, Ernest (1855): *Histoire générale et systématique comparée des langues sémitiques* (Paris; 3. Aufl. 1863)
- Ricci, Matteo (1611): *De Christiana expeditione apud Sinas* (Antwerpen–Rom 1983)

- (1911): *Opere storiche* (ed. P. Tacchi-Venturi, S.J.)
- Riquier, Martin de (1943): *Prosa escogida de Fray Antonio de Guevara* (Barcelona)
- Rönsch, Hermann (1875): *Itala und Vulgata. Das Sprachidiom der urchristlichen Itala und katholischen Vulgata* (Marburg; Nachdr. München 1965)
- Rotours, Robert des (1981): *La regne de l'Empereur Hivan-Tsong (713-756)* (Paris)
- Rowbotham, Arnold (1942): *Missionary and Mandarin. The Jesuits at the Court of China* (Los Angeles)
- Ruehl, Franz (1897): *Chronologie des Mittelalters und der Neuzeit* (Berlin)
- Sachau, E. (1897): *Chronology of Ancient Nations*
- Schnur, Harry C. (1979): *Lateinische Fabeln des Mittelalters* (München)
- Schwartz, Eduard (1903): *Diodorus (in Pauly's Realencyclopädie, Nachdr. 1958)*
- See, Klaus von (1970): *Deutsche Germanen-Ideologie vom Humanismus bis zur Gegenwart* (Frankfurt / M.)
- Sonntag, Regine (1987): *Studien zur Bewertung von Zahlenangaben in der Geschichtsschreibung des frühen Mittelalters* (Diss., München)
- Spengler, Oswald (1918-22): *Der Untergang des Abendlandes*, 2 Bde. (dtv 5. Aufl., 1979)
- (1937): *Reden und Aufsätze* (München)
- Strauss, David Friedrich (1864): *Das Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet* (Leipzig, 21. Aufl., s.d.)
- Strobel, August (1977): *Ursprung und Geschichte des frühchristlichen Osterkalenders* (Berlin)
- The Cambridge History of China* (Bd. 3, 1979; Cambridge)
- Theiler, Willy (1951): *Kaiser Marc Aurel. Wege zu sich selbst* (Zürich-München; 3. Aufl. 1984)
- Topper, Uwe (1977): *Das Erbe der Giganten* (Olten-Freiburg; 1979 Berg. Gladbach)
- (1988): *Wiedergeburt. Das Wissen der Völker* (Reinbek)
- (1993): *Das letzte Buch. Bedeutung der Offenbarung des Johannes* (München)
- (1994): »Portugiesenbauten im Hohen Atlas«, in *Alomgaren XXIV / XXV*, S. 335-344 (Hallein)
- (1995): »Entstehung des Slawentums«, in *Zeitensprünge VII* (4) S.461-482 (Gräfelfing)
- (1996): »Wer hat eigentlich die Germanen erfunden?«, in *Zeitensprünge 2/96*, S.169-185 (Gräfelfing)
- (1998): »Acerca de algunas tradiciones orales de los Imazighen del Alto Atlas marroquí«, in *Jahrbuch der Universität Cádiz*, Spanien.
- Topper, Uwe, und Uta (1988): *Arte rupestre de la Provincia de Cádiz* (Cádiz, Spanien)
- Torres Rodriguez, Casimiro (1985): *Paulo Orosio, su vida y sus obras* (Santiago d.Comp., Spanien)
- Tusculum Lexikon griech. u. lat. Autoren des Altertums u.d. Mittelalters* (Rowohlt 1974)

- Twitchett, Denis (1992): *The Writing of Official History Under the Tang* (Cambridge)
- Vives, José (1963): *Concilios Visigóticos e Hispano-Romanos* (Madrid)
- (1969): *Inscripciones cristianas de la España romana y visigoda* (Barcelona)
- Wechssler, Eduard (1936): *Hellas im Evangelium* (Berlin; 2. Aufl. Hamburg 1947).
- Wellhausen, Julius (1884): *Abriß der Geschichte Israels und Judas* (Berlin) (Nachdruck 1985).
- (1897): *Reste arabischen Heidentums* (Berlin).
- (1899): *Prolegomena zur ältesten Geschichte des Islams* (Berlin) (Nachdruck 1985).
- Werner, Karl F. (1959): »Zur Arbeitsweise des Regino von Prüm«, in *Die Welt als Geschichte*, 19. Jahrg. S. 96-116 (Stuttgart)
- Wengst, Klaus (1984): *Didache, Barnabasbrief, 2. Klemensbrief und Schrift an Diogenet* (München)
- Windisch, Ernst (1868): *Der Heliand und seine Quellen* (Leipzig)
- Wittstock, Albert (1941): *Des Kaisers Marcus Aurelius Antoninus Selbstbetrachtungen* (Reclam, Leipzig 1941)
- Zahn, Theodor (1888-89): *Geschichte des neutestamentlichen Kanons* (Erlangen-Leipzig; Nachdr. Hildesheim 1975)
- Zedler, J. H. (1743): *Universallexikon* (Leipzig; Nachdr. Graz 1962)
- Zinner, Ernst (1937): *Der deutsche Kalender des Johannes Regiomontan. Nürnberg um 1474* (Leipzig)

Personen- und Sachverzeichnis

- Abaelar, Pierre 150, 154
Adam von Bremen 112
Aelian 40
Albrecht, Gisela 116
Alexander der Große 115
Altes Testament 15, 115, 181, 184, 219
Althamer, Andreas 51
Antonio, Nicolas 80, 87
Apollinar 86, 154
Apostelgeschichte 118, 232
Apuleius 31, 39, 40, 41, 42, 54
Arian 162, 163
Aristoteles 155
Armenien 225
Aschbach, Joseph 36-39
Ashe, Geoffrey 72 ff.
Augustin 31, 42, 57, 120, 134, 138,
149 f., 152, 155, 206, 261 f.
Augustus 119, 128
Avieno, Rufus Festus 85
Baldauf, Robert 16-20, 45-48, 51, 169,
175, 182, 195
Barnabasbrief 230
Barral i Altet, Xavier 96
Beatus von Liébana 90, 179, 203
Beda Venerabilis 123-126, 129, 144, 150
Belisar 90
Beltrán, Villagrasa 94
Bernhard von Clairvaux 143
Berosos 85, 86
Bessarion 56
Beza 70
Blüher, Hans 168
Boccaccio 41, 47, 56, 58, 174
Bodmann, Gertrud 10, 111, 113-116,
118 f., 121, 123 f., 126-130, 132 f.
Bodmer 160
Boethius 171
Bogomilen 157
Solland, Johann 86, 265
Bollandisten 22, 214, 265 f.
Bonifatius 84, 112, 162, 223
Boor, Helmut de 173
Brandan 148
Breuil, von 201
Brunnhölzl, Franz 40
Bruno, Giordano 42
Byzanz 28, 40, 43, 56, 58, 110, 123,
134, 137, 142 f., 181, 214, 241, 264
Cabré 96
Calvin Aguiló, Juan 70
Capelle, W. 67
Carmina Burana 175, 203
Căsar 19, 74, 113, 127, 205
Cassiodor 14, 170 f., 226
Celtis, Konrad 33, 36, 37, 53 ff., 87, 259
China 243
Chlodwig, Frankenkönig 22, 122, 166,
263
Cicero 14, 46, 57, 59, 160, 208
Claudius 74
Cosimo de Medici 56
Coustance, Felix 261 Dagobert,
Frankenkönig 166
Damascenus 86
Damaskus 198, 216
Damasus 226
Dante 151
Delitzsch, Friedrich 10, 71, 184, 193 f.
Detering, Hermann 199
Dias, Emanuel 244, 247
Diaz y Diaz, Manuel 142
Didache 229
Diodor von Sizilien 113, 116
Dionysius Areopagita 86, 154 ff., 267
Dionysius Exiguus 117, 131
Dioskorides 56
Drews, Arthur 197, 272
Drythelm 144
Dunne, George H. 249
Eberle, Josef 170, 174
Edda 174, 176
Ephraim 221
Erasmus von Rotterdam 69 f., 118,
169, 229
Eratosthenes 113
Eriugena, siehe Scotus E.
Eusebius von Cäsarea (Euseb) 87,
109, 112 ff., 116 f., 120, 129, 153 f.,
208 f., 225, 230
Evangelienharmonie 171, 182,
206, 212, 222 f., 225

Externsteine 200, 223
 Fegefeuer 133 f., 138, 140, 144, 150 f., 247
 Felicitas, Märtyrerin 84, 136, 148
 Fibonacci, Leonhard 130
 Ficino 56
 Fischer-Fabian, Siegfried 46, 50
 Fomenko, Anatoly 271 f.
 Franken 162, 168
 Franz, Marie-Luise von 136
 Friedrich, Horst 241
 Friedrich I., Barbarossa 53, 54
 Friedrich II. Hohenstaufen 131
 Friedrich III. 60
 Galilei, Galileo 42
 Geise, Gernot 125
 Gelzer, Heinrich 87, 105, 107, 109, 110
 Germon, Barthelemy 261
 Gerónimo de la Concepción 77
 Gesner, Andreas 65
 Ginzler, F. K. 130 ff.
 Gnosis 28, 143, 157, 233
 Gottfried von Monmouth 72 ff.
 Gottschalk der Sachse 171, 262
 Gregor der Große, Papst 42, 141, 145, 149, 177
 Gregor von Nazianz 119, 120, 160
 Gregor von Tours 54, 121, 163
 Grimm, Jacob 173
 Große Aktion 9, 20, 24, 78, 96, 110, 117, 120, 241, 242, 268
 Guevara, Antonio de 62-65, 68
 Guibert von Nogent 148
 Hardouin, Jean 13-16, 18, 45, 83, 263, 271
 Harnack, Adolf 10, 152, 153, 266
 Heinrich IV., deutscher Kaiser 180
 Heinsohn, Gunnar 28, 272
 Heiss, Alois 94
 Heliand 171
 Henoch 138
 Hermann von Reichenau 128
 Herodot 208
 Hesekiel 224
 Hieronymus 114 f., 118-121, 129, 226 f.
 Higuera, H. R. de la 79 ff., 86
 Hildebert von Mans 140
 Hildebrandslied 171
 Hilduin, Abt von St. Denis 154
 Holstenius, Lucas 83 f., 109 f., 260
 Homer 17, 19, 55, 158
 Horaz 14, 55, 64, 174 f.
 Hrabanus 47, 171, 223
 Hübner, Emil 91
 Hunger, Herbert 54, 57 ff., 160, 214 f., 225
 Hunke, Sigrid 10, 43, 194, 269
 Hutten, Ulrich von 49, 54
 Ibn Arabi, Sufi 156
 Ignatius, Märtyrer 15, 25, 29 f., 231
 Igors Heerfahrt 176
 Illig, Heribert 43, 45, 145, 271 f.
 Indiktion 131
 Inquisition 17, 28 f., 81, 153, 264 f.
 Irenäus 157, 224
 Isidor 14, 74, 79, 81, 85, 88, 90, 94, 106, 123 f., 127, 129, 141 f., 236, 262
 Jakob Thomas von Gaeta 229
 Jamblichus 56
 Jerusalem 242
 Jesuiten 55, 243
 Jiménez von Rada 235
 Johannes XXIII. 58, 134
 Johannes von Damaskus 216
 Josephus, Flavius 87, 116, 219, 232
 Juan Viterbo 77
 Judas Ischariot 231
 Juden 195, 199
 Julian von Toledo 141
 Julius Africanus 105, 116
 Kalender 42, 117, 126, 204 ff., 225, 242, 258, 264
 Kammeier, Wilhelm 9, 10, 20-24, 45 ff., 51 ff., 143, 180, 182 f., 195
 Karl der Große 10, 45, 75, 145, 149, 260
 Karl V. 62 f., 65, 69, 83
 Karl Martell 127
 Katharer 151, 153, 157
 Kircher, Athanasius 245
 Kittel, R. 215
 Klemens von Alexandria 78, 117, 119, 137, 139, 154, 208
 Konfuzius 253
 König Artus 71, 149, 267
 Konstantin der Große 43, 119
 Kopernikus 42
 Koran 42, 182, 194, 200, 204, 214
 Kusanus (s. Nikolaus von Kues)
 Lambert von Hersfeld 39
 Launoy, Jean de 260
 Le Goff, Jacques 10, 132-145, 147-151
 Lozovsky, Natalia 57
 Luitprand von Pavia, 79
 Lukian 55

LÜling, Günter 200, 212, 233
 Luther, Martin 70
 Mabillon, Jean 261
 Maimonides 207 Makkabäer
 144, 219, 224
 Manetho 87, 108
 Marc Aurel 62, 64 f., 67 f.
 Martin 61 f.
 Martin, Paul C. 59
 Marx, Christoph 11, 250, 271 ff.
 Meister Eckehart 28
 Merowinger 22
 Metzger, Bruce 213, 221, 228
 Monte Cassino 58, 84, 147
 Morosow, Nikolaj 272
 Nazareth 198
 Neues Testament 15, 69, 118, 135,
 161, 181, 194 f., 199, 211
 Nibelungen 176
 Niemitz, Hans-Ulrich 20, 22, 44
 Nikolaus V. 60
 Nikolaus von Kues 24, 42 f., 46,
 48, 55, 58, 126
 Nikolaus von Wyle 41
 Nizäa 115, 126, 153 f.
 Noah 87, 243, 257
 Norden, Eduard 51
 Offenbarung des Johannes 106, 179,
 181, 211, 224 ff., 238 Olagüe,
 Ignacio 10, 96, 234
 Origenes 26, 86, 137, 152 ff., 198, 218
 Orosius, Paulus 121 Ossian 176
 Otfried von Weißenburg 171, 223
 Otto I. 21, 33, 39
 Otto III. 177
 Otto von Freisingen 39, 54
 Ovid 38
 Palacios, Asin 156, 233
 Palästina 155, 195
 Patrick, Missionar von Irland 149
 Paulikianer 151
 Pauliniker 157
 Paulus 154, 157, 199, 228
 Pauthier, M. G. 249
 Pedro de Medina 77 f.
 Pelagius 32, 38, 235
 Perpetua, Märtyrerin 84, 136, 148
 Peschitta 225, 244 Petavius
 130
 Petrarca 57, 59, 171
 Petrus 139
 Petrus Damiani 140, 150
 Petrus I. 134
 Peutinger, Konrad 53 ff.
 Piccolomini (= Pius II) 28, 43, 48, 59 f.,
 268
 Pilato aus Saloniki 55
 Pius I. 60, 221
 Pius II. 46, 48 f., 51
 Pius III. 60
 Platon 41, 56, 144, 157
 Plautus 18, 38, 58, 175
 Plinius 14, 51, 87
 Plotin 56
 Poggio 41, 48, 58, 68, 69
 Polybius 113
 Prokop 107
 Ptolemaios 157
 Pythagoras 208
 Qumran 215
 Rasis, arab. Historiker 235
 Regino von Prüm 54, 127 ff.
 Renan, Ernest 249
 Rhua, Pedro de 64 Rode,
 August 41 Rolandslied
 76, 237 f. Rolevinck,
 Werner 130
 Rom 40, 41, 43, 45 f., 48 f., 51, 53,
 57, 116, 121, 124 f., 134, 137, 144 f.,
 177, 222, 242
 Römisches Reich 53, 114, 119
 Rönsch, Hermann 169, 227
 Roswitha von Gandersheim 31 f., 36-
 39, 171, 173, 259 Rudolf von Fulda
 47, 53, 171
 Rufinus 121
 Sallust 39, 52
 Sassetti, Francesco 59
 Saxo Grammaticus 173, 177
 Scaliger 122, 130 f.
 Schalit 116
 Schedel, Hartmann 132
 Schnur, Harry 175
 Schütz, Michael 65
 Schwartz, Eduard 113
 Scotus Eriugena 151, 154
 Scotus, Marianus 130
 Seneca 57, 67, 87
 Septuaginta 115, 123, 217 f.
 Sidonius Apollonius 75
 Sigebert von Gembloux 129
 Sonntag, Regine 10, 127, 163
 Spanien 77, 79, 90

Spengler, Oswald 10, 234	T i b e r i u s 2 0 6
Stegmüller 214	Tischendorf, C. von 220
Stephan, Märtyrer 198	Titus Livius 46, 51, 116
Strauss, David 195, 197	Topper, Uwe 201, 214, 237
Strobel, August 205, 207	Trajan 74
Suda 55, 63	Trigault 247, 249
Syrien 154, 198, 222	Tritemius = Johannes Heidenberg 53, 55
Tacitus 31, 45-51, 53 f., 125, 177, 232, 254	Turner, Sharon 76
Tajon von Saragossa 79, 141	Valentin 157
Talmud 207	Valla, Lorenzo de 43, 69, 155
Tatian 171, 222	Vergil 14, 55, 60, 175, 231
Terenz 32, 38, 175	Voltaire 244
Tertullian 136, 154	Walafried (Strabo) 144 f.
Theiler, Willy 67 f.	Wellhausen, Julius 10, 71
Theoderich 145, 170	Wengst, Klaus 229
Thomas von Aquin 136	Widukind 39
Thora 115, 182, 217	Wulfila 158, 160, 177

UWE TOPPER

Uwe Topper, geboren 1940 in Breslau, lebte drei Jahrzehnte als freier Schriftsteller und Künstler in Südasien, Nordafrika und Westeuropa. Zahlreiche wissenschaftliche Artikel und Vorträge und mehrere populärwissenschaftliche Bücher in Deutsch und Spanisch haben ihn bekannt gemacht. Sie behandeln völkerkundliche, kunstgeschichtliche und religionsgeschichtliche Themen. Uwe Topper wohnt seit 1992 in Berlin.

Bücher:

Das Erbe der Giganten, Walter-Verlag, Olten 1977
Die Sufis im Maghreb, Eugen Diederichs Verlag, Köln 1984
Märchen der Berber, Eugen Diederichs Verlag, Köln 1986
Wiedergeburt, Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbeck 1988
Erbefragung, Droemersch Verlagsanstalt Th. Knaur, München 1988
Arte Rupestre, Disputacion provincial de Cadiz 1988
Sufis und Heilige im Maghreb, Eugen Diederichs Verlag, München 1991
Das letzte Buch, Heinrich Hugendubel Verlag, München 1993
Cuentos Populares de los Bereberes, Miraguano Ediciones, Madrid 1993

Geschichte bei Graben

Gert Meier/Hermann Zschweigert

Die Hochkultur der Megalithzeit

Verschwegene Zeugnisse aus Europas großer Vergangenheit

528 S., geb., 260 z.T. vierfarb. Abb. **DM 58.-**

ISBN 3-8 784 7-159-9

Das reich bebilderte Buch behandelt Herkunft, Verbreitungsgebiet, Sprache, Religion, Sinnbilder, Schrift und das Erbe der Träger der Megalithkultur sowie die Indogermanenfrage. Ein breiter Raum ist den technischen Errungenschaften gewidmet. So gewinnen wir das Bild eines seit der jüngeren Altsteinzeit entstehenden und bestehenden religiösen und kulturellen Kontinuums des atlanto-libyschen Raums, dessen Jenseitsvorstellungen im Ahnenkult wurzelt und das eine vielleicht erdumspannende Hochreligion hervorgebracht hat.

Gert Meier • Standortbestimmung

zur deutschen Vor- und Frühgeschichte

Neue Erkenntnisse offenbaren die Verfälschung unserer Vergangenheit

ca. 480 S., geb., ca. 200 z.T. vierfarb. Abb. **ca. DM 58.-**

ISBN 3-87847-175-0

Neben der Zeitgeschichte ist auch das Bild der deutschen Vor- und Frühgeschichte erneuerungsbedürftig. Neue Datierungs- und physikalische Methoden haben manche alte Vorstellung als falsch erwiesen, insbesondere das dogmatische „Ex oriente lux“, daß nahezu alle Kulturimpulse für Mitteleuropa aus dem Vorderen Orient stammen. Auch die Geschichte des frühen Mittelalters bis zu Karl dem Großen ist revisionsbedürftig.

Rolf Hellberg

Kleine deutsche Geschichte

von den Anfängen bis zur Gegenwart

160 S., kart., Abb. DM 24.80 • ISBN 3-87847-160-2

Wer seine Herkunft nicht kennt, kann die Gegenwart nicht verstehen und die Zukunft nicht gestalten. Dieses Buch bietet das vieltausendjährige Geschehen in Mitteleuropa von den Anfängen bis zur Gegenwart in straffer und übersichtlicher Form. Dabei werden neben politischen Ereignissen auch die jeweiligen kulturellen und sozialen Leistungen und Entwicklungen behandelt.

Fordern Sie bitte unser Gesamtverzeichnis an!

GRABERT•VERLAG

72006 Tübingen • Postfach 1629

Tel. 07071/40 700 • Fax 44 04 78

Uwe Topper

DIE

»GROSSE AKTION«

EUROPAS ERFUNDENE GESCHICHTE

Märchen und Mythen sind über viele Generationen überlieferte und meist vielfach veränderte Erinnerungen oder Erfahrungen. Sie haben wie Sagen manchmal einen historischen Kern, der aber erst bei einer besonderen Untersuchung offenbar wird. Niemand hält alle ihre Einzelheiten für geschichtliche Wahrheit. Im Gegensatz dazu erhebt die Geschichtswissenschaft den Anspruch, Kunde von einer früheren Wirklichkeit zu sein. Ihre Deutungen und Beurteilungen können sich ändern, die historischen Tatsachen werden jedoch im allgemeinen für verbindlich gehalten.

Daß dem in weiten Teilen der mittelalterlichen und frühen Geschichte anscheinend doch nicht so ist, legt das vorliegende Buch mit schwer widerlegbaren Quellen nahe. Zwar ist seit langem bekannt, daß in den Mönchszellen und Humanistenstuben während vieler Jahrhunderte in erheblichem Maße Dokumente gefälscht und Schriften antiken Autoren unterschoben wurden, doch daß die ganze Geschichtlichkeit bedeutender Personen in Frage zu stellen ist, wurde bisher kaum in weiteren Kreisen bekannt. In früheren Zeiten mit eindrucksvollen Begründungen auftretende Kritiker wie Kammeier wurden nicht beachtet, und die amtliche Geschichtswissenschaft schottete sich gegen Laienforscher erfolgreich ab.

Durch besseren Zugang zu den Quellen, durch größere Mobilität und besseren Austausch der Forschungsergebnisse haben sich in den letzten Jahrzehnten weitere grundlegende Erkenntnisse ergeben, die manche

GRABERT-VERLAG-TÜBINGEN

der bisher als richtig angenommenen Vorstellungen als änderungsbedürftig erscheinen lassen.

Nach einem Überblick über die Entwicklung der Geschichtskritik beschreibt der Verfasser die Umstände und Werkstätten der Fälscher, geht auf ihre Beweggründe ein und schildert die Folgen für unser heutiges Weltbild. Er meldet Zweifel sowohl an der Existenz bedeutender Kirchenväter wie an überlieferten Taten Karls des Großen an. Roswitha von Gandersheim soll ebenso eine spätere Phantasieschöpfung belesener Humanisten sein wie die »Germania« des Tacitus. Die Verfolgung der Idee des Fegefeuers und ihre dabei auftretende Rückverlegung in frühere Jahrhunderte läßt an vielen Einzelheiten des ersten Jahrtausends der Kirchengeschichte zweifeln. Der Wunsch nach historischer Begründung kirchlicher Ämter, Besitztümer oder Dogmen war einer der zentralen Beweggründe, der auch dazu gedient haben könnte, der Bibel ein weit höheres Alter zuzubilligen, als der Autor für richtig hält. Daß noch im 17. Jahrhundert Jesuiten in China die dort überlieferte Chronologie zur Anpassung an die – gefälschte – europäische umänderten, wird selbst Skeptiker aufhorchen lassen.

An vielen weiteren Beispielen untermauert der Verfasser seine Kritik am herrschenden Geschichtsbild vom Mittelalter. Er will die Geschichtswissenschaft zu einer notwendigen Revision anregen. Auch wenn manches zunächst noch zu unwirklich erscheint, bleibt eine spannende Lektüre für jeden Interessierten.

GRABERT-VERLAG-TÜBINGEN